Weihnachten 1916

[illegible]

[illegible]

Alice Schalek: Am Isonzo



Generaloberst von Boroević

Kommandant der Isonzoarmee

Am Isonzo

März bis Juli 1916

Von

Alice Schalek

Mit 109 Abbildungen meist nach eigenen Aufnahmen
und einer Übersichtskarte



Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien
1916

Druck: Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

Dem Kommandanten der Isonzoarmee

Seiner Exzellenz Generalobersten von Boroević

in Bewunderung zugeeignet

Inhaltsverzeichnis

Der Abschnitt von Görz.

Seite

Das Plateau von Doberdo.

Raum Plava—Zagora.

Das Gebirgsbecken von Tolmein.

Ankunft im Hauptquartier

Kurz vor der Abreise betrete ich noch rasch einen Bücherladen. Ich muß einen Augenblick warten, eine Dame wird eben bedient. Ich sehe, wie sie das Buch, das der Verkäufer ihr reicht, voll Widerwillen zurückweist. Sie zieht die Schultern zusammen, als ob es sie fröstelte. „Nein, bitte, nichts vom Krieg!“

Wozu vom Kriege auch noch lesen? Hört man nicht genug von ihm? Ist nicht das tägliche Leben Minute für Minute von ihm überreichlich erfüllt?

Nein, ich meine, man hört nicht genug, weiß viel zu wenig von ihm. Die furchtbar knappen Worte, in die man ihn für uns zusammengepreßt hat, stehen wie eine Mauer vor uns. Schlacht! — Welch ein Ausdruck! Sieg! — Welch eine Zusammenfassung! Daß dahinter Menschen sterben — wissen wir's? Daß jedes dieser Worte Tausende von Schicksalen umfaßt — würdigen wir's? Während der Krieg Hunderttausende von Leben umkrallt und mitten aus ihnen heute den, morgen jenen verbluten läßt — sollen wir uns da die Ohren zuhalten, damit wir ungestörter lachen und träumen können, sollen wir sagen dürfen: „Bitte, nichts vom Krieg?“

Im Hauptquartier frage ich beim Platzkommando nach einem Offizier, an den ich empfohlen bin und den ich bitten soll, mir den Weg zu einer Audienz zu ebnen. Er ist leider eben dienstlich verreist. Aber der amtierende Hauptmann sagt: „Zu unserer Exzellenz können Sie jederzeit kommen.“

Nun heißt es, dem Kommandierenden unter die Augen zu treten, dem Manne, der unsere Fahne mit leuchtendem Ruhme färbt. Oskar Wilde hat ein Wort geprägt, dessen Triebkraft mir schon manchen Dienst leistete: „Tu immer das, wovor du dich fürchtest.“

Ich klopfe also an die Tür und schon tritt „Er“ auf mich zu, rasch und lächelnd. Wer sich ihn so vorstellt, wie er später einmal auf dem Granitsockel aussehen wird, irrt gar sehr. Man merkt ihm

den Feldherrn nicht an; insbesondere wenn er lacht. Manchmal aber tritt in seine hellen lebhaften Augen etwas Einsames, Abgeschlossenes, wie wenn eine Glaswand sich vor sie schöbe. Und dann kann man auch über dem gütigsten Blick nicht mehr vergessen, mit wem man spricht.

Es bedarf keiner Vermittlung. Zu Generaloberst v. Boroevic kann jeder selbst kommen und ihm frei heraussagen, was er begehrt. Und wenn man ihn bittet, über seine Armee schreiben zu dürfen, da leuchten die Augen so strahlend auf, daß ich jetzt beinahe über meine eigene Furcht vor diesem Augenblick lächeln muß.

„Wenn Sie versprechen, nichts über die Führer zu schreiben, dann bitte ich Sie geradezu darum. Über jeden einzelnen meiner Soldaten müssen Sie schreiben. Sie müssen zu ihnen hingehen und sehen. Wer sie sieht, der muß ja von ihnen erzählen. Man kann das nicht oft genug tun! Was hier am Isonzo geschieht, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Den Isonzo hält der einzelne Mann. Was vermöchte mein Wille, stände nicht eisern der Mann da, der namenlose, einfache Mann. Gehen Sie zu ihm hin und sehen Sie, wie er die Wache hält.“

Vom wiedereroberten Przemysl, in das der Befreier nicht mit einziehen konnte, war er eiligst nach Süden gefahren. Der Feldherr schätzte die Italiener gleich am ersten Tage richtig ein. „Vor diesem Gegner weichen wir nicht zurück. Nur über unsere Leichen kann Gabriele den Triumphzug nach Triest antreten.“ Und er lacht in Gedanken an d'Annunzio, der bei der Isonzoarmee ein äußerst populärer Mann geworden ist. Jeder nennt ihn beim Vornamen, wie einen lieben Bekannten, denn man rechnet ihm die Mitarbeiterschaft an diesem Kriege hoch an.

Viele Truppen sind schon dort gewesen, um in dieser Esse gehärtet zu werden. „Die Neuen stelle ich zuerst ein wenig weiter rückwärts, schiebe sie nur allmählich vor. Wer dann eine Zeitlang in der vordersten Front gestanden ist, der ist geeicht. Auf den kann man sich verlassen. Die lernen dort Männer sein.“

Fast unbewußt gleitet der Gedanke durch meine Seele, wie gut es wäre, nun doch schon Krieg ist, müßten wir ohne Aus-

nahme durch diese Erziehung hindurch, die eigentlich nicht einmal eine Erziehung ist. Wir brauchen nämlich gar nichts zu lernen; was uns nottut, ist bloß, endlich zu erkennen, was wir sind und was wir vermögen.

„Die Italiener haben zu empfindliche Nerven. Und zu viel Kritik. Sie glauben weder an die Führung noch an die Verwaltung oder an die Regierung. Und sie glauben vor allem nicht an die Notwendigkeit ihres Krieges, sie kämpfen, weil sie müssen. Und so stehen sie den Unsern gleichsam ohne Mark gegenüber. Auch bei uns wünscht keiner den Krieg um des Krieges willen. Auch unsere Leute lieben ihr Leben, nur der Tollhäusler ist tollkühn, tapfer kann überhaupt nur der genannt werden, der sich opfert, trotzdem er sein Leben liebt. Aber mehr als an seinem Leben hängt jeder meiner Leute an seiner Pflicht. Gehen Sie hin und schreiben Sie, was Sie dort sehen."

Einen Blick darf ich auf die Karte werfen, auf der die Linien beider Fronten eingezeichnet sind.

„Cadorna kann es sicherlich nicht begreifen, warum er seit einem Jahre an derselben Stelle steht. Schildern Sie unsere Soldaten und unsere Frontoffiziere, damit er es begreift. Nein, Geheimnisse gibt es nicht. Und ich muß immer lachen, wenn ich daran denke, daß jede italienische Zeitung konfisziert werden würde, brächte sie nur ein Zehntel von dem, was ich von drüben weiß. Schreiben Sie alles, nur nicht über die Führer!"

Es ist dieselbe Bitte noch einmal. Jeder Große bei uns richtet sie an die Chronisten. In Deutschland kennt man diese Scheu nicht. In Deutschland sind die Barden rechtzeitig da, die Helden zu feiern. Sie warten nicht auf die Kränze der Nachwelt, sie wissen, daß nicht nur dem Mimen keine geflochten werden. Es ist nicht die Heldentat, die in der Nachwelt weiterlebt, sondern der Eindruck, den sie der Mitwelt macht. Fortzeugend gebiert der den Ruhm. Hindenburg, Mackensen, Weddigen, die „Möve", die „Emden" und Zeppelin . . . jetzt schon sind sie der Geschichte entrückt, sie gehören der Legende, der Kunst, der Literatur. Und fast könnte man sagen: der Industrie. Deutschland, das weise, organisierte, weithinaus

vorsorgende, schafft seinen Söhnen gleichzeitig Sieg und Ruhm. Nur wir glauben immer noch, daß andere uns den Lorbeer winden werden. Nur wir haben Angst vor dem, was Reklame genannt werden könnte, die kleinbürgerliche Angst der ehrsamen Hausfrau, die immer noch glaubt, die beste sei die, von der nicht gesprochen wird. Wir machen uns auch in der Größe vom Philistertum nicht frei.

Ich wage es, dem Feldherrn dies zu sagen. Er aber schüttelt den Kopf. „Am Isonzo gibt es keine Namen, keine Persönlichkeiten. Es ist der Mann und der Subalternoffizier, der ihn hält. Also versprechen sie ruhig, was ich verlange.“

Ich verspreche es. Nichts von den Führern will ich schreiben, sondern hinausgehen, dorthin, wo der Mann, der Frontoffizier steht, der namenlos ist. Aber durch diesen Mann, durch diese Isonzoarmee, darf ich wohl die Führer silhouettieren, deren Geist über ihnen schwebt.

Lange noch sehe ich den Feldherrn vor mir, während ein Auto mich Görz entgegenführt. Einsam scheint mir auch dieser Große. Und seine Seele voll Zwiespalt. Er denkt es aus, das Gewaltige, was sich hier abspielt, aber andere tun es. Und wie alle Denker schätzt auch er die Tat höher ein als den Gedanken. In ihm ist es wie ein Neid auf den Leutnant, der sorglos tapfer sein darf. Und mitten drin im Getümmel der Berichte, während das wird, wirklich wird, was er ersinnt, fühlt er sich arm, weil er nicht mittun kann, wie er möchte.

In Görz

In Görz, das noch immer bewohnt ist, soll ich mein Standquartier aufschlagen.

„Ich bin nicht fürs Evakuieren," hat mir der Kommandierende beim Abschied gesagt, „jeder weiß doch, daß Görz beschossen wird. Bleibt einer trotzdem lieber in seinem Haus als im Flüchtlingslager, so ist das seine, nicht meine Sache. Ich bin für die amerikanische Auffassung der Selbstverantwortung in der Gefahr. Der Staat mischt sich ja auch dann nicht darein, wenn einer heiraten will!"

In Görz melde ich mich beim Kommandanten, der mit mir die Wohnungsfrage erörtert: „Zwei Häuser nur kommen in Betracht," sagt er so einfach, als bespräche er die bessere Aussicht, die einst im Frieden in solchem Falle den Ausschlag gab, „das Posthotel und das Parkhotel. Ich rate Ihnen zu dem östlicheren, das weniger beschossen wird. Ich glaube, es hat erst acht Schüsse gehabt."

Das Auto, das mich hergebracht hat, wird angewiesen, mit abgeblendeten Lichtern einen anderen, weiteren Weg, über Aisovizza, zurückzufahren, weil der kürzere über Sankt Peter eben unter Feuer steht. „Freilich," meint der Rittmeister, der mir Führerdienste leistet, „auch der andere kann in der nächsten Minute beschossen werden. Solche Befehle geben wir ja auch nur dann aus, wenn gerade ein Wagen so offiziell herkommt wie der Ihrige. Sonst schert sich kein Teufel darum."

Mein Führer begleitet mich zum Quartier im Parkhotel, das dicht neben dem Stadtgarten liegt. Er erzählt mir, daß auch in diesem Hotel eine Frau durchs Fenster von einer Gewehrkugel getroffen wurde. Und da ich eine unwillkürliche Bewegung mache, fügt er beruhigend hinzu: „Aber Sie haben ein Zimmer nach der schußsicheren Seite."

Über die schußsichere Seite muß ich lachen. Fast jedes Haus in der Stadt, auf beiden Seiten der Straßen, hat einen Schuß abgekriegt. In den meisten Fällen ging er, ganz ohne Rücksicht auf die „Seite“, einfach von oben hinein. Hie und da schlug die Granate zuerst in den Keller und schlitzte das Haus dann von unten auf. Ein solches gewissermaßen halbiertes Haus sehe ich gerade von meinem Fenster aus dicht vor mir. Ein Tisch steht noch im ersten Stock, eine Lampe



darauf und das Kinderspielzeug. Bilder hängen an den Wänden, eines ist aus dem Rahmen gefallen. Und der Teppich, der in tausend Stücke zerfetzt ist, ragt mit einer blumigen Ecke über den Fußboden hinaus.

Kein einziges Gebäude ist unbeschädigt, wenn auch die Fassaden noch stolz und aufrecht dastehen. Hier aber fehlt das Dach, dort der Oberstock, bei manchem das gesamte Eingeweide. Kein Fenster ist ganz, kein Balkon hat eine Brüstung, keine Laterne steht gerade und die zerschossene Uhr auf dem Hauptplatz zeigt nur noch mit dem Stundenzeiger auf die Ziffer zwei.



Am selben Abend noch gehe ich mit einem der Offiziere zur Isonzobrücke hinunter. Durch die schöne Allee, die am genauesten von den Italienern eingesehen und daher am wütendsten von ihnen beschossen wird, weil dort jeder Fußgänger mit Gewehrkugeln verfolgt werden kann. Die als Deckung aufgestellte künstliche Wand aus Kukuruzstauden hat natürlich keinerlei wirklichen Wert. „Einen moralischen wohl," versichert mein Begleiter, „man fühlt sich hinter ihr weit weniger preisgegeben. Es ist auch nicht zu verachten, wenn man einen Regenschirm aufspannen kann."

Wir gehen übrigens außerhalb der schützenden Hecke und sehen jeden Schuß bei den feindlichen Stellungen blutigrot aufblitzen. Dann kommt es jedesmal lang her durch die Luft, zischend, böse, wie ein springendes Raubtier. Schrapnells sind es; sie zu erkennen, habe ich bereits gelernt. Mein Begleiter sieht mich halb von der Seite an, da das dritte verteufelt nahe bei uns platzt.

„Wollen wir weitergehen? Oder möchten Sie zurück?"

Er fragt mich ganz harmlos, aber ich begreife es plötzlich, daß dieser Spaziergang eine Probe auf meine Nerven sein soll. Und

ebenso blitzartig verstehe ich, warum hier jeder ein Held sein muß. Wehe dem, der Furcht zeigte, wehe dem Unseligen, der nicht standhielte, kein wirklicher Tod wäre so fürchterlich wie der moralische, wie die Geringschätzung, die ihn träfe. Und zum ersten Male dämmert mir das Verständnis für die Höhe der Kultur der Chinesen auf, die lachen, wenn sie zur Hinrichtung gehen. Sie wahren das Gesicht.

Merkwürdig ist aber, daß dieses Moment bloß einen kurzen Übergang darstellt. Nur anfangs beherrscht man sich der Zuschauer wegen. Diese ersten paar Minuten sind freilich nicht leicht. Aber ehe man sich's versieht, ist gar kein Zwang mehr vonnöten. Man hat's übertaucht und nun gehört man zur Isonzoarmee.

Ein neuer Umstand nämlich wirkt bald noch stärker auf die Seele ein. Während wir weitergehen, immer von den Geschossen umzischt, schweift der Blick über die Straße hin. Hier ist rechts und links von den Häusern kein Stein auf dem andern geblieben, einzelne Mauern nur stehen noch hier und dort, meist aber sind die Wohnstätten zu wüsten Trümmerhaufen geworden, in deren Glasscherben der Mondschein sich geisterhaft spiegelt. Verbogene Eisenteile, zerborstene Gerüste, zertrümmerte Dächer liegen zu Hauf — — hübsch säuberlich zusammengeschichtet, denn der Kommandant von Görz hält strenge Ordnung in der Stadt. Tadellos sind alle Straßen gekehrt, fast schmuck die Gehwege; jeder Granattrichter wird sofort ausgefüllt und die bloßgelegten Häuserreste werden sorgfältig bewacht. Auch vor diesen Häuserleichen hier unten steht ein Posten, dunkel hebt er sich vom Mondschein ab. Er rührt sich nicht, ob geschossen wird oder nicht. Niemand fragt darnach, was er fühlt. Aber einer von denen ist er, die der Feldherr gemeint, als er von den Männern sprach, die den Isonzo halten.

Ganz ruhig wird es im eigenen Innern, wenn man diese Häuser betrachtet. Aus ihnen ist das Leben verschwunden. Was es hier gegeben hat, an Glück, an Liebe, an Sehnsucht, wie Spreu ist es verweht. Wer fragt nach den Leuten, die hier wohnten? Sind sie tot? Hungern sie irgendwo? Suchen sie ihre Kinder?

Unmöglich ist's, all das Leid zu fassen. Für Mitleid ist das

Geschehene zu graß; Mitleid fühlt man nur für den einzelnen Fall. Aber man merkt bald die Wirkung in anderer Form. Sie bannt die Furcht. Jetzt mögen die Schrapnells nur vorüberziehen. Man denkt gar nicht mehr an sie, nicht mehr an sich. Treffen sie auch — was macht ein Treffer mehr?

Unten am Fluß überschaut man die zerschossene Al ponte-Brücke. Nur die Pfeiler ragen noch aus dem silbrigen, eiligen Wasser, das



sie genau so fröhlich umrauscht wie einst die stolzen Bogen. Über dem vordersten liegt ein schwarzer länglicher Schatten. Eine Leiche vielleicht? Mein Begleiter will hinabsteigen, um nach dem Ding zu sehen — da pfeift es über seinen Kopf weg, der im Mondschein wohl allzu sichtbar war. Ohne zu zucken bleibt er stehen: „Dem ist doch nicht mehr zu helfen." Und ruhig kehrt er zurück. Seit zehn Monaten erlebt er dergleichen Tag für Tag. Und dann zeigt er mit dem Finger auf ein paar Lichter in der Hügelflanke jenseits des Wassers: „Hier sind unsere Stellungen, dort die italienischen. Die Kugeln kommen kaum einen Kilometer weit her."

Und hier in dieser unvergeßlichen Minute, da ich zum ersten Male am Ufer des Isonzo stehe, des Flusses, der für uns zum Ehrenzeichen geworden ist, der einen Schlachtruf, ein Idol für Tausende bildet, hier zwischen den gestorbenen Häusern und angesichts der zu Wohnungen gewordenen Erdlöcher erscheint mir plötzlich der Krieg in seinem ganzen unsäglichen Widersinn. Gibt es einen, der fassen kann, warum man die Häuser zerschießt und die Menschen in Felshöhlen treibt? Wer fordert das, was doch keiner will? Der Krieg? Wer ist dieser Krieg?

Aber so nachdenklich ist man sonst nicht in Görz. Nirgends habe ich seit Kriegsbeginn soviel lachen gehört wie in dieser Woche, seit ich hier in Görz bin. Es ist, als wolle jeder noch rasch so viel Fröhliches in sein Leben tun, als er nur irgend vermag. Keiner von denen, die hier sind, weiß, ob er morgen noch leben wird, oder richtiger noch: jeder, der hier ist, weiß, daß er morgen schon tot sein kann. Darum lacht er heute noch, nur darum, weil er noch lebt. So intensiv wie nirgends sonst lebt man hier die Minute. So restlos wie hier genoß noch nirgends einer sein gutes Glas Bier. Und so freundschaftlich wie hier fühlt sonst nie ein Mann für den andern.

Des Nachmittags sitzen die Urlauber im Kaffeehaus und lesen am liebsten die lustigen Zeitungen. Die Herren kommen von den Stellungen eigens um des „Simplicissimus“, der „Muskete“ willen herunter. Dieses Kaffeehaus ist immer besucht, trotzdem „er“ oft mit Gewehrkugeln hintrifft. („Er“ ist kurzweg der Feind.) Ist das Wetter schön, dann sitzen die Herren vor dem Haus. Zu vier Reihen stehen die Tische. Nur zu Zeiten, wo die Gewehrschüsse kommen, wird die vorderste weggeräumt, weil der Platz bis zu dieser Stelle eingesehen ist. Gegenüber liegt die Straße, die am meisten unter Feuer genommen wird. Auf einer denkwürdigen Tafel steht in drei Sprachen die Verlautbarung: „Abgesperrt. Straße wird beschossen.“ Und dicht nebenan liegt die Papierhandlung, wo zwei tapfere junge Mädchen zähe und unerschrocken seit Monaten für die nach geistiger Nahrung hungernden Krieger Zeitungen, Bücher und Briefbogen feilhalten.



Einmal, da ich gerade meine Zeitung dort abhole, pfeift es dicht an der offenen Tür vorbei. Die Verkäuferin wirft, was sie gerade einpacken will, auf den Ladentisch und stürzt eilig hinaus; von allen Seiten kommen gleich ihr die Neugierigen. Gaffend drängt sich die Menge. Keiner denkt an die Gefahr. Jeder will schauen. Ich auch natürlich, aber ein eisgrauer kroatischer Landsturmmann verwehrt mir den Ausgang mit dem Bajonett. „Nicht," sagt er in mühsamem Deutsch, „kommt gleich." Schneller als man denken kann, pfeift die nächste Granate daher. Sie platzt etwas weiter weg. Und die Menge läuft ihr eilfertig nach.

In tiefer Beschämung gehe ich heim. Von diesen einfachen Menschen wird uns Städtern offenbar wenig Mut zugetraut. Sie meinen wohl, wir gehören nicht mit dazu, wir benötigen ihren Schutz. Und rührend ist es, wie sie bereit sind, ihn uns zu gewähren.

Wenn ein Achtundzwanziger kommt, hört man es in der ganzen Stadt. Dann klingt es, als stürze einem das Dach über dem Hause zusammen, ganz gleich, wo er einschlägt. Vor kurzem traf einer die Post. Zwei Herren, die gerade ihre Briefe besorgen wollten und eben

noch knapp mit dem Leben davonkamen, treten unmittelbar darauf lachend in den Speisesaal des Hotels. „So ein Unsinn,“ sagt der eine empört und bestellt sich den Tee, „so ein Blödsinn! Auf mich schießen sie mit den Schweren! Soviel Geld bin ich doch gar nicht wert. Und friedlich war ich gerade, wie ein Kind.“ Und sie lachen wieder, setzen sich zum Tarok und streiten, weil einer schlecht ausgespielt hat.

Besonders böse ist der Niko, der Pikkolo, wenn in die Stadt hereingeschossen wird. „Die Ludersch“, sagt er und ballt seine kleine Hand. Dagegen liebt er unseren eigenen „Divisionshund“, der immer so bellt, wenn er schießt. Diese Kanone hat einen eigentümlichen Klang, unverkennbar, auch im wildesten Lärm. Sie steht nicht weit von meinem Zimmer entfernt. Ich kann nicht schreiben, wenn sie heult, trotzdem sie es ist, die es rächt, wenn in Görz was geschieht. Der beste Artillerist der Isonzoarmee soll beim „Divisionshund“ stehen.

Nach und nach lernt man sie alle auseinanderkennen. Wenn es so eigen durch die Luft singt, fein und hell und lang, lang hingezogen — das ist der große Mörser. Wenn es schwer lastend vorbeikommt wie ein Eisenbahnzug — das sind die Haubitzen. Und wenn es sich anhört, als habe der Sturm ein Tor zugeschlagen, einfach „Bum“ ohne viel Vorbereitung — das sind die Gebirgsgeschütze. Wie ein altes Weib kreischen die Minen und so, als klopfe jemand an die Tür, klingt das Maschinengewehr. Wenn alles durcheinandergeht, ist's mit meiner Unterscheidung zu Ende. Das Orchester gibt in solchen Fällen einen Vollklang, unter dem die Stadt zittert und bebt. Und da gerade dann meistens die Gewehrkugeln in unseren Garten pfeifen, so verfehlen sie die Wirkung ganz und gar.

Was immer auch los ist, der kleine Niko ist der Flinkste, der Unermüdlichste im Hause. Aber auch die übrige Bedienung bleibt unentwegt am Platze. „Sollen die armen Leute, die von den Schützengräben abgelöst werden, nicht einmal ein gutes Abendessen haben?“ meint die Geschäftsleiterin, die hübsche Frau Schray. „Ich tue halt hier meinen Kriegsdienst. Die Herren betteln auch viel zu sehr, als daß man das Herz hätte zu sperren.“

Mancherlei Vergleiche drängen sich hier dem Beobachter auf. Aus einem der nicht zertrümmerten Fenster eines „Volltreffer-hauses“ auf dem Korso guckt eine Frau. Sie wohnt in dem einzigen übriggebliebenen Zimmer. Und gegenüber in dem zerborstenen Palazzo hat sich die Tabaktrafik eingenistet. „Brauchen die Herren nicht meine Zigaretten?“ fragt mich die Verkäuferin zurück, da ich mich erkundige, ob sie sich hier nicht ungemütlich fühle. All das schweigende Heldentum mit dem selbstverständlichen Lächeln erdrückt den Neuangekommenen geradezu. Und in Gedanken vergleicht man, vergleicht immerzu.



Eines Abends ladet sich General Zeidler, der Kommandant von Görz, bei mir ein. Er ist eine der populärsten Figuren des Krieges. Viel habe ich schon von dem kleinen Mann mit dem Löwenherzen gehört, der immer selbst vorn ist, mitten drin — seit Kriegsbeginn

ohne Urlaub. Ehrfürchtig höre ich ihn erzählen, von Serbien, von Rußland, von hier. Keine unter seinen furchtbarsten Erinnerungen ist so schauerlich, wie die an den November am Isonzo. Die Hölle war's. Drei Tage und drei Nächte dauerte der Kampf. Der Kommandierende sollte ausgeräuchert werden. Aber er blieb. Siebenmal hat der Tod ihn gestreift. Aber er lacht und die Augen blitzen.

Frau Schray steht bei uns und wir plaudern. „Das verdanken Sie mir,“ sagt er scherzend, „daß Ihr Haus so wenig beschossen wird. Ich habe eigens Ihretwegen dem Cadorna geschrie . . .“

Er sagt das Wort nicht zu Ende. Ein gräßlicher Krach erschüttert das Haus, Dachziegel klirren an die Fenster. „Ruhe“, sagt der kleine eiserne Mann an meiner Seite. Sonst nichts. Alles ist aufgesprungen und wartet. Keiner rührt sich. Da kracht es zum zweiten Male, diesmal so fürchterlich, als ob die Welt aus den Fugen ginge — jetzt ist es da. Dicht neben uns splittert die Glaswand in tausend Scherben, wildes Geschrei ertönt, dieweil mir der Atem erstarrt.

„Ruhe“, sagt der General zum zweiten Male. Seine Stimme klingt so stählern, daß sofort alles schweigt. „Ist jemand verwundet?“

Sechs Meter von unserem Tisch entfernt ist der Volltreffer ins Haus gegangen. Den Schank neben dem Speisezimmer hat er glatt durchschlagen und die schweren Stücke sind zwischen den Anwesenden durchgeflogen.

Ja, leider gibt's auch Verwundete. Von zwei Dutzend Menschen haben drei heute dran glauben müssen. Der arme kleine Niko, der flinke Pikkolo, blutet mächtig aus einem gebrochenen Bein; Fräulein Anna, die Buchhalterin, die beim ersten Dachtreffer vor Schreck in den Keller hatte laufen wollen, war dem zweiten Schuß geradezu entgegengeflogen. Im Gesicht hat sie eine kleine, an der Hüfte eine tiefe Fleischwunde abgekriegt. Felix, der Aufwärter, hat ein Sprengstück im Knöchel. Am entgeistertsten aber ist der Hausherr, der in seiner Hose zwei Löcher sieht. Einschuß und Ausschuß. Ihm selbst ist nichts geschehen. Er steht da und kann es nicht fassen.

Das Gesicht zu wahren, gelingt mir ganz gut. Aber über die

Selbstbeherrschung hinaus bringe ich's nicht. Regungslos stehe ich dabei, wie Frau Schray den Verwundeten hilft. Bis zu diesem Augenblick war sie nur die Angestellte. Jetzt ist sie Herrin geworden. Nichts verschiebt die Rangordnung so gründlich wie Lebensgefahr.

Der General geht selbst um die Sanität und dann telephoniert er dem „Divisionshund“. Wenn der zu bellen anfängt, hört „er“ drüben jedesmal auf. Vorläufig freilich kracht es ringsumher unentwegt weiter.

Ob ich mitkommen wolle, fragt mich der General. Von den Mietern im Haus hat nämlich jeder das Nötigste für die Nacht geholt und ist zu Bekannten schlafen gegangen. Zwei Treffer in einem Gebäude — — das nennt man schon „eingeschossen“. Aber der General setzt hinzu: „Am ungefährdetsten schlafen Sie dort, wo es eben hingetroffen hat.“

Und dann geht er, sicheren Schrittes, aufrecht und ernst, zum achten Male dem Tod entronnen. Gleich darauf kommt das Rote Kreuz-Automobil. „Lebt wohl, alle!“ sagt der brave, tapfere Niko, der seinen Schmerz verbeißt. Die Anna aber, die schwere Wunden am Bein und nur einen Ritzer auf der Wange hat, jammert um ihr Gesicht. Und da lachen sie alle ein wenig.

Wir Frauen im Hause sind jetzt allein mit dem Wirt, dem Koch und der Wache. Nur im ersten Stock schläft ein Leutnant, der eben von der Podgora kam. „Ich muß nach ihm sehen,“ sagt der Feldwebel. Gleich darauf kommt er lachend zurück. Der Leutnant sei sehr ungehalten über die Störung gewesen. Nicht einmal umgedreht habe er sich in seinem Bett. „Laßt mich doch zufrieden!“

Das Lachen kann ich nicht recht mitmachen. Das eisige innere Frösteln bin ich noch immer nicht los. Blutspuren, Trümmer, Glasscherben, eine rauschende, zerschossene Wasserleitung und verstörte, verweinte Gesichter sind um mich her. „Morgen fahre ich weg, das ist zu viel,“ sagt Frau Schray. „Ich auch,“ sekundiert die Köchin, „ich auch,“ wiederholt die Magd. „Lang genug haben wir's ausgehalten.“

Wenn nur das Frösteln nicht wäre! Da entdeckt Frau Schray auf einem der Tische ein paar Gläser, mit perlendem Champagner

gefüllt. Die Herren sind fort, denen er gehörte. Und für uns könnte es nichts Geeigneteres geben.

Noch nie bisher habe ich „in dieser Laun'" Champagner getrunken. Jeder von uns nimmt ein Glas und gleich darauf schwingt die Stimmung um.

Der Wirt schlägt etwas vor. Er wird eine Likörflasche holen und alle sollen sich in mein Zimmer begeben, in das „schußsichere". Es sind nicht genug Stühle bei mir, aber wir richten uns schon ein. Aus drei Gläsern trinken sechs. Und es wird immer gemütlicher.

Das Gespräch dreht sich anfangs natürlich darum, ob es ein Zufallstreffer war. „Oder Verrat?" Um 7 Uhr hat der General sich ansagen lassen. Um halb 10 Uhr kam der Schuß. „Zeit genug für Verrat." Wie der verübt worden sein soll, kann sich keiner recht vorstellen. Die abenteuerlichsten Phantasien aber werden wach. Freilich, um nach Triest zu fahren und dann mit einer Barke durch alle die Wachtschiffe hindurch bis Venedig, wie es die Verräter hier „gern" zu tun pflegen, blieb zwischen Sieben und Zehn schwerlich Zeit. Auch die Flieger, die gestern über Görz kreisten, konnten unmöglich ausgekundschaftet haben, daß der General heute hier speisen würde. Daß man bei Nacht und Nebel auf ein bestimmtes Zimmer mit einer Kanone nicht zielen kann, vergessen sie ebenfalls ganz. Romantischer ist es nämlich für alle Fälle, wenn der Schuß auf den General gemünzt war, und was romantisch ist, findet allemal Glauben. Dicht neben der grassesten Wirklichkeit sitzt die Legende und spinnt.

Und jetzt ist die Stimmung zum Erzählen reif. Sie zeigen mir Sprengstücke von den früheren Treffern. Und immer wieder kommt der November zur Sprache, diese fürchterliche Zeit. „Damals haben wir im Keller geschlafen," sagt Frau Schray. „Wir haben Betten unten stehen. Wollen Sie heute auch?"

Jetzt kracht's wieder ganz nahe. Wir springen auf. Das war im Nebenhaus. Noch zweimal dröhnt's. Dann antwortet der General.

Ich überlege, was nun mit mir geschieht. Wenn alle wegfahren und das Haus geschlossen wird, wohin soll ich dann gehen? Ich höre nicht recht hin, was gesprochen wird. Sie streiten jetzt bei jedem

Krach, ob es ein „Einschlager" war oder ein „Abgeher". Schließlich bellt nur mehr der „Divisionshund". Und dann wird es still.

„Wenn ihr morgen abreist," beginne ich, aber Frau Schray fällt mir erstaunt ins Wort: „Abreisen? Ja, was meinen Sie denn?"

„So wird also morgen doch wieder gekocht?" „Selbstverständlich," sagt der Koch. „Selbstverständlich," sagt die Köchin. „Selbstverständlich," sagt der Wirt. Und Frau Schray lacht: „Jedesmal, wenn es einschlägt, ist es dasselbe Lied. Und dann bleiben wir doch. Wohin sollen denn die Herren gehen, wenn sie ausgepumpt von oben kommen?"

Ich horche still zu. Voll tiefer, tiefer Rührung. Ich habe die Empfindung, daß ich nie vornehmere Gäste in meinen vier Wänden beherbergte. In Wien ist es Sitte, die interessantesten Persönlichkeiten in der Zeitung zu nennen, wenn eine erlesene Versammlung irgendwo zu einem Abend zusammenkommt. Unter den Anwesenden dieser distinguiertesten aller Gesellschaften, die ich je mitgemacht, bemerke ich Selma Schray, die Geschäftsleiterin, Antonie Passath, die Köchin, Marie Hödl, die Schankmaid, Theresia Marwin, das Herdmädchen, und Amalia Velusic, die Abwascherin. Die Abwesenheit von Niko Figely, dem Pikkolo, und Anna Pasteiner, der Buchhalterin, ist genügend entschuldigt. Die liegen im Spital.

Immer waren sie hier, diese Frauen. Immer im Dienst. Immer heiter. Und nun bleiben sie weiter hier. Wieder zum Dienst. Wieder heiter. Ganz wie sonst — seit zehn Monaten.

Wir haben alle ganz ausgezeichnet geschlafen, nicht im Keller natürlich. Des morgens schickt uns der General einen Blumenstrauß. Narzissen, Veilchen, Feuerlilien — mit rotem Stechapfel geziert. Denn während der Tod in Görz spazieren geht, blüht es überall mächtig auf Wiesen und Bäumen. Wie bei Primadonnen sieht es bei uns aus. Die Frauen aber, die wieder in der Küche stehen und tüchtig beim Blankputzen helfen, die lächeln verlegen: „Wir tun doch nur unsere Pflicht." Freilich, sie haben es unterlassen hinzuzufügen: „Bitte, nichts vom Krieg."

Auf dem Beobachtungsstand

Weil ich verspreche, mäuschenstill zu sein, darf ich ein paar Tage lang bei den Artilleriebeobachtern auf San Marco sitzen. Jeden Morgen holt mich der Batteriewagen mit den „schußsicheren" Pferden vom Hotel in Görz ab. Man muß das sehen, wie diese Pferde vor meinen Fenstern stehen, während der Geschützdonner das Haus umbraust. Nicht einmal die Ohren spitzen sie mehr.

Wir fahren über die Reichsstraße bis zum Anstieg. Die Fahrt ist wahrlich sonderbar genug. Die Italiener halten alle Zugänge, alle Nachschubwege unter Feuer; die Pläne der Stadt und ihrer Umgebung stehen ihnen ja zur Verfügung, ihre Flieger melden jeden neuen Straßenbau. Außerdem ist fast jede Wegbiegung von ihnen eingesehen. Im November, bei der dritten Isonzoschlacht, hatten sie versucht, die Verkehrswege durch ununterbrochenes Trommelfeuer zu sperren. Aber als sogar damals der Betrieb keine Minute lang stillstand — die Leute summten das Liedchen vor sich hin: „Immer an der Wand lang, immer an der Wand lang" und kamen doch vorwärts — da sahen die Italiener ein, daß die Verfeuerung ihrer ganzen Munition an der Lage nichts ändere. Jetzt beschränken sie sich darauf zu „streuen". Das heißt, sie geben ohne Programm ab und zu Schüsse auf jede Straße und in die Stadt hinein ab, um die Nerven der Marschierenden und der Fuhrwerker langsam, aber sicher zu zermürben. Man sollte in der Tat annehmen, daß ein solcher Zustand beständiger Todesgefahr auch in scheinbar kampflosen Augenblicken, daß die unaufhörliche Spannung, nie sicher zu sein, ob nicht der Tod durch die Luft kommt, des Morgens nach der ruhigsten Nacht, des Nachts nach dem unruhigsten Tag, wohl geeignet sei, die menschliche Ausdauer zu brechen. Indessen ist im Gegenteil gerade diese ununterbrochene Unvermeidbarkeit der Gefahr eine Quelle der Kaltblütigkeit. Weglaufen? Sich decken? Bestimmte Stunden abwarten? Wem nützte es! Heute trifft es

den einen, weil er zu Hause blieb, morgen den anderen, weil er spazieren ging. Einige versuchen es, ähnlich wie in Monte Carlo, ein System herauszufinden. „Besser, Sie fahren vor 8 Uhr früh!" — „Aber keine Idee, nach neun ist's am sichersten!" Da man alle diese einander widersprechenden Ratschläge nicht einhalten kann, so fährt man eben, wann es einem am besten paßt. Jeder tut, was er zu tun hat, mit stoischer Beharrlichkeit zur vorgeschriebenen Stunde. Auf den Straßen stockt der Verkehr keinen Augenblick. Wagenkolonnen, Truppenabteilungen ziehen dahin, unbekümmert um die feindlichen Flieger, die über ihnen kreisen. Du lieber Gott, bis der Späher heimkehrt und meldet, was er gesehen — wo sind sie dann? Und platzt ein Zufallstreffer auf ihrem Weg — dann hält einen Moment lang die ganze Reihe — nur einen Moment — und weiter geht's, unentwegt, unerschütterlich, ob es Opfer gekostet hat oder nicht. Die Soldaten, die in den Tagen ihrer „Retablierung" die Hölle der Front mit diesem Fegefeuer der Ruhestellung vertauschen, sonnen sich unbekümmert vor ihren Dorfquartieren, rauchen, singen, spielen Karten oder phantasieren auf der Mundharmonika. Einmal — so wird mir erzählt — saß ein Landsturmmann gemütlich unter einem Baume, die Pfeife zwischen den Zähnen. Da pfeift eine Kugel über seine linke Schulter hinweg. Der Mann wendet den Kopf langsam nach links, sieht der Kugel nach, raucht dann ruhig weiter. Es fliegt eine zweite über seine rechte Schulter dahin. Da nimmt er die Pfeife bedächtig aus dem Mund, schaut ingrimmig zu den Italienern hinüber und sagt: „Luada." Ohne nur ein Glied zu rühren, bleibt er sitzen; er steckt bloß die Pfeife wieder zwischen die Zähne und raucht. Was sollen die Italiener mit solchen Gegnern beginnen?

Ich habe Glück. Wenn ich fahre, passiert nicht das Geringste. Von dort, wo ich aussteigen muß, marschiere ich durch Kot und Schlamm, durch fast grundloses Erdreich, aber zwischen blühenden Mandelbäumen zur Beobachtungsstation. „Schade, daß Sie in so trostloses Wetter kommen," hat mir kürzlich einer der Herren gesagt. „Gar nicht schade," hat darauf der General erwidert, „nur so kann man sehen, was unsere Soldaten ertragen."

Ja, man muß das sehen, wie sie unbedenklich mitten in den farblosen Brei hineinstapfen. Es spritzt bis zur Hüfte empor, aber sie achten darauf gar nicht mehr. Es ist erstaunlich, wie sehr sie sich an den Kot gewöhnen, haben sie sich einmal so weit überwunden, nach trockenen Stellen nicht mehr Auslug zu halten. Und sie kommen rasch so weit; alle Dinge dieser Art werden wesenlos, wenn der Tod über ihnen sitzt.

Es ist ein kleiner Raum, etwa vier Quadratmeter groß, in die dem Feinde zugewendete Flanke des Hügels eingebaut, der als Beobachtungsstand dient. Innen ist er ein wenig mit Brettern, Dachpappe und Papier verkleidet, außen mit Zweigen maskiert. Vorne ist der Ausguck in der Art eines Briefkasteneinwurfs gegen die feindliche Front hin offen. Und hier drinnen, im finstern, feuchten, engen Erdloch, sitzen Tag für Tag, von morgens bis nachts, der Batteriekommandant und sein Hilfsoffizier.

Die Aussicht von hier gibt nur gerade den Ausschnitt wieder, den diese Batterie zu bestreichen hat. Aber jeder hat vom Görzer Kastell aus die Lage so gut studiert, daß er Bescheid über die Gegend





weiß. Von dem hochragenden Kastell aus übersieht man nämlich das gesamte Kampfgebiet — wohlgemerkt nur abschnittweise zwischen den Zinnen der Umfassungsmauer hindurch. Denn wehe dem, der das Panorama im ganzen auf sich wirken lassen wollte; ein Heben des Kopfes — und nie wieder würde der Unglückliche sich für eine Fernsicht interessieren.

Gegen Westen ist die Aussicht am fesselndsten, klar und verständlich baut sich das Bild vor dem Beschauer auf. Wie die Pfeiler eines weit geöffneten Tores ragen links der Monte San Michele und rechts die Podgorahöhe in den Horizont. An diese Hügel reihen sich nach Süden das Doberdo- und das Comenplateau, nach Norden der Monte Sabotino, Monte Santo, Monte Gabriele an. Zwischen den beiden Gebirgskuppen klafft es auf wie ein riesiges Loch, weit

offen liegt die Ebene da, übersät mit Ortschaften, Kirchen, Straßen. Durch die Öffnung im Bergkranze hinaus schlängelt sich des Isonzo breites Bett, das nur hier sichtbar ist, weil an den anderen Stellen sein schimmerndes Silberband hinter den Bergkulissen verschwindet.

Sie ist wie ein Hohn auf Italien, diese breit offene Ebene. Vier Armeen könnten nebeneinander über sie wegmarschieren, so einladend viel Platz bietet sie dar. Aber niemand marschiert hier ein. Regungslos liegt sie da. Nur ab und zu kracht ein Schuß in eines der Dörfer, dann streicht der Qualm langsam über die Wiesen dahin. Verfolgt man den Schuß mit dem Scherenfernrohr, dann sieht man, wie diese Ortschaften aussehen. Die hochragende Kirche von Sankt Andrä hat keinen Turm, das schöne Schloß von Campagna kein Dach. Und drüben in Lucinico ist keine Mauer mehr unverletzt. Unsere Geschütze haben diese von uns freiwillig geräumten Gebiete im Kampfe zerstört. Einen Artillerieoffizier gibt es hier, der seine eigene Fabrik dort in Brand geschossen hat.

Aber auch solche Erlebnisse bleiben ohne nachhaltigen Eindruck dem Tod gegenüber.

Wie die Tatze eines birmanischen Torlöwen greift die Podgorahöhe in diese Ebene hinein. Und hinter der Podgora, geduckt wie ein furchtsames Kind, liegt die Stadt Görz. Die Podgora steht gleich einer Mauer vor ihr und hält die Feinde ab; freilich, die Geschosse kann sie nicht abhalten, die fliegen über sie weg, in die Stadt hinein.

Allüberall auf Erden, in jeder Gemeinschaft, in jeder menschlichen Ansiedlung gibt es ein Ding, das die Gemüter am meisten beschäftigt. Zehn Kilometer weiter weg flaut bereits seine Wichtigkeit ab und ist man erst ein paar Stunden weit fort, so vergißt man es ganz und gar. Was bedeutet die Podgora in Wien? Hier ist sie das Schlagwort des Tages. Bekäme das Rote Kreuz eine Krone für jedes Gespräch, darin die Podgora vorkommt, die Kranken hätten für Lebenszeit ausgesorgt.

Hier geht man entweder auf die Podgora oder man kommt von ihr. Hat einer überhaupt nichts mit ihr zu schaffen, so zählt er nicht „mit dazu". Morituri te salutant! wenn sie auf die Podgora gehen. Salve! kehren sie lebend zurück.

Der Artilleriekommandant des Abschnittes flucht, wenn er von der Podgora spricht. Die Podgora ist sein Schmerzenskind. Seit zehn Monaten gönnt sie ihm keinen freien Atemzug. Jeder Leutnant darf einmal nach Laibach fahren, eine Schraube einkaufen, für die Offiziersmesse Besorgungen machen. Am häufigsten ist der Ausflug zum Zahnarzt geworden. Er aber hockt ohne Unterbrechung im Erdloch und wacht über die Podgora. Einmal wird er im Frieden herkommen und auf der Podgora spazieren gehen. Darauf freut er sich schon jetzt.

Ich frage ihn, wie es möglich ist, diese Podgora zu halten. „Das kommt daher," sagt er lachend, „daß hier alles anders gemacht wird, als es die Theorie lehrt. Die Batterien sind in unübertrefflicher Weise aufgestellt, jede flankiert einen italienischen Schützengraben. Ein senkrecht zur Linie abgegebener Schuß kann nur als Volltreffer wirksam sein. Zwei Schritt zu weit, zwei Schritt zu kurz — und der Feind unter der Deckung lacht nur dazu. Nur das den Graben in der Längsrichtung bestreichende Geschütz kann seinen Einschlag überall wirkungsvoll gestalten. Das Großartigste dabei ist, wie jetzt die Artillerie mit der Infanterie zusammenwirkt, wie ein fein abgestimmtes Orchester. Jede Batterie ist auf ihren Abschnitt tadellos eingeschossen; braucht eines der Bataillone Hilfe, so ist sie auf ein Signal sofort da. Sollen aber alle Batterien gleichzeitig feuern, dann wird einfach das Wort ‚Feuermauer' kommandiert; kein Meter der italienischen Front bleibt dann unbestrichen. Die schwierigste Rolle haben dabei jene Geschütze, die über die Podgora schießen, auf deren jenseitiger Flanke dicht unterm Kamm die Italiener sitzen. Schösse ein Rohr zu hoch, dann ginge der wertlose Schuß weit jenseits der Gräben nieder. Wehe aber, schösse eines zu tief. Dann ginge es in die eigenen Linien."

Von dieser Möglichkeit träumt der Kommandant auch im tiefsten Schlaf. Niemals läßt ihn diese Sorge los. Seit zehn Monaten täglich und täglich vierundzwanzig Stunden lang, würgt ihn die Sorge im Hals. Haargenau, wenige Meter über den Köpfen der Unseren, fliegen die Geschosse dahin, haargenau, wenige Schritte vor den Augen der Unseren, platzen sie in den feindlichen Gräben.

Die Fronten sind dort stellenweise nicht mehr als dreißig Schritt voneinander entfernt.

Möglich wird ein solches Präzisionsschießen nur dadurch, daß jeder feindliche Punkt von drei Beobachtungsstellen eingesehen ist. Wer einmal darauf aufmerksam gemacht wird, wie sich die Gegend für den Beschauer von jedem Hügel aus sozusagen verschiebt, wer erkennt, wie beschränkt die Dimensionen sind, nach denen ein Augenpaar urteilen kann, und wer einmal zwei Aufrisse derselben Landschaft, die von zwei Aussichtspunkten aus gezeichnet wurden, gesehen hat, dessen Seele wird von staunender Bewunderung für solche Leistungen ganz schwer. Der Beobachter gibt außerdem seine Befehle nicht der Sicht nach, die er selbst vor sich hat, sondern er muß sich auf den Punkt versetzt denken, von dem aus der Schuß abgegeben wird. Fast senkrecht schneidet dann der Weg der Granaten seinen eigenen Blick. Was er als zu weit seitlich einschlagen sieht, ist in Wirklichkeit zu kurz oder zu weit und umgekehrt.

Alle Batterien und alle Beobachtungsstationen sind untereinander telephonisch verbunden. Überall sitzt ein Mann, der das Höhrrohr beständig am Ohr trägt. Vernimmt einer, daß der Beobachter seine Stelle aufruft, so meldet er sich sofort mit dem ihm zugewiesenen Namen: „Hier Gruppe Z." „Hier Station J." Ohne daß es jedesmal eigens verlangt wird, der Instruktion gemäß, wiederholt er Wort für Wort des Befehls. Klar, deutlich, mit vollem Bewußtsein der Bedeutung seiner Genauigkeit.

Hier auf der Beobachtungsstation kann man mancherlei lernen. Zum Beispiel das Zusammenwirken der verschiedenen Arbeitskörper. Einzig das Ineinandergreifen von Artillerie und Infanterie ermöglicht es, den Isonzo zu halten. Die Infanterie hat durch die Erfahrungen dieser tadellos durchgeführten Duos ein so tiefes Vertrauen in die Artillerie bekommen, daß sie sich blindlings auf sie verläßt. Sie fühlen alle das gemeinsame Ziel: Österreich-Ungarn zu verteidigen. Wohlgemerkt, das Österreich-Ungarn, das im Kriege steht. Aber gäbe es nicht auch noch ein anderes Österreich-Ungarn zu verteidigen, das friedliche, arbeitende, und könnte das nicht auch

durch ein Zusammenwirken verschiedener Verbände zu hohem Ziele geführt werden?

Aber im Frieden besorgte nie eine Gruppe die Vorbereitung, wenn die andere losgehen wollte, und so ging diese andere überhaupt nicht los, weil ihr das Vertrauen in die Hilfe vollständig fehlte. Im Kriege halten wir die Front uneinnehmbar auch für die stärksten Gegner, im Frieden rannte sie uns jeder Tölpel ein.

Bei den Italienern hat aber auch der Krieg an der Mißwirtschaft wenig geändert. Dieselbe Verspätung, die ihre Züge im Frieden hatten, haben ihre Angriffe jetzt. Während der drei ersten Isonzo-schlachten scheint dies die Hauptursache ihres Versagens gewesen zu sein. Was nützte ihnen die Übermacht, der Elan, die Schneidigkeit, vor der sich hier alle Männer achtungsvoll neigen, wenn die Unpünktlichkeit alles verdarb? Es gab schlimme Momente für uns in diesen drei Schlachten. Der Artilleriekommandant erzählt davon. Auf der Beobachtungsstation war er gestanden, die Mütze tief in den Nacken geschoben. Die Nachrichten häuften sich. Heute war Oslavija pfutsch. Morgen die Podgara fast erstürmt. Des Abends der Sabotino genommen. Und übermorgen die San-Michele-Front eingedrückt. „Herrgott Sakra, Herrgott Sakra!“ Der Schweiß rann ihm über die Stirn. Aber jedesmal war es eine italienische Schlamperei, ein Versagen, ein Auslassen der treibenden Kraft, die von uns ausgenützt werden konnte, und jedesmal im schwersten Moment schmissen die Unseren die Angreifer wieder hinaus. Statt der Erfolge hatten sie dann grauenhafte Verluste. Und begriffen es nicht.

Freilich, für einen, der in der Sonne Neapels zu lungern pflegte, morgens, mittags, abends, und abermals morgens, mittags, abends, was ist für den die Zeit? Wird er je verstehen, daß von der Minute etwas abhängen kann? Gewiß, er ist bereit, dem Vaterlande sein Leben zu opfern. Aber warum es dem Vaterlande nicht gleich ist, ob das um fünf oder um sechs Uhr geschieht, das geht ihm nicht in den Kopf.

Beständig laufen hier die Meldungen aus und ein. Die Herren verlieren dabei weder die Ruhe noch den Humor. Der Beobachter

auf der Podgora meldet, eine Mine habe die Türe aufgerissen. „Mach' sie wieder zu und schreib' drauf: ‚Eintritt verboten'", lautet die Abfertigung durchs Telephon. „Kannst auch dazuschreiben, daß italienische Waren nicht angenommen werden." Dann lacht der Kommandant: „Wissen Sie, was der Kerl, der Fähnrich, mir antwortet? Wenn er wieder auf die Welt kommt, wird er gleich Oberleutnant, bloß um mir auch mal so einen Rat geben zu können."

Den ganzen Vormittag suchen sie die Stelle, wo sie den „Kanonenzug" vermuten. Kaufleute, Beamte, Techniker waren sie bis vor kurzem. Jetzt ist alles versunken. Ein einziges Interesse haben sie nur: wo der „Kanonenzug" steht. Aber der läßt sich dadurch keineswegs abhalten, lustig nach Görz „herzuheizen". Des Abends schreien sie plötzlich alle begeistert auf: „Der Rauch, der Rauch — na wart, du Biest, jetzt ham'r dich." Sofort ertönt das Kommando: „Zweites Geschütz, Seite 2730, Minengranaten, Ladung 4, Distanz 4850, Schuß." Alles wartet. „Is scho da!" Und mitten in den Rauch des eben wieder feuernden feindlichen Geschützes haut der Volltreffer hin. Wie auf Befehl stellt dieses das Feuer ein. Und der Oberleutnant strahlt.

Keiner der Gedanken dieser Männer sitzt mehr auf seinem bisherigen Platz. Daß dort Menschen erschossen werden, geben sie sich überhaupt noch Rechenschaft davon? Sie sehen nur, daß in unsere Stadt hereingeblasen wird, ins Spital, in die Kaserne, in den Bahnhof, wahllos, ziellos, wie zum Hohn auf das Wort Kultur. Und alle, die hier beisammen sind, wes Geistes oder welcher Moral, haben nur den einen Wunsch noch, sie zum Schweigen zu bringen.

„Ist der Kanonenzug jetzt vernichtet?" frage ich atemlos.

„Wenn Sie wüßten, wie oft ich schon eine Batterie vernichtet habe!" sagt tiefsinnig der junge Oberleutnant, der die Batterie kommandiert. „Und am nächsten Tag schießt sie dann wieder drauf los. Man kann eine Batterie nur erobern, nicht vernichten. Geht wirklich ein Volltreffer hin, wird wirklich einmal ein Rohr zerschmettert, am anderen Morgen ist ein neues da. Was meinen Sie, wieviel Treffer meine Batterie schon bekommen hat? 3000 Schuß wir allein! 1500 Achtundzwanziger-Trichter im Umkreis von

100 Meter zeugen davon, wie sie uns beledern. Die Italiener kennen nämlich unsere Stellung ganz genau und schießen sehr gut. Aber weder einen Mann noch ein Geschütz habe ich verloren. Von den Blindgängern habe ich mir einige aufgehoben."



Sind das wirklich die eleganten Lebemänner von einst, die jetzt in Schmutz und Nässe, in zerschabten Röcken und mit bespritzten Schaftstiefeln ohne jede Kunst und Wissenschaft in Erdlöchern hocken und nur den einen Gedanken haben: treffen, zerstören, vernichten! Es ist, als ob der Oberleutnant demselben Gedanken nachhinge, denn als eben ein Einundzwanziger lang her über die Stadt hinweg fast bis zu uns läuft, ein sogenannter „Kanarienvogel", dessen gerissene Führungsringe vorstehen, so daß er wie ein Harzer Roller trillert, da sagt er wieder ganz tiefsinnig, während die Granate krachend auf dem Bahndamm platzt: „Und Sie dürfen nicht vergessen, daß diesen hier auch ein italienischer Advokat aus Bologna abgeschossen hat oder ein römischer Ingenieur oder sonst irgendein ganz anständiger Kerl aus einer ganz anständigen Stadt."

Die Herren auf dem Beobachterstand haben eine Maus abgerichtet. Vom Frühstückspeck bekommt sie täglich ihr Endchen. Das hängt an einem Bindfaden, der über eine Rolle läuft. Die Maus kommt näher, wenn der Speck weggezogen wird, und baumelt er in der Luft, so hüpft sie zierlich zu ihm empor.

Dieser Maus ein Leid anzutun, wäre keiner der Männer im stande. Der Kommandant ebensowenig wie der einfache Kanonier. Bizarr wirkt es, wenn eben abgefeuert worden ist, wenn drüben ein Haus eingestürzt ist — und manchmal spaltet ein Treffer ein Gebäude wie ein Scheit Holz — und wenn dann plötzlich einer der Herren den Finger auf die Lippen legt: „Pst, Ruhe, sie kommt." Solche Dinge sind dem Verstand weit entrückt, man kann sie nicht fassen. Alles, was hier geschieht, ist jenseits von Gut und Böse, jenseits vom Bürgertum. Mit den alten Begriffen kann man darüber nicht urteilen.

Erstaunlich sind für den Neuling auf einer Batteriestation auch die Kommandos. „Rechts von der Kirche —" und dreht man vergeblich den sonst so untrüglichen Zeiß, so heißt es dann erklärend: „Pardon, die Kirche selbst ist nämlich schon weg." Die Ruine auf der Podgora ist auch ein beliebter Orientierungspunkt. Auch sie ist nicht zu finden. „Ja so, die Ruine ist auch nicht mehr da." Eines Morgens gibt es verstimmte Gesichter. „Unser rotes Haus ist fort. Wie schade!" Unser rotes Haus — das war ein oft verwendetes Hilfsziel gewesen. Nun hatte es eine andere der Görzer Batterien vernichtet.

Kein Augenblick vergeht, ohne daß sich etwas ereignete. Das nennt der Bericht: Nichts Neues an der Isonzofront. Heute „heizt er" wieder einmal schrecklich in die Stadt herein. Des Morgens mußte ich eine Stunde warten, ehe ich abfuhr. Drei Granaten waren als Volltreffer in unseren Garten gegangen. Die dort hängende Wäsche zieht keiner mehr an. Das ist heute der „Grobian", der italienische Mörser. Er macht ein so sonderbares dunkles „Wu Wu!", wie wenn eine riesige Schraube die Luft durchbohren wollte, denn wir hören ihn ja auf der absteigenden Seite. Unser Mörser dagegen, dessen Geschosse wir fortfliegen hören, macht ein hohes, singendes „I-i-i".

Plötzlich beginnt der Bahnhof zu brennen. Lichterloh schlagen die Flammen auf. Kaum eine Viertelstunde später rasselt die Feuerwehr herbei. Mitten im Granatenhagel tragen Menschen Leitern an das Haus, steigen hinauf, legen den Schlauch, gießen Wasser auf den Brand — Granate auf Granate umzischt sie und sie gehen nicht vom Platze, ehe das Feuer gelöscht ist.

„Was mich immer so fesselt," sagt da plötzlich der philosophische Oberleutnant, „das sind die Lokalnachrichten in den Zeitungen. Wenn einer sich auf dem Eis den Fuß verstaucht, wenn einer beim Abspringen von der Elektrischen abrutscht, wenn einem das Geldtascherl gestohlen wird. Und von dieser Löschmannschaft erfährt keine Seele ein Sterbenswort. Wenn ich der liebe Gott wäre, ich baute jedem ein Denkmal auf der Ringstraße auf."

Eines Morgens aber gibt's weder Philosophie noch Humor. Ernst schauen die Gesichter drein. Schweigsam sind die Lippen geworden. „Heut' nachmittag ist was los."

Es ist zuerst ein Wirkungsschießen befohlen. Der Gruppenkommandant verteilt die Rollen dafür. Es geht fast wie auf einer Bühnenprobe zu. Jeder bekommt seine Noten, sein Stichwort, seine Szene. An der Wand des Erdloches hängt die „Partitur". Der Schlußakt muß auswendig gelernt werden, weil des Nachts jedes Zündhölzchenlicht den Beobachterstand verriete. Schon am Nachmittag, wenn die Sonne uns gerade gegenübersteht und die Italiener die bessere Sicht bekommen, muß jeder im Loch die äußerste Vorsicht wahren. Die Gläser müssen zurückgenommen werden, damit keine Spiegelung der Strahlen eintrete.

Punkt vier Uhr beginnt es. Es knallt und faucht und pfeift, wie fliegende Schlangen windet es sich durch die Luft, immer greller wird das Aufblitzen, je tiefer die Dämmerung sich senkt.

Überwältigend sieht jetzt das Bild vor uns aus. Die dunkeln Wolken sind alle goldig umsäumt, wie eine riesige Ampel im Saale hängt in einem Einriß die untergehende Sonne. Schwarz, hoch und schlank heben sich die Zypressen von ihr ab und wie Laternen beleuchtet stehen die fünf Fesselballons des Gegners in der Abendluft. Vogelsang tönt süß in die Pausen des Geknatters, aufgeschreckte

Krähenschwärme schwirren erregt hin und her. Totenstill liegt Görz in der Dämmerung und Schuß um Schuß knallt in die sich verfinsternde Stadt.

Denn jetzt schießt auch „er". Zuerst „kitzelt" er nur ein wenig her. Dann „heizt" er immer leidenschaftlicher, immer wilder herein. Zuletzt „beledert" er unsere Stellungen mit wahnsinniger Wut.

Allen wird das Atmen schwer. Es lastet auf jeder Brust und würgt in jeder Kehle. Nur der Oberleutnant bringt noch ein Restchen von Spaßhaftigkeit auf: „Das kommt daher, weil Ihr die Alpensinfonie nicht gehört habt. Die meisten von der Artillerie wurden zur Abhärtung hingeschickt. Jetzt macht uns ein Trommelfeuer nichts mehr."

Ohne Unterbrechung dauert die Ouvertüre bis sieben Uhr. Jetzt schlägt es. Man hört es vom Kirchturm. Und nun beginnt die Tragödie.

„Das Feuer wird nach hinten verlegt, die Infanterie geht vor."

Die Infanterie geht vor!

Niemals ist ein Vaterunser in einer Kirche inbrünstiger gesprochen worden als hier dieser Satz. Aus dem Mund rauh gewordener Männer klingt er wie ein Choral. Wer immer ihn sagt, ein böhmischer Offiziersdiener, ein slowenischer Fahrkanonier, ein ungarischer Telephonist oder ein Wiener Leutnant, was immer der Mann sonst vorstellt, fühlt, denkt oder will, wenn er sagt: „Die Infanterie geht vor", dann wird er weich wie nie zuvor. Wie eine Mutter, die ihren Sohn hergibt.

Dunkel ist die Nacht. Wenige Sterne nur blinken. Hinüber, herüber zuckt der zischende Lärm, hüben und drüben flammen die Mündungsblitze, die Einschlagsfeuer auf. Leuchtraketen, rote und weiße, steigen langsam in den Qualm hinein. „Feuermauer!" ertönt der Befehl. Tosend wie ein Orkan auf offenem Meer brüllt der Lärm durch die Finsternis. Wir sehen nichts als ein todspeiendes Wirrsal von Feuer und Rauch. Aber wir wissen es: die Infanterie geht da mitten hinein.

Eine Mondnacht auf dem Monte Sabotino

Wer in dem kleinen Örtchen Salcano am Isonzo den neuen Soldatenfriedhof besuchen will, muß zu Wagen von Görz durch eine lange baumbestandene Allee nach Norden hinausfahren. Wie schön muß diese Stadt vor dem Kriege gewesen sein! Überall sieht man noch die Spuren der jetzt zerstörten Reize. Diese Allee, der mancher Baum weggeschossen wurde, ist jetzt durch eine Kukuruzmaske gegen Sicht gedeckt. Der Feind kann nicht mehr wie früher



einer bequemen Treibjagd frönen und vom Anstand aus jeden Wagen und jede Menschengruppe als Ziel betrachten; aber da er genau weiß, wo die Straße verläuft, pulvert er ab und zu ein wenig hin. Die Pferde meines Gefährtes, die sonst nicht als Wagenpferde dienen, erschrecken bei allen Schüssen, auch bei den von unserer Seite hinüberrollenden, und sie gehen beinahe durch, als plötzlich ein Schrapnell ganz nahe über ihnen platzt.

Der Kutscher aber blickt gar nicht nach dem Einschlag hin. Mit simpler Ruhe und unbeugsamer Kraft bändigt er die sich bäumenden Rosse. Die beruhigen sich rasch und traben weiter und der Mann findet gar nicht, daß er etwas Besonderes geleistet habe. In seinen Erinnerungen wird dergleichen überhaupt nicht vermerkt.

Für eine Kamera gibt's unterwegs der Ausbeute genug. Wo sonst als in dem einzigartigen Görz findet man noch eine Kirche, die täglich ein anderes Aussehen hat? Heute früh hat der Turm



schon wieder einen Schuß abgekriegt, jetzt sieht er schon interessanter aus als selbst der weltberühmte von Pisa. Es ist aber nicht mehr rätlich, sich sehr eingehend mit dem Abkonterfeien zu beschäftigen — ein allzu lang trödelnder Photograph kann ihn leicht auf den Kopf bekommen. Grotesk sieht auch die kleine weiße Kapelle mit dem säulengetragenen Kuppelbau aus. Tadellos, unberührt steht sie da in schimmernder Reinheit — nur der Heilige ist unter der Kuppel weggeschossen und liegt jetzt quer zwischen den weißen Säulchen. Sein Rumpf ragt weit hinaus in die blaue Luft und der Kopf ist fort.



Salcano schmiegt sich dicht an den Fluß. Eng treten die Berge hier zusammen, lassen im Talgrund nur Platz für das Wasserbett und die Straße. Diese Straße ist für jeden Verkehr gesperrt. Sie ist ganz zerschossen. So steil steigen die Wände an, daß dieses geebnete Stückchen Erde, das zum Heldenfriedhofe ward, wohl hoch über dem Isonzo, aber dicht an seinem Ufer liegt.

Der Friedhof ist noch im Bau. Die Gräber sind erst zur Hälfte zugeschüttet und noch ohne Schmuck. Die braunen Schollen sprechen aber eine echtere Sprache, als die Blumen einst tun werden, die hier blühen sollen. Niemals so wie hier zeigt es sich, daß die Sitte, Blumen auf Gräber zu pflanzen, den egoistischen Trieben der Menschen entsprungen ist. Dem Toten können sie in seinem traumlosen Schlaf nichts mehr sein. Uns nur sollen sie den erschütternden Eindruck mildern.

Hier mildert noch keinerlei Dekoration den Eindruck. Die beiden Gräber der sechs gestern hier eingebetteten Männer sind noch offen, die Leichen nur mit ein wenig Erde bedeckt. Ruhmlose Helden liegen darin.

In der Mitte der Anlage erhebt sich ein Granitsockel, auf dem ein Denkmal aufgebaut werden wird. Zehn Meter hoch soll es werden und weithin sichtbar. Ein gefangener italienischer Baumeister schafft dieses Werk. Als er erfuhr, daß auch die toten italienischen Helden hier ruhen und daß er seine Kunst der Ehre aller Gefallenen widmen könne, stellte er sich freudig zur Verfügung. Die Bevölkerung spendet das Material, eine große Firma liefert kostenlos den bronzenen Adler dazu. Der Ort wird einst eine Sehenswürdigkeit sein, künstlerisch eingerahmt von Zypressen, Rosen und Bildhauerei. Jetzt ist es das traurigste Fleckchen Erde der Welt.

Als der Abend herabsinkt und ich heimfahren soll, führt mir der Zufall einen bekannten Generalstabshauptmann in den Weg. „Wollen Sie mitkommen? Ich muß jetzt dienstlich auf den Sabotino und bleibe die Nacht über oben.“

Der Weg auf den Sabotino steht unter Feuer. Aber welcher Weg steht hier nicht unter Feuer? Man darf eben nicht daran denken, daß man getroffen werden könnte. Wem das nicht gelingt, der hält es hier nicht aus. Einzelne brechen daher zusammen, die schickt man dann rasch von hier fort. Aber die weitaus größere Mehrzahl lebt im Feuerbereich genau so wie anderswo. Die berühmte Eisenbahnsteinbrücke, die den Isonzo mit einem einzigen Bogen überwölbt, ist vorzugsweise das Ziel italienischer „Schwerer“. Ihrer Hunderte sind schon hergeflogen, einige sind auch auf ihr geplatzt. Indessen sie hält stand und nur von der Brüstung ist ein Eckchen abgesplittert. Hat man sie überquert, dann sieht man, um wieviel mehr der Bahndamm unter der Beschießung gelitten hat. Geradezu überwältigend wirkt eine Stelle, wo ein Volltreffer die Schiene erwischte. Wie ein gewichtloser Streifen Papier war sie in die Luft geflogen; sie brach aber nicht ab, sondern bog sich nur um. Jetzt steht sie, etwa zwanzig Meter hoch, wie eine Säule kerzengerade da.

Im Mondschein gibt das ein geradezu phantastisches Bild. Und zu der Romantik der Szenerie, zu den silbernen Nebelfladen, die wie Schleier in den Gebüschen hängen, zu dem schimmernden, rauschenden Isonzo paßt das pfeifende Geräusch der vereinzelten Schüsse gar nicht so schlecht. Dann bleibt man einen Augenblick

lauschend stehen und wartet. „Ach!“ Man atmet auf und geht weiter. „Weiß Gott, wo das war! Mindestens dreihundert Schritt entfernt!“



Beim Wächterhäuschen werden wir gestellt.

„Halt! Wer da? Feldruf und Losung!“

„Schon gut,“ sagt der Hauptmann, „du kennst mich doch, Müller.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann H. Bitte Feldruf und Losung.“

Der Hauptmann fängt an, sich zu ärgern. Er hat nur die linke Hand zum Gebrauch, die rechte ist in Serbien zerschossen worden. Ungeschickt kramt er in seiner Brieftasche nach dem Zettel mit den Worten des Tages. „Quadratesel,“ brummt er, „laß mich doch durch.“

Der Mann, der mit angeschlagenem Gewehr vor uns steht, war einst sein Diener gewesen. Aber er rührt sich nicht von der Stelle.

Ich muß innerlich lachen. Die Vorschrift besagt wohl, daß ein Posten die ihm bekannten Militärs anstandslos durchlassen soll, indessen je besser der Mann den Vorgesetzten kennt, desto hart=

näckiger pflegt er ihn zurückzuhalten. Die Wache weiß ganz genau, daß der Offizier sich zwar ärgern wird, ihn aber beloben muß. „Nur auf der Podgora," sagt mir der Hauptmann, „wird man nie aufgehalten. Jedermann weiß, dorthin geht keiner, der nicht muß."

„Er" schießt auch des Nachts auf den Sabotino, aber freilich kann „er" im Finstern nicht zielen. Bei Tage ist der ganze Aufstieg eingesehen, da fliegt sofort eine Granate her, wenn sich jemand zeigt. Des Nachts kann „er" nur „streuen" und so vollzieht sich der Hauptverkehr hier im Dunkeln. Und nun lerne ich die schweigsamsten, die unermüdlichsten, die ärmsten unter den Kriegführenden kennen. Das sind die alten Arbeiter, die mit ihren Tragtieren Nacht für Nacht den Proviant zu den Stellungen bringen. Diesen kleinen Pferdchen, die den Kopf so rührend tief gebeugt halten, diesen ebenso geknickten silhouettelosen Treibern mit ihren eingefallenen Ledergesichtern, ihren Stoppelbärten und den fetzenumwickelten Knochenbeinen wird die Kriegsgeschichte ein eigenes Kapitel widmen müssen. Ob so einer Angst vor Granaten empfindet, ob er Kinder im Felde hat oder daheim ein hungerndes Weib — fragt einer darnach? Im Finstern, im Regen, in der Bora und zwischen den Granaten hindurch trottet er immer wieder fünfhundert Meter bergauf und bergab.

Der Weg windet sich in Serpentinen durch den schütteren Wald. Wo ein Stück weggerissen wird, ist gleich darauf die Arbeiterkolonne da und bessert es aus. Nur eine Stelle, die eine schwere Granate erst vor ganz kurzem zerstörte, müssen wir überklettern. Ein Baum, an der Wurzel zerschmettert, liegt hier quer über dem Weg.

Der Hauptmann kommandiert, rasch zu gehen und nicht stehen zu bleiben. Aber weiter oben wird der Weg immer steiler, über das letzte Stück führen steinbelegte Stufen in gerader Linie empor. Liegt der Mondschein auch voll auf ihnen, den Sturmschritt des Hauptmannes kann nicht jeder einhalten und atemlos bleibe ich trotz des Verbotes einen Augenblick stehen.

Es ist ein mit nichts vergleichbares Gefühl zu wissen, daß der Mensch, der mich jetzt erblickt, auf mich schießen wird. Ein unsinniges, nicht bis zum Ende durchzudenkendes Gefühl. Kann man je wieder

sorglos, aufrecht im Lichte langsam dahinschlendern, gibt es wirklich Leute, die jetzt unbedenklich laut lachen und tanzen und nicht ausschließlich an Granaten denken? Hier freilich gibt es keine. Die Schrapnells und die Kugeln und die im Dunkeln lauernde Gefahr sind auch des Weisesten einziger Gesprächsstoff geworden.

Aber wem es gilt, ist völlig egal. Keiner kann an sich denken, sieht er die Packträger nachkommen, Schritt für Schritt, langsam, bedächtig, ohne Rast. Sie gehen ihren Pflichtweg, ohne zu eilen, ohne zu stocken, und dem, der sie sieht, schweigt die Selbstsucht für ewige Zeit. Ich wünschte, ich vermöchte das Bild ihres eintönigen, allnächtlichen Marsches durch die Feuerlinie mit stählernen Worten zu schildern, tief in die Seele wollt' ich es jedem prägen ... mancher Ungebärdigkeit, mancher Unzufriedenheit würde da wohl ein rasches Ende gemacht.

„Ihr Idioten, ihr gottverdammten! Werd's auseinanderrücken! Müßt ihr von einer Granate alle gleichzeitig hin werden?"

Mitten in meine andächtige Bewunderung tönt es hinein, kräftig und nicht mißzuverstehen.

„Man kann den Kerlen hundertmal predigen: Zehn Schritt Distanz! Und immer wieder purzeln sie beinahe übereinander. Wenn man nicht flucht, parieren sie nicht, auch wenn sich's um ihre Sicherheit handelt."

Ich höre nur halb, was der Kommandant sagt. Der Anblick, der sich mir bietet, nimmt mich völlig gefangen. Ich kann auch nicht sprechen — — nur schauen.

Die berühmten „Schwalbennester" kleben hier am Fels. Die kulissenartige, fast freistehende Wand, die den Gipfel bildet, ist an der uns zugewendeten Seite mit winzigen Holzhüttchen bepickt. Sie lehnen sich an den nackten, nassen Stein und stehen auf einem Vorsprung aus nackter, nasser Erde. Knapp neben ihnen geht's steil hinab in die Tiefe. Hier wohnen die Aufklärer der Batterien, die zu dem Abschnitt gehören.

Alle Herren sind oben versammelt. Sonst hockt jeder wohlgedeckt in seinem Loch oder er schläft, jedenfalls hütet er sich sehr, hier offen spazieren zu gehen. Aber weil der erste Kriegsberichterstatter



angekündigt worden ist, sitzen die Herren gemütlich wie im Rathauskeller beisammen und erwarten uns.

Es ist dies einer der Gründe, warum die Armeekommandanten den Besuch der Berichterstatter möglichst einschränken. Die Gewöhnung an die Gefahr läßt die Frontmannschaft ohnedies nur zu oft die gebotene Vorsicht vergessen und gar mancher Unglücksfall ist auf die tollkühne und unbedachte Außerachtlassung der Vorschriften zurückzuführen. Erscheint nun Besuch, dann wird oft vor der Nase des Feindes geradezu ein Rout veranstaltet. Hier bei vollem Mondschein könnten die Italiener beinahe die Gesichter erkennen. Um das „Steinmandl" der Gipfelkote hockt ganz offen die lustige Gesellschaft und bietet uns ein jubelndes Willkommen.

Diese Kammlinie der Wand, die sich von Südost nach Nordwest erstreckt, gehört uns, der Seitenflügel aber, der Podsabotin, der etwa hundert Meter tiefer in rechtem Winkel an die Haupthöhe stößt, den Italienern. Ihr Graben liegt also auf demselben Berg, unter unseren Füßen; wir überschauen ihn in seiner ganzen Ausdehnung und auch sie können mit freiem Auge zu uns heraufblicken.



Die Beobachter hatten nun festgestellt, daß dieser feindliche Graben sich allmählich in der Richtung auf uns zu verlängere, und es galt dieser Meldung, daß der Generalstabschef der Brigade selbst heraufgekommen ist, um sich zu überzeugen, daß „er" wirklich „baut". Nun, „er baut" zwar wirklich, aber der Hauptmann meint, in diesem Tempo sei es nicht von Belang. Immerhin, man kann „ihm" auch daran die Lust verleiden. Und die Befehle schwirren durchs Telephon. Es geht los.

Tief unter uns breitet sich weithin die Landschaft aus. Bei klarem Wetter sieht man von hier bis Venedig. Heute wogt dicker weißer Nebel durch die Täler, oben aber ist die Nacht sternenklar und vom Mondlicht durchflossen. Aus dem trüben Brodem ragt der italienische Stützpunkt wie eine Insel heraus, regungslos und voll beleuchtet liegt er im fahlen Schein da. Wie ein Wehlaut kommt es nun von weit her durch die Luft, anschwellend im Ton wie eine kunstvoll geblasene Oboe, und verstärkt sich zu atemraubendem Brausen. Endlos dauert der Laut, nicht auszuhalten lang. Man hat längst auf der feindlichen Deckung die riesige weiße Sprengwolke gesehen und noch immer hört man den Flug des Geschosses, der hier auf seinem Weg über tiefe Schluchten ein viel=

faches Echo erweckt. Dann erst prallt der furchtbare Krach an das Trommelfell.

Mitten auf das Ziel hat der Volltreffer hingehaut. Und jetzt wieder einer, ein dritter, ein vierter. Die graben dort heute nicht weiter. Von Süden und von Osten kommen abwechselnd die Granaten und da wir nahe genug beim Ziel stehen, nimmt es sich aus, als laufen sie auf uns zu. So lang dauert die Kanonade an, bis der neue Graben verschüttet ist. „Jetzt brauchen sie zum Neubau wieder einige Tage."

Der letzte Schuß bleibt auf dem Kamm der feindlichen Bergflanke „hängen". Er war zu niedrig gezielt und explodierte auf dem Fels. Grandios sieht das aus, wie die Feuergarbe in die Nachtluft zerstäubt.

Man hat mit der Beschießung gewartet, bis der Generalstabschef oben angelangt war, weil sonst das „Vergeltungsschießen" seinen Weg recht unangenehm hätte gestalten können. Richtig, es geht auch schon an. Heulend fliegen die „Schweren" her, aber das Gehämmer unter uns hört keinen Augenblick auf. Unter dem Gipfel wird nämlich unser eigener Graben gebaut. Wir steigen zu ihm hinab, durch den Tunnel, der durch den Gipfel gebohrt ist, und durch die Sappe, die zwar als ein Irrgang angelegt ist, wo aber gewisse Stellen im Zielbereich der feindlichen Scharfschützen liegen. Sie mündet in den vordersten Feldpostenunterstand, in dem die Wachen alle zehn Minuten abgelöst werden.

Während dieser offene Graben beschossen wird, arbeitet die Mannschaft, ohne innezuhalten, darin weiter. Hier wird geschaufelt und gehämmert, geebnet und gegraben, während die Granaten in einemfort einschlagen. Nicht einer rührt sich vom Fleck, nicht einer zuckt mit der Wimper. Schweigend, ohne Forderung nach Ruhm, selbstverständlich und ohne sich zu wundern, erfüllen sie ihre Pflicht.

Hier wird Österreich-Ungarn gehalten. Diese Männer schützen unser Land. Und jetzt verstehe ich, was General v. Boroevic, der Feldherr, gemeint, als er sagte, der einzelne Mann sei es, der den Isonzo hält. Hier stehen sie, schlicht und standhaft, und trotzen der schauerlichen Gefahr. Hier horchen sie, ob sich drüben etwas rührt.

Von hier aus melden sie jeden Angriff. Ist der Feind dann herangestürmt, so sind durch den Tunnel auch schon unsere Reserven da. Inzwischen freilich sind die Feldwachen gefallen. Sie werden durch andere ersetzt. Und diese stehen dann genau so schlicht und standhaft dort bis in den Tod.

Jeder Soldat, der in diesen Graben geht, weiß, was ihm droht. Ein, zwei Mann fallen fast täglich. Aber die Ablösung kommt ruhigen Blickes, ruhigen Schrittes. Keiner von ihnen giert nach Bewunderung. Gleichmütig marschieren sie vor, als sei dies das Natürlichste von der Welt.

Jeder, der einmal dort vorn war, dünkt sich ein Held. Aber keiner von denen, die immer dort vorne stehen.

Es bleibt keine Zeit, über solcherlei weiterzudenken. Die Beobachtungslöcher werden mir gezeigt, die wie Dachshöhlen knapp unterm Gipfel hindurchführen und in denen der Aufklärer platt am Bauch liegen muß. Eine tellergroße Öffnung ist feindwärts für den Kopf freigelassen. Die Italiener kennen diese Schlupfwinkel ganz genau, manche Kugel ist schon dicht an der Öffnung vorbeigeflogen.

Dann gibt's für die Gäste in der Kaverne des Kommandanten ein Tischleindeckdich. Während des Essens erzählt ihm der Hauptmann lachend: „Du mußt nämlich wissen, mein Lieber, ich bin nur heraufgekommen, weil ich mich als Bewohner von Görz in dem einzigen sicheren Aufenthaltsort am Isonzo ein wenig ‚retablieren' wollte."

In der Tat, in dieser Kaverne ist's gut sein. Wohl zwanzig Meter hoch wuchtet der Berg auf ihr. „Nicht einmal unser eigener Mörser könnte ihr etwas anhaben," sagt bewundernd der Hauptmann. Und wenn man weiß, welche phantastischen Kräfte die Unseren den österreichischen Mörsern zutrauen, kann man beurteilen, was solch ein Lob heißen will.

Dann wandern wir von Schwalbennest zu Schwalbennest. In dem obersten wohnen fünf Aufklärer, Kadetten und Fähnriche, und drei Telephonisten sitzen beständig dabei. Je zwei Bettgestelle sind übereinander der Länge und der Breite nach an die Wand genagelt, der fünfte Mann ist bei einem der vier Bettinhaber zu Gast. Der

drei Telephonisten wegen, die in dem leergebliebenen Eckchen hocken — denn die Hütte hat kaum zwei Meter im Geviert — brennt beständig das Licht. Während die Diensthabenden sprechen und melden und — natürlich — auch rauchen, schlafen die Abgelösten im selben Raum. Durch das Dach tropft es herein, der Felsen dampft eine atembeklemmende Feuchtigkeit aus. Nie können die jungen Leute sich ausziehen, nie haben sie Ruhe oder ein Plätzchen für sich allein, nie eine Stunde Behaglichkeit. Bei Tage herrscht in der ungedichteten Holzhütte eisige Kälte, weil des verräterischen Rauches halber nicht geheizt werden darf. Den Italienern ist nämlich ein „eingeschossener" Aufklärer zehn Achtundzwanziger wohl wert. Wird dann aber des Abends Feuer gemacht, dann vermeint man, in der Hütte zu rösten. Und manch einer hat schon im Bett eine Schrapnell-kugel abgekriegt.

Ich muß wohl ein sehr mitleidiges Gesicht gemacht haben, denn die Aufklärer lachen. „Wir sind doch totfroh, daß wir so etwas besitzen! Früher hatten wir nichts, da mußten wir auf der bloßen Erde liegen."

Früher! Überall ist die Erinnerung an die ersten Isonzoschlachten so grausig, daß jetzt das Schlechteste als Üppigkeit aufgefaßt wird. In diesen schauerlichen Tagen hatte der Sabotino eine der schauerlichsten Rollen gehabt. Es war nicht im ursprünglichen Kriegsplan gelegen, den Sabotino zu halten. Darum besaß er weder Befestigungen noch Gräben; nur zwei Kompagnien verteidigten ihn. Zwei Brigaden aber gingen ihn an.

In elf Reihen mit „Evviva Savoya!" stürmten die Karabinieri, die Bersaglieri, die Alpini herauf, sie hatten Panzerplatten an und französische Helme; französische Flieger kreisten helfend über ihnen hin. Für die Parlamentseröffnung sollte der Durchbruch erzwungen werden. Oben lagen die Unseren ungedeckt, ungeschützt, auf bloßer Erde. Die Telephonverbindungen waren zerschossen, keine Rettung schien denkbar. Kaltblütig blieben die Unseren aber liegen, warteten schußbereit und dann prasselte das Präzisionsschießen in die Anstürmenden hinein. Die erste Reihe stutzte, zögerte — dann machte sie kehrt, riß die Nachfolgenden mit sich. Dreitausend italienische

Leichen bedeckten die Bergflanken und die Unseren hielten den Gipfel.

Schlimmer noch als die Schlacht war dann der Verwesungsgeruch. Zu trinken gab's, da jeder Tropfen Wasser heraufgeschleppt werden mußte, pro Mann nur einen Viertelliter im Tag. Waschen konnte sich niemand. Und so vermochte tagelang keiner etwas zu essen. Ein Capitano hatte sich beim Sturz auf einem Ast aufgespießt, wochenlang hing er dort und die Beine baumelten im Winde. Von den Aufklärern wurde er zur Orientierung benützt. „Rechts, links vom Capitano", waren Befehlsworte geworden.

Seitdem gingen die Italiener den Sabotino nicht wieder an. Nicht, daß die Stellung uneinnehmbar wäre, aber die Überzeugung, daß sie es sei, macht sie dazu. Sie stählt den Verteidiger und sie lähmt den Feind. Das Vertrauen in die eigene Kraft ist wirksamer als alle Drahtverhaue, Gräben, Kavernen und Kanonen der Welt.

Ein Aufklärer will mir den exponiertesten Beobachterstand zeigen. Er winkt mir, ihm knapp am Abgrund entlang aufwärts zu folgen. „Sehr vorsichtig gehen!" raunt er mir zu. Aber trotzdem ich meinen Fuß so achtsam wie möglich setze, bekomme ich einen freundschaftlichen Stoß. „Kruzitürken, Vorsicht hab' ich g'sagt!" Wie er aber mein verdutztes Gesicht sieht, begreift er das Mißverständnis und lacht. „Nein, nein, wir sind keine Touristen. Auf den Weg aufzupassen, haben wir keine Zeit. Wenn's bei uns ‚Achtung' heißt, dann muß man sich gleich bücken. Es bedeutet immer dasselbe, immer wieder das eine. Daß außerdem hier ein Abgrund vorhanden ist, merken wir gar nicht mehr."

Es ist 2 Uhr geworden und vor der Dämmerung sollen wir unten sein. Der Hauptmann mahnt zum Aufbruch. Aber vorher gibt's noch ein Abschiedskonzert. Ein langer hagerer Leutnant holt seine Laute herbei, setzt sich mit übergeschlagenen Beinen auf die steile Holzstiege, die von Hüttchen zu Hüttchen führt, und singt uns ein Lied. Wie ein lebendes Bild sieht es aus, da die anderen Aufklärer ihn im Halbkreis umstehen. Ein Ungar ist da und ein Pole, ein galizischer Jude und ein Kroate. Der Sänger selbst ist aus Wien. In gleicher Uniform, in gleicher Gefahr sitzen sie hier an der

vordersten Front. Und das Lied, das sie hören, ob sie es verstehen oder nicht, geht zu gleichschlagenden Herzen.

Das Lied klingt weich durch die Nacht. Sonst ist kein Laut zu vernehmen. Der Mond übergießt die Szene mit seiner fahlen Beleuchtung, der Nebel ist dicker geworden und bildet den Rahmen dazu. Unvergeßliche Stunde wildester Poesie — bis zum Tode hat sie sich in meine Seele geprägt!

Knapp vor dem Abmarsch wird mir noch das Ehrenzeichen vom Sabotino auf den Hut genadelt. Ein Bronzearbeiter fertigt es aus den Kupferringen der italienischen Geschosse an. Kein Monarch der Welt kann dies Ehrenzeichen verleihen. Nur der erhält es, der es sich selbst vom Sabotino holt.

Beim Abstieg sind wir recht schweigsam. Die Dunkelheit nötigt zur Achtsamkeit und mir ist außerdem die Kehle wie zugeschnürt.

Auf der Isonzobrücke bleibe ich stehen, mein Blick folgt dem dahinsprudelnden Fluß. Wasser, wie anderes auch? Oh nein — symbolisch gewordenes, heiliges Wasser fließt hier. Taktisch — das weiß ich von Wissenden — bedeutete sein Verlust nicht viel. Aber Feldherrngenie hat den Isonzo zum Idol gemacht, hat ihn uns lieben gelehrt. Und so verteidigt hier jeder das Stückchen Front, das der Heerführer ihm anvertraut. Jeder hängt sein Herz und seine Ehre an ein Fleckchen Erde. Mag er auch vor dem Kriege nie den Ort nennen gehört haben, jetzt erfüllt ihn ein zorniger Trotz, der sein Leben mit diesem Posten verkettet. Die vom Sabotino lassen keinen über den Sabotino herein.

Das Geheimnis der Podgora

Dicht vor der Stadt Görz liegt die berühmte Podgora. Sie ist ein niedriger, länglicher Hügel, freistehend, ohne jede Rückendeckung. Zwischen ihr und der Stadt fließt der ebenso berühmte Fluß.

Diesem unscheinbaren Hügel verdanken wir unsere Sicherheit und unseren Ruhm. Wie ist das nur möglich?

Ein italienisches Regiment hatte einmal die Kundmachung erhalten, es würde nicht eher abgelöst, ehe es nicht die Podgora hätte. Als in Cormons vor dem Abmarsch dieser Befehl kundgetan wurde, nahm ihn jeder als ein Todesurteil entgegen. Drei Wochen lang rannte das Regiment gegen die Podgora an; Mann für Mann setzte es ein, die Leichen waren schließlich in den völlig zerschossenen Stellungen die einzige Deckung.

Aber es bekam die Podgora nicht.

Bei einem jungen italienischen Leutnant, dessen Leiche dicht bei unseren Linien lag, fand man einen Brief: „An Freund oder Feind!" Seinem einzigen Bruder empfahl er die nun auf ihn angewiesene Mutter. „Ich habe gegen eine uneinnehmbare, unangreifbare Stellung zu gehen. Ich weiß, daß ich fallen werde. Aber du siehst, ich zittere nicht." Nur das letzte „Lebewohl" dieser kraftvollen Handschrift war nicht mehr recht leserlich. Dem Todgeweihten hatte die Feder da doch ein wenig gebebt.

Die besten Helden der italienischen Armee sind an der Podgora zerschellt; sie zermürbte das Heer, das d'Annunzio in den Tod gehetzt. Was also ist das für ein Märchenberg? Auf dem Balkan haben unsere Truppen den Serben, die zu den tapfersten Soldaten der Welt gehören, ohne viel Aufhebens doppelt, dreimal so hohe Berge in einem Vormittag weggenommen, ohne daß sie historisch geworden waren. Die Vrhs und die Vrdos wurden gestürmt und erobert, „uneinnehmbar" war keiner, nicht einmal der Kalimegdan

in Belgrad, den die Donau von Natur aus fast unangreifbar gestaltet hatte. Und dazu kommt, daß die Italiener von bravouröser Schneidigkeit sind; mit ihren tüchtigen Offizieren, mit einer unübertrefflichen Artillerie und vielen technischen Errungenschaften müssen sie als achtungswerte Gegner betrachtet werden.

Und diesen 240 Meter hohen Erdhaufen, diese Lächerlichkeit von einer ungedeckten Anhöhe, diese fabelhafte Podgora konnten sie in zehn Monaten nicht nehmen.



Auch wenn man in Görz wohnt, so dicht an ihrem Fuß, daß die Scharfschützen von St. Florian ins Hotelfenster schießen, wenn man täglich von ihr hört, wenn man sie mit dem Zeiß vom Zimmer aus deutlich überschaut, begreift man es nicht. Man muß selbst auf sie hinauf.

Es kostet einen inneren Ruck, auf die Podgora zu gehen. Zu viel wird hier von ihr erzählt, als daß nicht der Name schon ein Herzklopfen auslöste. Der Weg ist für den Neuling auch sicherlich schwerer als für den Kundigen. Unsere eigenen Granaten streichen nämlich so dicht über die Podgora hin, daß ihr Zischen ebenso wie das der feindlichen dem Ankömmling in die Nerven geht.

Ein Offizier holt mich zu diesem Besuch im Wagen vom Kaffeehaus ab. Dieses Kaffehaus, dessen Fenster gestern wieder einmal zerschossen wurden, hat heute eine komische Sensation. Statt der Spiegelscheiben, die gar so viel Geld gekostet haben, setzte der Wirt Butzenscheibchen ein. Ob die Italiener mit ihrer gestrigen Beschießung wohl diese Wirkung beabsichtigten? Vierzig Achtundzwanziger waren in zwei Stunden in die Stadt gekracht.

Daß wir im Wagen zur Podgora fahren, macht ein gewisses Aufsehen. Sonst geht man so unauffällig wie nur möglich dahin. Wir fahren freilich nur bis ans Isonzoufer. Über die Brücke gehen wir hübsch zu Fuß.

Dieser Flußübergang ist ein erstaunliches Erlebnis. Die Brücke, die im Gewehrkugelbereich liegt, ist von den feindlichen Beobachtern auf dem Monte Sabotino zur Gänze eingesehen. Ganze Garben von Munition sind schon auf sie, über tausend Volltreffer auf ihre nächste Umgebung geprasselt. Jeder Baum am Ufer ist wie vom Blitz zerschellt, das Geländer, die Pfeiler, die Böschung und der Damm sind wie von Heuschrecken zerfressen. Und dennoch geht jeder über



diese Brücke, die nachts ausgebessert wird, wenn sie ernstlich beschädigt ist.

Die Italiener können nämlich nicht den ganzen Tag und die ganze Nacht unaufhörlich einen einzigen Punkt beschießen, über so viel Munition verfügt keine Armee der Welt. Auch trifft natürlich nur ein Schuß unter vielen. Eine einzelne, die Brücke passierende Person lohnt auch die Kosten einer Granate nicht. Geht also zum Beispiel eine Kompagnie über den Fluß, jede Minute ein Mann, dann brauchte der Feind für jeden Mann eine Granate und träfe mit solchem Munitionsaufwand unter hundert nur fünf. Auch würde der Marsch während des Schießens natürlich sofort eingestellt. Es geschieht oft, daß fünf, zehn Granaten herüberfliegen, und dicht daneben liegt lauernd die Mannschaft. Tritt eine Pause ein, dann springt sie auf und geht weiter. Ehe „er" wieder beginnt, sind die meisten wohl drüben. Die halbe italienische Armee wird geopfert, um hier den Verkehr zu sperren. Und er stockt keinen Augenblick.

Dem, der die Brücke passiert, rieselt es durch die Adern wie eiskalte Splitter. Keiner geht hinüber, ohne den Atem anzuhalten. Jeder gesteht das ein. Das ist das Österreichische an den Podgorahelden. Seit zehn Monaten täglich überqueren sie diesen Steg, nicht nur, weil sie müssen, sondern weil sie auch einsehen, daß es notwendig ist. Höher als alles Heldentum dünkt ihnen dieses Motiv. Und ganz schlicht geben sie zu, daß es ihnen nicht als Vergnügen erscheint.

Dicht am jenseitigen Ufer liegt oder lag das Dorf Podgora mit der Papierfabrik. Eine reiche, schöne Ortschaft soll das gewesen sein. Wein und Oliven, Kastanien und Frühgemüse und viel Industrie gab es hier. Jetzt sieht es da grausig aus. Unter allem, was ich bisher an Kriegszerstörung gesehen, ist in Podgora die gründlichste Arbeit geschehen. Und die Italiener bemühen sich noch täglich und stündlich, das Bild immer grotesker zu gestalten. Die Reste der zerschossenen Häuser werden immer wieder durcheinandergewirbelt, so daß die unzusammenhängendsten Dinge aneinandergeraten sind. „Das ist ein Flugbahnhof," sagt mein Begleiter vor dem traurigsten Trümmerhaufen. „Wissen Sie, was ein Flugbahnhof ist?" Da man



die Termini loci ja doch nie zu Ende lernt, gestehe ich ruhig meine Unkenntnis ein. Solche Worte versteht nur die Front. Und ich erfahre, daß unter Artilleristen der Glaube herrscht, bestimmte Objekte zögen selbsttätig Schüsse auf sich. So kommt es, daß die am meisten beschädigten Häuser diese sonderbare Benennung tragen.

Zuerst geht es nach dem südlichen, äußersten Eckstein der Podgora, zur berüchtigten Kote 184, zu dem in diesem Weltkrieg sicherlich am meisten beschossenen Punkt. Hier ist unsere Stellung fußbreit für fußbreit vom Feinde eingesehen, nichts kann sich rühren, ohne daß er es merkt. Der Weg dem Kamm entlang ist absichtlich ohne Maske. Wäre er gegen Sicht gedeckt, so schössen die Italiener unablässig hieher. Es ist also vorteilhafter, sie sehen zu lassen, was vorgeht. Der einzelne kann dann leichter passieren, denn auf einzelne zu schießen, lohnt sich auch dem Blutdürstigsten kaum.

Unten, am Fuße der Podgora, die hier wie eine Kanzel ein wenig überhängt, liegen die Isonzostellungen, die man weithin

von hier aus überschaut. Wir stehen hart am äußersten Vorsprung, mein Anzug hat aber zufällig genau die Farbe der Podgora, während der helleuchtende Gummimantel des Offiziers sich stark von dem unbestimmten Graubraun abhebt, das diese tausendfach zerwühlte Erde bekommen hat. Der Isonzo umfließt die Podgora in einiger Entfernung, so daß die Ebene zwischen ihm und ihr in einer Art Halbkreis liegt. Entlang der Peripherie laufen unsere Gräben, parallel, aber innen, die italienischen, so daß diese der Podgora stellenweise näher als jene sind. Sie sind nur durch eine geringe Entfernung voneinander getrennt.

Auf meine Bitte, nicht gar so aufreizend in der Lichtung zu stehen, lacht mein Führer. „Der Scharfschütze, den Sie dort unten sehen, ist über 1000 Schritt von uns entfernt. In Rußland, in Serbien mag das als Gefahrzone gelten, hier liegen wir Brust an Brust. Eine solche Distanz ist für uns fast schon Hinterland. Er trifft mich ja doch nicht, der Kerl."

Fast jede Nation Österreich-Ungarns hat schon auf der Podgora ihren Vaterlandstribut bezahlt. Aber so oft auch gewechselt wird, immer ist es gerade die anwesende, die als die heroischeste gilt. Es ist wohl des Hügels symbolisch gewordener Name, die Sinnfälligkeit seiner Lage als Schutzwall einer ebenfalls symbolisch gewordenen Stadt, die seine Verteidiger mit so zähem Trotz erfüllt. Was immer der Mann vorher war, der jetzt auf der Podgora steht, welches seine Sprache, welcher sein Rang und sein Beruf — hier oben ist er nichts als ihr Schützer.

Jetzt eben sind die Dalmatiner da, das 23. Landwehrregiment. Einer ihrer Anführer ist der Feldwebel Bozo Klisovics, der die „Goldene" und die „Große Silberne" hat. Er ist ein Bauer aus Sebenico, ein ganz einfacher Mann. Er meint, als er aufgefordert wird, die Geschichte der Goldenen zu berichten, mein Begleiter kenne sie ohnedies. Dieser erzählt also die Geschichte; sie ist knapp genug. Mehrere Bataillone waren auf den Zug des Klisovics losgestürmt. Mit seinen fünfzig Mann lief er ihnen entgegen. Zehn davon nur blieben am Leben, diese Zehn — alle verwundet — brachten hundert Gefangene mit. Doppelt so viel Tote hatten die An-

greiser zurückgelassen. Die übrigen waren davongerannt. Zwei stumm gewordene Italiener lagen in der von ihnen fünf Minuten lang genommenen Stellung. Die hob einer der Dalmatiner auf die Achseln und lief mit ihnen zum Feind. „Da habt ihr die eurigen!" Der Klisovics selbst kam für drei Monate ins Spital. Dann hätte er einen Krankenurlaub beanspruchen können. Er rückte aber wieder auf die Podgora ein.

Mit zehn Italienern nimmt es jeder von diesen auf, längst säßen sie in Sizilien, so sagen sie, gäb's nicht die Artillerie. Am liebsten gingen sie vor, die verdammten Geschütze zu fangen.

Die Entbehrungen, die Strapazen, die Gefahren der Podgora nehmen sie als selbstverständlich hin. Einen Wunsch haben sie nur: mehr Zigaretten zu bekommen! Mit täglich einem Kilo Tabak — welche Lust wäre das Sterben dann! Manchmal kommt ein spannend erwartetes Liebesgabenpaket. Dann sind Tonpfeifen darin. Der Dalmatiner aber raucht nicht aus Pfeifen und solche, die sehr zerbrechlich sind, haßt er geradezu.

Von den Mannschaftsunterkünften steigen wir durch eine Sappe zum Kamm hinauf. Dieser ist in unserer Hand, ebenso ein Stück des jenseitigen Hanges. Aber dicht darunter, in Sprechweite fast, liegt der italienische Graben.

Diesen Kamm gesehen zu haben, gehört zu den tiefsten Eindrücken des Lebens. Vielfach muß der vom Schicksal umhergeworfen sein, den dieser Fleck Erde nicht aus dem Gleichgewicht bringt.

Ganz zerwühlt ist das Erdreich. Kahle, zerfetzte Baumstümpfe, die letzten Reste des berühmten Podgora-Kastanienwaldes, ragen wie Galgen aus der breiigen Tunke. Bis zum Schuhrand spritzt graugelbes Wasser. Durcheinandergerutschte Erdwälle, die man kaum noch als Grabenschutz ansprechen kann, Weidenkörbe voll gestampften Lehms, die fast rührend wirken, weil die armen festverflochtenen Zweige auszuschlagen beginnen, Drahtschanztröge, mit Sackleinwand ausgefüttert, spanische Reiter und Sandsäcke sind im wüsten Kunterbunt hier im Kot verstreut. Es hat ja geregnet, geregnet, Tage und Nächte lang, und nichts hielt dem Wasser stand. Holzbrettchen liegen auf dem Grund der Sappe, ein hilfloser

Versuch, dem Schritt eine Unterlage zu geben. Die Feldwachen, die hier kauern, schlingen in Erdbrei getauchte Mäntel über den Kopf, so daß sie selbst fast wie Kothäufchen aussehen. An zwei Sandsäcke pressen sie ihr Gesicht und durch einen Spalt schauen sie hinab auf den Feind. Allerlei ungelenke Zeichnungen, mit Tintenstift auf dem nassen Sack, zeigen, wie langweilig diese Wachezeit ist.

Mit uns geht der berühmte dalmatinische Oberleutnant, der die Minenwerfer kommandiert.

Der Wachtposten hält ihn auf. „Geh' nicht da vorn hin, Herr!" Wen ein Dalmatiner mit „Du" anspricht, der darf den Kopf höher tragen.

„Du stehst ja auch da vorn!"

„Ich, Herr, bin ein Mehlsack. Aber du wirst gebraucht."

Wenn ein dalmatinischer Leutnant fällt, weint das ganze Regiment. Wenn ein dalmatinischer Offizier „Vorwärts!" befiehlt, gehen mit der Abteilung ebensoviele Freiwillige mit.

Ein besorgter Blick folgt uns, da wir dennoch passieren. Dann kommt uns der Mann rasch nach. „Gib auf diesen Herrn acht," raunt er dem nächsten Wachtposten zu, „damit ihm nichts geschieht."

Fragt man Gefangene, „wann glaubt ihr, werdet ihr die Podgora nehmen?" dann meinen sie, daß daran nur noch der Cadorna glaube. Diese Gefangenen tanzen, wenn sie heil in unseren Stellungen sind, „contentissimi" nennen sie sich.

Aber wenn ein Dalmatiner gefangen wird, dann wartet seiner ein ehrenvoller Empfang. Jeder Mann drüben weiß, was jeder Mann hüben wert ist. „Habt ihr Männerschnellsiedeanstalten in Dalmatien?" hat einmal ein italienischer Offizier gefragt. „Wir haben schon Legionen von Dalmatinern vernichtet, immer aber kommen noch welche nach."

Bei der ersten Isonzoschlacht war auf die Verteidigung ein tagelanges Trommelfeuer losgelassen worden. Als dann die italienischen Bataillone mitten in die Flammen, den Dampf und den Rauch hereinstürmten, wähnten sie, nur noch Leichen zu finden. Wie entgeistert schrien sie, als sie mit Salven empfangen wurden: „Die leben ja noch!" War es aufwärts mit lautem „Evviva

Savoya!" gegangen, so ging es zurück mit noch lauterem „A basso Salandra!"

Hier oben nun sieht man, wie die Podgora gehalten wird. Der Vorgang ist immer derselbe. Während das Trommelfeuer herüberprasselt, decken sich unsere Leute so gut es möglich ist. Hie und da — natürlich — reißt es ein Opfer weg. Geht aber von drüben die Infanterie auf uns los, so muß das Feuer eingestellt werden — es zermalmte ja sonst die eigenen Leute — und sofort springt dann unsere Mannschaft zu den Brustwehren hin. Kaum hat der italienische Ansturm unsere Gräben erreicht, ist sie über den Gipfel hinweg auch schon drüben. Zehn Minuten nach dem italienischen Angriff sind die Angreifer größtenteils tot. Zurück können sie nämlich nicht, weil jetzt unsere Artillerie das Sperrfeuer vorlegt. Meistens sind die Feldwachen vorher als Opfer gefallen, von ihrer zehn bleibt dann höchstens einer und auch der nicht unverwundet, am Leben. Und während des Kampfes noch, mitten im Kugelregen, geht die Sanität, ebenfalls Dalmatiner, die Verletzten zu bergen. Früher, als noch der ganze jenseitige Hang uns gehörte, kostete jeder Sturm noch mehr Opfer, weil die Reserven den Hang im Feuer hinablaufen mußten. So gaben wir den Hang preis und halten nur mehr den Gipfel.

Der Unterschied ist, daß die Italiener das Trommelfeuer nicht aushalten können, die Dalmatiner aber halten es aus. Der erste Angriff von drüben ist jedesmal schneidig, aber wenn die vorderen Reihen sich lichten, versagen die italienischen Nerven. Der Dalmatiner hingegen steht, bis er fällt.

Der Feldherr im Hauptquartier hat mir gesagt, daß es am Isonzo weniger als anderswo um Kriegskunst geht. Damals begriff ich das nicht. Jetzt sehe ich, daß keinerlei Vorteil auf einer der Seiten ist. Hier ringt Mann gegen Mann. Und der treuere Mann siegt. Vielleicht liegt das Feldherrngenie eben darin, den Mann mit Treue zu füllen.

Einmal war das 23. Landwehrregiment eben abgelöst worden. Nach sechs Tagen Podgora hatte es die gefährliche Brücke bereits hinter sich. Nach sechsmal vierundzwanzig Stunden Podgora! Da

hörten sie, daß die Italiener zum Angriff gingen, und alle Mann machten freiwillig kehrt. „Unsere Podgora halten wir selbst.“ Nicht alle gingen nachher denselben Weg wieder hinab, manche brauchten keine Ablösung mehr. Aber die Podgora blieb wieder einmal unser.

Man muß sich die Podgora als ein riesiges klopfendes Menschenherz denken, das nicht zuckt, wenn es stirbt. Als einen ungeheuren Menschenwall, der fester als Mauerwerk hält. Mit oder ohne Deckung, mit oder ohne Befehl: hier steht der einzelne Mann.

Nur wir und die Deutschen halten dergleichen aus. Unsere ungeheure moralische überlegenheit zeigt sich hier gegen die romanische Skepsis. Unser Mann fühlt sich an die Pflicht festgekettet, auch wenn er weiß, daß er dann des Todes ist. Wenn es überall so ist, wie am Isonzo, dann erklärt sich unser übergewicht gegen die ungeheure Macht der Entente. Denn weder mit Munitions- noch mit Menschenverschwendung, weder mit Terzinen noch mit Geld, nicht einmal mit der Begeisterung wird aus Krieg Sieg. Nur das stärkere Herz, nur der eiserne Wille, nur der einzelne Mann erzwingt den Erfolg.

Ganz vorne stehen wir nun bei den Feldwachen und auf 30 Schritt Distanz liegt der italienische Graben. Auch diese armen Teufel da drinnen haben nichts zu lachen. Unsere Gräben sind nämlich so kunstvoll geführt, daß jeder von ihnen eine italienische Deckung flankiert. Stellenweise laufen sie sogar kreuz und quer, so daß der Feind zwischen zwei Feuer kommt. Man sieht die Zeltblätter, hinter denen er seine Unterkünfte versteckt, sonderbare kleine Pyramiden, die von unseren Batterien hie und da ausgeräuchert werden. Dann verschwinden sie für zwei bis drei Tage. Und eines Morgens sind sie wieder da.

Während mein Führer nach einer feindlichen Bewegung späht, um derentwillen er heute heraufkam, laufen von allen Seiten die Aufklärer herbei, um Belehrung zu holen. Die Infanterie liebt den jungen Offizier wie jeden, der ganz nach vorn zu ihr kommt. Wer tapfer ist, ist ihr Freund.

Auf der Podgora ist die Infanterie mit der Artillerie sehr zufrieden. Jede Batterie dieses Abschnitts hat ihren Aufklärer auf

der Podgora sitzen, jeder Artillerist hat die Podgorabrücke passiert. Um die italienische Seite der Podgora zu flankieren, stehen die Geschütze hier so nahe der Front wie nirgends sonst. Einige sind sogar auf der Podgora selbst. Dadurch erklärt sich das unfehlbare, unübertreffliche Ineinanderwirken der beiden.

Wir schreiten den Kamm bis zum Gipfel ab, bis zur berühmten Kote 240. Wege und Gräben sind hier etwas weniger zermalmt. „Hier ist ja das reine Paradies," meint mein Führer. „Die verfluchte Flankenbatterie sieht nicht so genau hieher!"

Die Flankenbatterie! Das sind die italienischen Kanonen, die unten am Isonzo stehen und fortwährend unsere Podgoragräben bestreichen. Während eben von ihnen die Rede ist, senden sie ihren ersten Gruß. Dicht über unsere Köpfe weg fliegt's und dicht unter uns schlägt es ein. Die Sprengsplitter umschwirren uns und der Bursche, der meine Kamera trägt, sieht ihnen nach, als ob es Sperlinge wären. Er und der Offizier haben nicht mit der Wimper gezuckt. Mein Begleiter lächelt mir zu.

„Die Schweren, die ‚Koffer', sind ja so freundlich, vorher zu sagen, wohin sie gehen. Man hört hier die Richtung sogar besser als in der Stadt, wo sich der Lärm verschlägt. Viel schlimmer sind die ‚Spuckerln', die plötzlich da sind, man weiß nicht woher. Am schrecklichsten aber sind die Minen. Die merkt man erst, wenn man schon tot ist."

Die kleinen Minen nennt die Mannschaft „Kokosch", die Hennen, die großen heißen Esel, „Magarac". Wenn es heißt: „Achtung! Magarac," dann deckt sich jeder, so rasch er nur kann.

Unsere Minenwerfer sind die Matadore der Podgora. Der dalmatinische Kommandant befehligt vierzehn Offiziere, welche die Fähigkeit haben, überall gleichzeitig zu sein. Vormittag auf dem Sabotino, Nachmittag auf Oslavija, nachts auf der Podgora. Überall da sind sie, wie aus dem Boden gewachsen, wo die Italiener heranstürmen, überall finden sie sie. Man muß aber auch sehen, wie diesen Männern nachgeschaut wird, wenn sie in Görz spazieren gehen. Fast ehrfurchtsvoll.

Noch manche Abteilung von Helden gibt es hier. Da sind die

Sappeure, die im Feuer die Gräben bauen und die Brücken schlagen, dann die Telephonisten, die im Feuer die Leitung abgehen, bis sie finden, wo ein Einschlag sie durchgerissen hat. Auch wenn die Granaten heulen, stellen sie sie wieder her.

Während die Italiener ununterbrochen über unsere Köpfe wegschießen und die Unseren desgleichen tun, schreiten wir nun die Offiziersunterstände ab. Einmal schreie ich auf: „Ein Einschlag im Haus!" — „Nein, da kocht nur einer sein Süppchen." Und da ich verlegen bin, trösten sie mich. „Für unsereins ist es auch nicht leicht, nicht jeden Qualm für eine Granate zu halten, insbesondere in Wien muß man mit aller Kraft trachten, sich das abzugewöhnen." Lachend erzählt ein soeben eingerückter Urlauber, wie es ihm in Wien ergangen war. Ein gräßliches Sausen habe ihn des Morgens aus den Federn geschreckt. „Jessas, a Schware!" Aber es war nur die Elektrische gewesen.

Wie grotesk die Männer hausen! Hier steht ein echter Empirefauteuil mit wunderschön eingelegter Lehne, dort hängt über dem Bett eine zarte Mädchenzimmerdraperie. Die sonderbarsten Bilder, die buntesten Teppiche — alles aus den Ruinen des unglückseligen Dorfes — schmücken die trostlosen, feuchten, finsteren, in den Berg gebohrten Unterstände; ja, Vasen und Statuetten gibt's sogar, die Gott in seinem Zorn vor den Granaten verschonte, als sichtbares Zeichen dafür, daß Geschmacklosigkeit auch die schlimmste Kanonade überlebt. Komisch ist, daß die Möbel größer sind als die Türen; diese sonderbaren Villen werden aber auch zuerst möbliert, dann gebaut. Freilich, bombensicher ist keine. Jede bessere Granate wirft die ganze Herrlichkeit ein.

Das Netteste ist, daß diese Behausungen alle zierlich mit weißem Papier austapeziert sind. Feines weißes Papier dient auch überall als Tischdecke und wird nach der Mahlzeit gewechselt. Unerschöpflich ist ja der Vorrat unten in der zerschossenen Papierfabrik. Die Lager brennen freilich dahin, jede neue Bombe verringert den Schatz, den man nicht wegführen kann. Daher wird flink mit dem Vorhandenen noch das Leben ein wenig geschmückt. Sickert Wasser durch die Decke, flugs ist der Bursche da mit Reißnägeln und

blütenweißem Papier und gleich darauf ist das Zimmerchen wieder schmuck.

In der „Haremsvilla“ — eines echten Persers halber so benannt — hausen die Maschinengewehrleute. Wenn „er“ nicht schießt, versammelt sich hier der Podgora-Gesangsverein. Eintritt frei für jeden, der eine Flasche Alkohol vorweist. Hier prunkt ein Porzellanlavoir neben dem vielberedeten Teppich. Und vor der Sanitätsunterkunft blühen sogar Veilchen in zerbrochenen Schrapnells. Der Wintergartenbetrieb wird zwar stark durch die Beschießung gestört, aber der „Podgora-Friseur“ putzt ihn beharrlich immer wieder heraus.

Den Mittelpunkt dieses Cottageviertels der Podgora bildet das berühmt gewordene Steinbild der „Drei Kreuze“, dessen zertrümmerte Reste man vom Gipfel hieher gerettet hat. Die Podgora war ja einst ein idyllischer Kalvarienberg gewesen, dessen Schönheit die Gläubigen ebenso anzog wie seine Wunderkraft. Zwischen hochragenden, dichtbelaubten Kastanienbäumen ging's an den Stationen vorbei zum eindrucksvollsten der Altäre, zum Steinbild des Gekreuzigten und der zwei Schächer, das weithin sichtbar in einer Lichtung auf dem Gipfel stand. Von hier schweifte an schönen Tagen der Blick bis zum Meere, bis tief nach Venetien hinein. Görz war ja ein Paradies, seine Umgebung brauchte keine Vergleiche zu scheuen, hier blühte es im Frühling in allen Farben und linde südliche Lüfte strichen über eine gesegnete Erde hin.

Jetzt haben die Podgorahelden in die gemarterte Erde den Torso des Gemarterten eingesetzt, ganz zerstückelt ist er und einer der Schächer fehlt. Aber kein Kunstwerk der Welt wirkt so ergreifend wie diese armseligen Trümmer, in keiner Kirche auf Erden verspürt man so viel Weihe wie hier.

Beim Bataillonskommandanten wird der Kronenorden eines Hauptmanns gefeiert. Es ist ja heute ein „ruhiger“ Tag. Von hier meldet der Bericht: „Nichts Neues“, wenn 500 Schrapnells gekommen sind. Champagner gibt's, das Grammophon spielt; den Orchesterpart übernehmen die Italiener. Tschin bum, tschin bum. „Was der heut' nur wieder hat?“

Die Dalmatiner singen kroatische Lieder. Neben mir sitzt ein Vorkämpfer italienischer Sprache und Kultur. Aus vollem Halse singt er mit. „Vor zwei Jahren wäre ich jedem an die Gurgel gesprungen, der mir da mitzusingen zugemutet hätte. Jetzt singen die anderen ebensogerne meine Weisen. Warum hat erst der Krieg kommen müssen, um Österreicher aus uns zu machen? Und wie wird es nachher sein?“

Mitten durch das Feuer der Flankenbatterie marschieren wir ab. Ich zögere zu photographieren, aber mein Begleiter bleibt ruhig stehen: „Tun Sie unentwegt Ihre Arbeit. Wenn Sie eilen, rennen Sie der Kugel vielleicht gerade in den Lauf.“

Er stellt sich kaltblütig als Staffage hin — nach Hauptmotiven braucht man in Dorf Podgora nicht lange zu suchen. Ruhig blicken die Augen mich an. „Trifft es mich, so trifft es mich. Dem Schicksal entgehe ich nicht.“

Das ist das Geheimnis der Podgora. An diesem Hügel hängt die Armee wie ein Mann, der sich mit den Fingernägeln über einem Abgrund verkrampft. Tag und Nacht, ohne Unterlaß, schießt der Feind auf ihn los. Nie ist Ruhe, nie ein Nachlassen der Nervenerregung. Jeder Gedanke bleibt auf das eine gerichtet: Wann, wo, wie trifft es mich? Wie im Fieber sind die Gehirne erhitzt, die Menschen in beständigem Rausch. Wann, wo, wie? Aber die Herzen klopfen im Takt. „Trifft es mich, dann ist einer weniger. Was sonst noch?“

Mein Führer schlägt mir etwas vor. „Versuchen Sie, gleichzeitig mit dem nächsten Einschlag loszudrücken. Das ist eine ganz gute Übung. Glauben Sie, daß Sie die Aufnahme verwackeln werden?“

Die Kamera ist schußbereit: „Jetzt los!“ Ich spüre, wie die Kaltblütigkeit ansteckt. Lachend gehen wir durch das Dorf. „Glück muß man haben,“ meint der Offizier. „Aber ob man läuft oder photographiert — das ist alles eins.“

Auch in der Papierfabrik, zwischen dem Rauch der Einschläge, arbeitet die Kamera. Hier steht von einem Haus nur mehr der Torbogen mit der Aufschrift: Danubio. Die Versicherungsgesellschaft

haftet aber wohl nicht mehr. Auf der Brücke wird der Apparat das letztemal aufgeklappt: diesmal kommt der italienische Beobachterstützpunkt auf dem Sabotino mit auf das Bild.

Sinnend schreite ich zurück zum Hotel, das während meiner Abwesenheit wieder einmal einen Treffer bekam. Wie, wenn man daran ginge, alle Welt auf die Podgora zu laden? Jeden, ohne Ausnahme des Alters und des Geschlechts. Denn männliche Kraft spielt hier nur eine geringe Rolle, getroffen werden ist für den Mann ebenso hart wie für die Frau. Jeder hat nur ein einziges Leben zu verlieren. Jeden sollte man hierher bitten, ohne Unterschied, Freund oder Feind. Die Bürger der Entente könnten ja die italienische Seite besuchen. Freilich, nicht alle Zeitgenossen würden an die Reihe kommen, denn lange vor dem Schluß dieser Wallfahrt wäre der Krieg endgültig aus. Und nie wieder wäre Krieg.

So aber weiß man schon zehn Kilometer weit weg nicht mehr, was die Podgora ist. Es kommt vor, daß Podgoraleute, dieselben, vor denen in Görz die Häupter sich neigen, auf Urlaub nach Hause gehen. Es kommt vor, daß hübsch angezogene Frauen, die eben zum Wohltätigkeitstee fahren, im Vorbeieilen ein höfliches Interesse bekunden. „Also auf der Podgora sind Sie stationiert! Sind Sie da auch schon beschossen worden?“

Das Herz des ungeschickt Dastehenden füllt sich dann mit Bitterkeit. Die Männer, die froh auf der Podgora sterben, fühlen zum erstenmal etwas wie Pein. Sie atmen erst wieder frei, wenn sie abermals in ihrer Stellung sind, gleich unter gleich. Denn hier gibt es etwas, das sie alle miteinander verbindet: Das Geheimnis der Podgora.

Von der Front in die Etappe

Es mag in diesem an Unwahrscheinlichkeiten so reichen Kriege doch ein Unikum sein, daß dicht hinter der Front, noch im Feuerbereich der feindlichen Gewehre, eine Stadt in vollem Betriebe steht. Das Leben in Görz ist wohl das Sonderbarste, was man sich denken kann; jeden Augenblick springen die Dinge hier von der Posse in die Tragödie, vom Trauerspiel wieder ins Lustspiel um. Insbesondere wenn an einer der Görzer Fronten ein Angriff geplant wird, geht gleichsam ein Ruck durch die Stadt. Ihre ein wenig nervöse, übereilige Lebensfreude hält dann wie auf Kommando inne, obwohl keiner der Herren auch nur ein Sterbenswörtchen verlauten läßt.

Es genügt, daß die Urlauber vor der Zeit aufbrechen und stillschweigend wieder zu den Stellungen hinaufsteigen. Mögen sie auch ihre Zunge vorschriftsmäßig im Zaume halten — wenn das Lachen aus den Mundwinkeln der Offiziere schwindet, dann weiß Görz, wieviel es geschlagen hat. Die Bangigkeit, die sich an solchen Tagen über die Straßen legt, ist schlimmer als jede Beschießung, die ihren Rausch mit sich bringt.

Görz wartet dann. Es weiß, daß die Italiener jeden verlorenen Graben mit einem ohnmächtig wilden Feuer in die Stadt zu rächen pflegen. Über vereinzelte Schüsse lacht man nur. Aber wenn die Lagen kommen, ein und zwei Stunden lang, dann nehmen die Gesichter jenen eigentümlich verzerrten Ausdruck an, jenen Augurenausdruck, der ein Lachen vortäuschen will und es nicht mehr recht kann. Man hält es dann in seinem Zimmer nicht lange aus, man macht wie von ungefähr Besuche beim Nachbar, bei dem, wie man sieht, sich schon andere Hausgenossen rein „zufällig" zusammengefunden haben, und dann sprechen alle hastiger als sonst, von Granaten natürlich, nur von Granaten und abermals von Granaten. Die sind freilich auch sonst das einzige Thema in Görz. So über-

ragend stark ist dieser Stoff, daß er alle Gespräche beherrscht. Jeder ist ja schon so oft „knapp dran“ gewesen. Sowie aber der Abschuß erdröhnt, schweigt alles still. Fast vierzig Sekunden lang dauert der Flug. Immer stärker erbraust der Ton. Jeder horcht auf die Richtung. „Der geht auf den Platz.“ „Der zum Kaffeehaus.“ „Der hieher.“

Eine Debatte entspinnt sich immer wieder darüber, ob solche Stunden die richtige Stimmung zu ihrer Schilderung mit sich brächten oder ob das Schießen beim Schreiben störe. Wie dem auch sei — wenn die Granaten vor den Fenstern platzen und wenn der Steinregen an die Scheiben klirrt — das stört zweifellos.

Dann wieder kommt die Nachricht, die Köchin des Bezirksrichters sei tot. Mitten in der Küche erschlagen. Einem Wachmanne habe „es“ den rechten Arm weggerissen. Und in unserem Gartensaale geht die letzte Glaswand in Scherben. Erstaunlich wenig eigentlich für die zweistündige Mühe. Aber ungemütlich fühlt man sich doch.

Heute lastet es wieder einmal schwer auf der Stadt. Denn morgen — bei gutem Wetter . . .

Am Abend bin ich zur Offiziersmesse der Podgora-Minenwerfer geladen. Draußen kracht es fast ohne Unterlaß. Die Villa, in der die Messe etabliert ist, steht in einem der meistbeschossenen Räume, ein wenig außerhalb der Stadt; das Haus selbst aber blieb unversehrt inmitten vieler Hunderter Trichter. Wie von einzelnen anderen Häusern in und bei Görz heißt es auch von diesem, es gehöre einem der Italiener, die jetzt als Artillerieoffiziere zwei Kilometer weit sitzen, und in der Messe wird behauptet, jeder von diesen schone sein eigenes Haus. Wer diese Legende erfand, blieb im Dunkeln. Aber man glaubt an sie, trotzdem hier jeder weiß, daß es den Italienern ebenso schwer fällt, ein bestimmtes Haus zu treffen, wie ein bestimmtes zu schonen.

Alle, die hier speisen, sind auf der Podgora stationiert. Ein Telephon verbindet die Messe mit der Stellung und wer hinaufberufen wird, ist in einer Stunde dort. Noch nie gab's ein keckeres Tafeln so dicht hinter der Front.

Sonderbar wie alles, was hier geschieht, ist auch das Gespräch

über den, der als Letzter gefallen ist. Ein Kadett ist es diesmal, der vor ein paar Stunden fiel. „Ein braver Kerl!" „Ein netter Bursch." Zwischen Scherz und Ernst erzählt man davon, zwischen Scherz und Ernst nimmt man es hin. „Man erkundigt sich doch vorher um den italienischen Feldruf, wenn man partout bei den italienischen Linien spazieren gehen will." Es tut ihnen um den Kameraden leid. Aber keiner sagt noch ein Wort. Wie ein geheimes Abkommen ist es: Wer tot ist, ist tot. Heute du, morgen ich. Oder umgekehrt. Und nach fünf Minuten ist von dem Kadetten nicht mehr die Rede.

Neben mir sitzt ein brauner Jüngling, groß, schlank und mager wie alle, die die Podgora halten. Er ist einer der kühnsten von ihnen. Ein „Mordsbursch", wie man hier sagt. Einmal ist er mit einer Automobilsirene, laut tutend und dazwischen italienisch fluchend, an der Spitze von ein paar Mann einem Bataillon entgegengestürmt. Die Italiener stutzten und machten halt. Die Situation ist hier jedesmal gerettet, wenn der italienische Angriff zum Stehen kommt. Ist nämlich der erste Schwung drüben weg, dann gibt's ein „Vorwärts" nicht mehr.

Dieser Leutnant weiß, daß es morgen wieder einmal auf seinem Abschnitt etwas geben wird. Er tut gar nicht „forsch". Jeder kennt ihn und er hat das nicht nötig. Und so darf er, ohne daß einer es mißdeuten könnte, ein paar leise Worte des Abschieds sagen.

„Vielleicht trifft es morgen mich. Das letztemal sind zwei neben mir erschlagen worden."

Die dunkelbewimperten Augen des „Mordsburschen" werden feucht. Und an den Feldherrn muß ich denken, der seine Tapfern kennt. Sie stellen ihren Mann, wenn es gilt. Sie sterben, wenn es so sein muß. Aber tollkühn sind sie nicht. Und sie wissen, was Sterben bedeutet.

Am nächsten Morgen halte ich es im Zimmer nicht aus. Ich streife nervös durch die Straße. Plötzlich gibt's ein Geschrei: „Ein Flieger!" „Ein zweiter!" Niemand denkt daran, sich zu decken, alles läuft herbei. So schöne Ziele die Menge bietet und so sehr die Gendarmerie sich bemüht, sie zu verjagen — — — vor allem will sie schauen.

Ein Aufschrei schallt plötzlich durch die Stadt. Ganz Görz und die ganze Umgebung, alles schreit gleichzeitig auf. Es ist, als ob die Erde selbst schriee, so wild ringt sich dieser Schrei von ihr los.

„Er stürzt, er stürzt!"

Dreimal überschlägt sich der feindliche Kampfflieger im Sturz, mitten durch die zahllosen Schrapnellfederwolken saust der Caproni, ein grauenvoll aufpeitschendes Schauspiel bietet er dar. Wenigstens fünfhundert Meter tief durchpflügt er die Luft. „Aber jetzt — — ha!" — — Abermals scheint die Erde zu brüllen. „Er verfangt sich!" — — Und ruhig segeln die beiden davon. Dicht über den Schlünden der Abwehrkanonen hat der Stürzende sein Gleichgewicht wieder gefunden.

Welch eine Tat des Altertums kommt dieser gleich? Woher tauchen plötzlich alle diese Helden auf, bei uns wie auf feindlicher Seite? Ein Raunen geht durch die Menge. „Ein Mordsbursch." Ganz gleich die Bewunderung, ob es ein Italiener war oder ein Unsriger. Jeder „Mordsbursch" hat die Achtung der Armee, vom Feldherrn angefangen — ganz gleich, ob er ein Katzelmacher ist.

Dem General mache ich einen Abschiedsbesuch. Der blickt immer so seltsam ernst darein, wenn ein Gefecht in Vorbereitung ist.

Noch ein zweiter General ist eben hier, von einer benachbarten Brigade. Ein „Troupier", wie die Armee ihn nennt, ein richtiger Soldatengeneral alten Stils, einer, der sich auf die Podgora tragen ließ, als er nach einer Fußoperation nicht hinaufgehen konnte. Damals war General Nöhring aus dem Spital, das so heftig beschossen wurde, in Filzschuhen weggehumpelt, aber in ein Etappenspital wäre er um keinen Preis gegangen.

Sonderbar ist es, wie fremd der Abreisende denen wird, die zurückbleiben. Diesem General bin ich plötzlich wieder so fremd wie damals, als er mir zum ersten Male die Hand gereicht. Auch im Hotel geht es mir so. Alle werden plötzlich eiskalt, die gerade noch meine Freunde gewesen, der Wirt, die Mieter, die Angestellten, und die Bande der gemeinsamen Gefahr lösen sich fast wie von selbst. Freilich, der Ring schließt sich im gleichen Moment für die

anderen, ich nur bleibe allein draußen. Nie habe ich eine so tiefe Kluft zwischen mir und anderen empfunden wie jetzt in der Küche des Görzer Hotels, da ich komme, um Abschied zu nehmen.

Sie stehen natürlich alle vor dem Tor, zur Stunde der Abfahrt. Frau Schray reicht mir noch ins Auto die Hand. Aber sie sprechen so miteinander, als wäre ich längst fort.

Man muß das erlebt haben, um den Krieg zu verstehen. Manch einer stirbt lieber, als daß er nicht „mit dazu" gehörte, spräche auch die Vernunft noch so klar.

Beim Kommando muß ich einen Augenblick warten. Das Auto steht vor dem Tor — dicht daneben haut eine Granate hin. Um 4 Uhr begann das Gefecht, jetzt ist es fast 5 Uhr. Wie ein Gewitter bei heller Luft fährt es herunter, es prasselt wie Hagel los. Die Torflügel werden eiligst geöffnet, das Auto rasselt hinein, alles springt ins scheinbar schützende Haus — aber keiner sagt ein verwundertes Wort, ganz so nimmt man's hin, als wäre es wirklicher Hagel. „Ein biss'l warten," befiehlt der General. Jetzt läßt es nach. „Also los. Rasch fahren." Der Chauffeur kurbelt an, wir sausen dahin, mitten durch den nervenzerreißenden Lärm. Nur eines steht mir vor Augen: Welcher bleibt liegen? Wer von ihnen ist jetzt schon tot? Wessen Blut rötet eben die Erde? Welchen werde ich nie wiedersehen?

Und das Auto fährt und fährt, eilt aus dem Lärm fort, ins Leben zurück, in die Sicherheit, in den Frieden.

Jetzt erst blicke ich um mich. Blicke die Straße zurück, die wir durchsausten, sehe die Schrapnellwölkchen rechts und links und mitten hindurch die Soldatenkolonnen, die langsam, Schritt für Schritt, hineinmarschieren in den Feuerbereich, dem ich soeben entrann.

Unaufhaltsam aber trägt mich das Auto dahin. Wir bleiben erst beim Korpskommando stehen, wo der Kommandant des Görzer Abschnitts, Feldzeugmeister Wenzel Wurm, mich gastlich für abends zur Messe lädt. Diese Messe bildet meinen ersten Zusammenstoß mit dem Hinterland. Die Meldungen kommen zugleich mit dem schwarzen Kaffee.



„Ein Erfolg!“

Alle Gesichter strahlen. Freude und Stolz verklären jedes Auge, das Abendbrot schmeckt doppelt so gut.

Ein Erfolg! Die ganze Monarchie wird das morgen zum Abendbrot lesen, überall werden die Gläser glückselig geleert. Erfolg! Ich aber denke stumm an die Telephonisten, an die Minenwerfer, an die Sanität. Mir scheint er blutigrot, dieser Erfolg. „Wir haben nur geringe Verluste.“ Und in dem mir zugewiesenen Quartier, dem ersten seit vierzehn Tagen, das keine Granate bedroht, sitze ich lange und weine.

Am Morgen fahre ich in die Etappe hinein; auch hier gibt's viel Bemerkenswertes zu sehen. Zuerst natürlich ins Feldspital. Da liegen sie schon, die uns den Sieg erfochten. Manche bereits verbunden und gebettet, viele noch auf den Tragbahren, weil sie soeben gekommen sind. Ein Sanitätsauto steht vor der Baracke, ein zweites



saust eben herzu. Alles geht rasch, lautlos und glatt. Ganz still liegen sie da. Die Köpfe sind in die Kissen vergraben, keiner regt sich, da wir vorübergehen. Einer nur kann Deutsch. Zehn Schrapnell=



kugeln hat er im Leib und einen gebrochenen Arm. Er versucht zu erzählen. „Also, wie wir bei der Papierfabrik waren —." Er hält inne und sieht alle Zuhörer an. Die Erkenntnis steht ihm im Auge, daß dies ja keiner versteht. Etwas Hoffnungsloses liegt in dem Blick. Wird je einer begreifen, wenn er seine Geschichte erzählen wird? Er kann ja nicht schildern, nicht darstellen. Immer wieder wird er nur sagen: „Bei der Papierfabrik." Bei seinesgleichen war das ein Schlagwort gewesen, das furchtbarste unter den furchtbaren. Und nie wieder, bis ins Alter hinein, wird die Enttäuschung dieses Augenblicks von ihm weichen, daß schon hier keiner weiß, was „die Papierfabrik" ist.

Es ist wie eine Erleichterung für den Verwundeten, daß ich zufällig da bin und daß sein Wort bei mir eine Vorstellung auslöst. Fast gierig erfaßt das der Mann. Und während er spricht, erwacht in mir ein halb irrsinniger Wunsch, daß Tolstoi oder ein ganz Großer all diese Dinge erlebte! Mit stählernem Griffel das schildern — des Reiches beste Dichter sollten es tun! Die Brücke vom Kämpfer zum Nichtkämpfer — eindringliche Poeten sollten sie bauen, beiden Seiten tät's not. Freilich, das große Deutschland bietet seine vornehmsten auf. In Deutschland weiß jeder von der Zuckerfabrik von Souchez. Nur bei uns schweigen die meisten der Dichter, nur bei uns weiß man nicht, was „die Papierfabrik" ist.

Eines Tolstoi freilich brauchte es, die Brücke breit genug für alle zu machen, aller Tolstois der Erde. — Aber auch jede kleine, kleinste Poetenfeder, die fehlt, hat meiner Meinung nach ein Stück Pflicht übersehen.

Also bei der „Papierfabrik" ist er umgekehrt, neuen Telephondraht zu holen. über die „Brücke" ist er dreimal gegangen. „Begreift ihr, was das heißt?" In dem Blicke nur liegt die angstvolle Frage, ausgesprochen wird sie nicht. Dann hat ihn eine Granate getroffen und er verkroch sich in den Granattrichter selbst. Dort erwischte ihn das Schrapnell. Bis 11 Uhr nachts blieb er dort liegen, dann hat ihn die Sanität geholt. Und des Morgens hat sie ihn zu Tale getragen. „Wieder an der Papierfabrik vorbei, über die Brücke . . ."

Nein, sie vermögen nicht darzustellen. Wem nicht die Namen allein schon Bilder bedeuten, dem ist eine solche Schilderung nichts. Ich merke es an der erloschenen Teilnahme des Arztes, der Pflegerin. Es nützt nichts, daß in den Augen des Erzählers Geschehnisse glühen, Panoramen und tragische Szenen. Er hat nur ein paar Worte und Namen. Und niemand weiß, was die „Papierfabrik" ist.

Ich fahre weiter zum Infektionsspital, das die Typhuskranken birgt.

Sehr viele Gefangene liegen hier, Feinde, die in dem Augenblick, da sie die Schwelle dieses Hauses betreten, aufhören, es zu sein. Trotz des Leidens haben alle diese Männer einen Ausdruck des Erlöstseins im Gesicht. Wer je im Frieden Kranke besucht hat und ihren egoistisch heischenden Blick in der Erinnerung trägt, ihre wehleidig sich selbst bedauernde Haltung, die Selbstverständlichkeit, durch ihre Krankheit zum Mittelpunkt aufgerückt zu sein, der muß hier weich und voll Rührung erkennen, daß es für diese Leute schon ein Glück bedeutet, krank zu sein. Die sind so froh, ausruhen zu dürfen, daß sie nichts wollen, nichts begehren, niemals klagen, sondern nur liegen . . . liegen mit der ganzen Schwere des armen gehetzten Körpers, liegen als Zweck an sich. Wer diese Wollust des Liegens sieht, der ahnt, was er ist — der Krieg.

Aber sonderbar — immer stärker wendet sich meine Ergriffenheit von den Kranken ab und den Pflegern zu. Schon fühle ich, wieviel ein einziger Tag ausmacht, den man der Front fern verbringt. Gestern noch erschien mir das Gefecht auf der Podgora als der Angelpunkt des Geschehens — nur, weil ich dort gewesen, nur, weil ich die Kämpfer gekannt. Und heute schon rückt die Erinnerung es auf einen niedrigeren Platz. Welch ein winziges Teilchen des Krieges! Das bloß denen wichtig ist, die es erleiden, weil es menschlich ist, das für ewig zu halten, was das eigene Schicksal bringt.

Hier wieder ist anderes wichtig; dem Leiter der Etappe scheint es sogar tausendmal wichtiger als irgend ein folgenloses Geplänkel an irgend einer Stelle der ungeheueren Front. Denn die ganze Armee gilt es von hier aus zu verpflegen, zu kleiden, zu säubern und mit

Munition zu versehen. Litte hier jedes Herz für jeden, der vorne fällt, der ganze gewaltige Betrieb käme ins Stocken.

Überall werde ich hingeführt. Zur Entlausungsanstalt — dem sogenannten Lausoleum — in dem schon 170.000 Menschen gebadet haben und das täglich 2000 bis 3000 Leute vom Ungeziefer befreit; die dazu nötige chemisch-reine Seife wird hier erzeugt. Die Mannschaft wird hier geschoren und rasiert, ihre Wäsche gekocht und gewaschen. In fünfzehn Minuten werden sechzig Frontbärte entfernt, eine ganze Kompagnie ist in anderthalb Stunden entlaust. In einem herzugeleiteten Bach schwemmt sich die Wäsche selbst im fließenden Wasser, in Schwefeldämpfen desinfiziert sich das Pelzwerk und in den Laboratorien werden die gefundenen Bakterien bestimmt.

In einer ehemaligen Garnfabrik hat sich die Heilanstalt eingenistet. Aus Kellern hat man Küchen gemacht, aus schmutzstarrenden, halbverfallenen Ställen freundliche Hallen. Auf ehemaligem Remisengrund prangen jetzt Gemüsegärten und die Maschinen zum Betrieb hat man alle an Ort und Stelle fast aus dem Nichts verfertigt. Mit erstaunlicher Zielbewußtheit wird hier die Reservemannschaft in ihrem Berufe verwendet, auf jedem Posten steht ein „Gelernter" und übt sein Handwerk aus.



Wunderbar ist das neue, erst zur Hälfte belegte Spital, das halbwegs am Bergrücken liegt. Die glänzende Improvisation ist, wie alles hier dicht hinter der Front, durch die lange Dauer des Stellungskrieges stabil geworden. In lichten, luftigen Holzbaracken, in sauberen mit Drahtmatratzen versehenen Betten liegen die Opfer des Krieges. Alles, was die Zivilisation ersann, wird aufgeboten, um die Schäden wieder auszugleichen, die das Versagen der Zivilisation hervorgebracht. Kanalisationen und Wasserleitungen, elektrische Beleuchtung und Feldröntgenapparate, ganz wie in einem Großstadtspital. Nur daran, daß einzelne Kissenbezüge Schußlöcher aufweisen — sie stammen aus einem Görzer Krankenhaus —, daß auf einzelnen Betten Rote-Kreuz-Fahnen als Decken fungieren und daß manche Möbel die fremdartig anmutende Arbeit russischer Gefangener sind, erkennt man das Feldmäßige dieses Feldspitals.

Die Drahtseilbahn sehe ich, die viele Kilometer lang ist und in drei Wochen gebaut wurde, und das Schlachtviehdepot, das beinahe über Nacht entstand. Hier versucht man, nebst dem teuer werdenden Heu auch „Rebschnitte“, das sind die jungen Triebe des Weines, zu verwenden, und Torf dient statt des Strohs als Unterlage fürs Vieh. Ich sehe die Wassertankzüge, die Milchwirtschaft, das Elektrizitätswerk und die Wurstfabrik. Dreißig Meterzentner Wurst im Werte von 18.000 Kronen liefert diese täglich für die Armee. Dann die riesigen Lagerschuppen, wo die Kerzen, die Marmeladen, die Sardinen und die Grießsäcke zuhauf gespeichert sind, Vorräte für Hunderttausende Menschen, alle sauber verpackt, verbucht und übersichtlich geschichtet. Ein Meisterwerk der Ordnung, der Organisation und der Verwaltung ist diese Etappe; jedes Stück, jeder Teil, jeder Abschnitt ist einem Verantwortlichen übergeben, der glaubt, daß es ohne ihn wahrhaftig nicht geht.

Und wirklich — ohne ihn ginge es nicht. Hier erst fällt mir in der Erinnerung auf, wie selbstverständlich dort vorne an der Front jeder Mann das Nötige fordert. Wehe, wäre die Menage nicht für jeden zur Stunde da. Aber keiner fragt, wer das sendet, wer diesen Riesenbetrieb ununterbrochen im Gang erhält. Uniformen, Arznei, Schuhe, Verbandzeug, Kerzen und Seife, Zigaretten und Spaten,

Futter und Munition — überall ist alles vorhanden, alles zur rechten Zeit bereit. Nirgends stockt der Nachschub auch nur für einen einzigen Augenblick.

Die Herren, die mich führen, sehen mein wachsendes Staunen. „Das alles haben wir aus dem Boden gestampft. Das alles haben wir hier erst von Grund auf geschaffen, denn bis zum vorigen Jahr war hier doch einfach nichts. Und das alles haben wir Männer allein, ganz ohne Frauenhilfe, fertiggebracht."

Wieder fühle ich den Feldherrn und seinen weitreichenden Willen. Wieder sehe ich aus ihrem Leben herausgerissene Menschen, aus Wissenschaft oder Geschäft, aus Handel oder Kunst ins Neue, Dunkle, fortgeführt, dem eigenen Interesse weit entrückt, und wieder sehe ich, wie sie ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Kriege opfern — festgekettet an ihre Posten, in ihr Amt geradezu vernarrt. So wie die Podgoraleute die Podgora lieben und es vorziehen zu sterben, ehe sie sie preisgeben würden, so steht auch hier voll und ganz jeder dort, wohin man ihn stellt. „Hunderttausend Stück gehen täglich durch meine Hand." Ein Korporal meldet es ganz stolz im Monturdepot. Es scheint ihm gewaltig, ebenso bedeutend zumindest, wie es dem Mann an der Front erscheint, wenn er fällt. Aber sie beide wissen nicht, ahnen nicht, wie winzig das Rädchen ist, das sie drehen, in dem ungeheueren Maschinenraum der Armee.

Zum Kommandanten ins Hauptquartier rücke ich wieder ein, dem ich nun ganz anders als anfangs begegne. Ich weiß jetzt, aus was ein Feldherrngenie, das den Sieg verbürgt, sich zusammensetzt. Die Ordnung, die ich gesehen, und die Art der Menschenverwendung, die Unfehlbarkeit in der Verteilung der Rollen, das Nimmerstockende des Betriebes und die Freude des einzelnen an der eigenen Pflicht, die Erkenntnis der Schwere eines Versäumnisses und das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit, die Pünktlichkeit, die Zuverlässigkeit und die Opferkraft — aus einem einzigen Gehirn strahlt jedem dazu der Antrieb aus. Von seines Feldherrn Geist verspürt jeder Mann der Isonzoarmee einen Hauch.

Oslavija, der gestorbene Hügel

Rosen, Rosen, Rosen blühen in Görz. Mir ist, als sähe ich die Stadt zum ersten Male. Ganz fremd erscheint sie mir. So mag es den aus dem Kriege Heimkehrenden anmuten, wenn das Kind, das er verlassen, ihm nun als Jungfrau entgegentritt. Vollerblüht ist die Stadt Görz. Rosen, Tausende und Tausende von Rosen sind in ihr, stehen um sie; und überdies ist Blumentag in den Straßen. Da werden Rosen in wunderlieblichen Körbchen umhergetragen von wunderlieblichen Mädchen, die ebenso strahlen wie die Rosen, die sie anbieten.

Auf das Scherflein von Frauen wird hier verzichtet. Gibt es doch Männer genug in Görz, Männer, denen Geld nichts bedeutet, nichts als ein Stückchen Papier, das wertlos ist, weil man es beim Sterben nicht braucht. Drum will jeder hier noch rasch das Geld in Werte eintauschen, so lange er lebt. Und er schenkt es auch weg, mit leichter Gebärde, mit offener Hand.

Blumentag im Feuerbereich! Freilich, es sind jetzt ruhige Tage hier, kein Vergleich zu denen meines ersten Aufenthalts. Ab und zu nur gellt ein Schuß durch die Straßen. Die Leute sagen, das sei die Ruhe vor dem Sturm. Vor jeder Isonzoschlacht hatten die Italiener den blutigen Tagen ein paar ruhige vorhergehen lassen. Ist es die ungewohnte Stille oder der weiche Duft, der dieses südliche Volk auf die Straßen lockt? Jetzt, da so selten geschossen wird, spricht es auch nicht von Granaten. Leicht läuft die Zunge der Frauen von Görz. Sie lachen und jede hat eine Rose an der Brust.

Ich schlendre die lange Villenstraße hinab bis zum Südbahnhof, was ich vordem nie gewagt hatte, denn der Bahnhof war das Ziel der schlimmsten Beschießungen gewesen. Heute liegt die Straße wie im Rosenschlaf eingesponnen, ganz allein bin ich und alles ist still. Fast wie im Frieden ist es, nur daß die schönen, edlen Landhäuser zu beiden Seiten so unwirklich aussehen, als seien sie nicht von Bau=

meistern gebaut, sondern von Dichtern ersonnen und von Malern gemalt. Von dem einen steht überhaupt nur mehr ein Balkon, zart modelliert, von vollendeter Kunst. Und um ihn rankt sich ein Teerosenstrauch mit schweren, vollerblühten, süßduftenden Köpfchen. Hier ist ein riesiger Edeltannenbaum zur Hälfte abgeschossen und Goldregen, Akazien, Jasmin und Glyzinien nicken in Gelb und Weiß und Blau um den Stumpf herum. Alles leuchtet in jauchzenden Farben, das Land ertrinkt förmlich in Blumen. Nie habe ich ähnliches gesehen: Haben denn je vordem Menschen all ihre Blüten an den Zweigen vergessen? Hier kümmert sich niemand um sie. Die Augen der Villen sind geschlossen und, wo sie offen sind, ist das Haus zerborsten. Nur die Offiziersdiener streifen des Abends auf die Rosenpirsche und füllen die Stuben ihrer Herren mit den köstlichsten, kostbarsten Sträußen.

Unten am Bahnhof stelle ich fest, daß die vielberedete Tafel: „Schnellzug nach Italien", die zur zertrümmerten Halle das groteskeste Kontrastbild abgibt, von einem findigen Photographen eigens aufgepflanzt worden ist. Ganz Görz hat das abkonterfeit.



Trotzdem will auch ich es nachmachen, da stürzen mit hochroten Gesichtern vier Landsturmmänner auf mich los. Endlich ein leibhaftiger Spion!

Vier Dokumente habe ich. Jeder nimmt eines. Große Pause und Beratung. Ich sehe, wie auch diesmal die Stempel ihre Wirkung tun. Ich durchhaue den Knoten, indem ich alle vier Männer neben die Tafel stelle und mitphotographiere. Und da lächeln sie. Das Indianertum ist nur angeflogen — gottlob! Dann malt der eine seine Adresse in mein Notizbuch und alle vier geben mir die Hand. Einer läuft mir nach. Haben sie sich's doch am Ende überlegt? Nein, er hat nur die Kompagnienummer vergessen. Dann noch ein Händeschütteln, noch ein Lächeln. Wird er noch leben, wenn das Bild an die Adresse gelangt?

Auch sonst ist in Görz vieles verändert. Das Haus schief gegenüber meinem Fenster hat einen Volltreffer bekommen und ist völlig zusammengestürzt. Das Hotel selbst hat im ersten Stock einen Schuß abgekriegt und seitdem wohnen die Insassen unten. Mein schönes schrapnellsicheres Parterrezimmer ist nicht mehr frei und ich hause jetzt oben dicht neben dem Einschuß. Hingegen ist die Uhr auf dem Theaterplatz hergerichtet und geht wieder. Merkwürdig, wieviel Melancholie eine stillstehende Uhr um sich verbreiten kann. Die gehende bringt geradezu Leben auf den Platz. Und Leben — das ist die neue Note der Stadt.

Nach Oslavija, das ich bei meinem ersten Görzer Aufenthalt nicht besuchen konnte, geht's wie zur Podgora über einen Isonzosteg zu einem der jenseitigen Hügel, die schirmend vor der Stadt sich aufrecken. Nördlich anschließend an den Hügel von Podgora erhebt sich der Hügel von Oslavija, fast in gleicher Höhe, fast in gleicher Linie. Aber wie anders als jener sieht er aus!

Die Podgora ist gleichsam die lebendige Wache vor Görz. Aber Oslavija ist tot. Daß ein Berg sterben kann, hier sieht man's erschüttert mit an. Menschen zu töten, das pflegt der Krieg seit zwei Jahren zu tun und daran haben wir uns gewöhnt. Aber Berge zu morden, das ist etwas Ungeheuerliches, was menschliche Nerven kaum ertragen können.

Wann und von wo immer man die Görzer Umgebung beschaut, lachend und in lustiger Gesellschaft — sowie das Fernrohr nach Nordwesten rückt, sowie der Name Oslavija fällt, erlischt jeder Übermut. „Oslavija!“ Und dann blicken die Wissenden einander an und alles schweigt.

Der Unkundige mag die Berge, die Hügel vor der Stadt miteinander verwechseln, Oslavija merkt er sich rasch. Mitten in der sprießenden, blühenden, farbentrunkenen Natur liegt ein gelber Fleck. Man muß das Wort „gelb“ gebrauchen, weil die Sprache kein anderes für diese Farbe hat, die erst nachher erfunden wurde, als die Sprache schon fertig war. Erst unsere Kultur hat diese Farbe zu stande gebracht, dieses Mittelding zwischen der des Schwefels und der Lohe, des Lehms und der Leichenhaut. Sie verunstaltet die buntschimmernde Umrahmung wie ein Loch in der Gegend, wie eine Zahnlücke ein untadeliges Gebiß. Auch diejenigen von der Isonzoarmee, die nie auf Oslavija gewesen, wissen von ihr, alle kennen den Kirchenrücken von Oslavija, den toten Berg.



Die Straße ist hier tief in die Erde hineingeschnitten worden, irgendwo läuft sie, in unendlicher Mühe des Nachts gebaut, dem Feinde unsichtbar, dem Ziele zu. Sie ist mit sogenannten „Hurden", verflochtenen Ästen, ausgeschlagen und nach oben mit Zweigen maskiert und so kann man ungefährdet bis zum Fuße des Berges gehen, ohne Sorge, aber auch ohne Sicht. Dann hebt sie sich, schneidet in den Berghang, der eigentlich nichts als angeschwemmtes Flußgeschiebe ist, und plötzlich ist man mitten in der Reservestellung, wo die Mannschaft vor den Unterständen sitzt und sich sonnt. Tiefe Ruhe herrscht und, müßte man nicht über Blutspuren hinweg und an Schrapnellhülsen vorbei, man könnte fast vergessen, wo man ist. Aber mit einem Male hört die Straße auf, bei dem letzten zerschossenen Haus — denn weiter oben gibt's auch nicht einmal Ruinen



mehr — und man hat nichts als Gräben vor sich: Laufgräben, Sappen, Stollen. Hier darf ja auf der Erdoberfläche kein Schritt gemacht werden, weil der Feind alles sähe. Nicht frei wie die Podgora steht der Hügel von Oslavija, hat auch keine so scharfe Kammlinie wie sie, sondern er ist von einem Kranz von niedrigen Erhebungen umgeben. Die feindlichen Stellungen auf St. Florian

und auf dem Sabotino überhöhen ihn und jede Bewegung wird vom Gegner bemerkt. Aller Verkehr muß also in Gräben vor sich gehen und so ist die ganze Gruppe der Hügelrücken von einem Gewirr von Löchern, Höhlen und Rinnen durchsetzt. „Graben“ kann man in diesem Labyrinth wohl kaum eine der Vertiefungen nennen, denn diese Erde ist gestorben und graben kann man in ihr nicht mehr. Sie ist Staub, Schutt geworden, sie haftet nicht mehr, sie ballt sich nicht mehr, sie besitzt kein Rückgrat mehr. Wir wissen, daß ein Mensch, wenn er tot ist, nicht mehr zu stehen vermag. Aber daß es auch Erde gibt, die keinen Halt mehr findet, das hat erst der Krieg gezeitigt. In dieser hier kann man Leichen nicht bestatten, sie wirft sie aus. In ihr kann man Drahtverhaue nicht befestigen, sie läßt sie umstürzen. Kein Brett findet Grund, kein Wasser fließt ab oder sickert ein, sie lehnt jede Arbeit ab. Sie ist tot.

Fast scheint diesem Ereignis gegenüber das Schicksal der Mannschaft gleichgültig. Das Schicksal der Erde ist ja um so viel ergreifender. Wie viele Männer hier gestorben sind — und so manche liegen hier noch unbeerdigt — ob auch jeder eine Mutter, eine Braut, eine Tochter hat, darauf kommt es nicht an. Der seltsame, alles überwuchernde Egoismus, den der Krieg gesäet hat und nun erntet, dieses neue egozentrische Gefühl des einzelnen, der sein Leben um so stärker empfindet, je mehr Kameraden neben ihm weggemäht werden, dieses Dämme zerreißende Durchbrechen des Lebenswillens angesichts des Todeskampfes der Genossen bringt es mit sich, daß man rasch darüber hinweggleitet. Leichter als unsere Nachkommen es für möglich halten werden. Vielleicht ist überhaupt ein Krieg nur durch dieses jeweils aufkeimende, unserer kriegsungewohnten Generation unerwartete Umwerten des Mitleids möglich, dadurch, daß der jetzigen Kriegserfahrung nach jedes Anhäufen von Jammer, jedes Anwachsen von Elend, jedes Steigen des Grauens den Blick des Mitbeteiligten immer eigenbrödlerischer, immer verbohrter in sein Selbst, in sein Inneres lenkt.

Was aber keiner aushalten kann, das ist zuzusehen, wie die Natur verendet. Und der Hügel von Oslavija ist gemordet worden, er ist gestorben, wie die Menschen auf ihm.

In den Gräben steht das Wasser stellenweise einen halben Meter hoch. Zuerst trägt mich mein Begleiter über die schlimmen Stellen hinweg. Doch bald zeigen sich noch schlimmere und so patsche ich einfach mitten hinein. Späterhin merke ich's gar nicht mehr, wenn ich bis zum Knie ins Wasser sinke, oder vielmehr, ich finde es angenehm, weil dann die schweren Klumpen Lehm von den Stiefeln bröckeln. Ob man Oslavija besuchen kann — das ist vornehmlich eine Frage der Beschuhung. Freilich auch eine der Nerven.

Denn es soll Leute geben, die Leichengeruch nicht um sich haben wollen. Allerdings, die Regimenter, die Oslavija halten, zuerst das Laibacher und dann das 37. dalmatinische, haben sich daran gewöhnt.

Ganz vorn stehen wir nun, beim Horchposten. Hier sind große Strecken in den Gräben völlig von Mannschaft entblößt, nirgends duldet der Berg eine Stellung. Man kann nichts tun, als durch den Brei hindurchwaten und ab und zu einzelne Wachen aufstellen, unter ein paar über die Rinnsale gelegte Bretter.

Der Horchposten ist über den Besuch namenlos erstaunt. Man kann schlechterdings nicht behaupten, er sei angenehm überrascht. Hier hört man nämlich jeden Laut von Stellung zu Stellung, hinüber, herüber. Der Mann legt die Finger auf die Lippen und winkt uns aufgeregt zu, uns zu ducken. Wie er heiße, fragt der Offizier. „Feder." Von wo er sei. „Aus Lemberg." Dann möchte ich wissen, wie lange er hier zu sitzen habe. „Eine Stunde," sagt mein Begleiter. „Zwei," bessert der Mann rasch aus. Und das unruhig-intelligente Gesicht des Herrn Feder aus Lemberg ist dabei so tragikomisch vorwurfsvoll, daß ich trotz alledem lachen muß.

Wir wollen uns vorsichtig eben rückwärts verfrachten, um den Mann nicht zu verraten, der dann den uns zugedachten Schrapnellgruß zu verdauen hätte, da stürmt ohne Rücksicht auf ihn eine Patrouille daher, die uns kurzerhand verhaftet. Der Leutnant vom Kompagniekommando hat gehört, daß ein Offizier mit einer Dame auf Oslavija spazieren geht. Irrtümlich geschah es, daß er die Weisung nicht erhielt, die mir sonst immer vorausgeschickt wird. Mein Begleiter ist erst seit kurzem von Galizien gekommen, ihn kennt die Mannschaft noch nicht. Daß aber eine Zivilperson hier auf-

taucht, ist eine Ungeheuerlichkeit, deren Widerschein in den Gesichtern der Leute zu lesen ist. Noch nie seit Kriegsbeginn ist derlei geschehen. Hier nützt kein Dokument, kein Stempel, keine Erklärung. Wir müssen mit.

Es wäre Heuchelei zu behaupten, daß die Situation vergnüglich sei. Nur Herrn Feders grotesk verzweifelter Gesichtsausdruck würzt das Abenteuer. Nun, da soviel Lärm und Unruhe hier herrscht, ist ja jedes Winken nutzlos geworden. Er sieht das offenbar ein. Gottergeben folgen uns seine Blicke, denn zum Überfluß steigen wir nun über seinen Kopf hinaus, zeigen uns in voller Lebensgröße, denn „kein anderer Weg führt nach Küßnacht". Den Graben, der von hier zum Kommando lief, hat gestern ein Einschlag verschüttet und wir müssen vor die Schwarmlinie hinaus. Ob auch Lehm und Wasser bis zur Hüfte spritzen, hier schweigt jedes ästhetische Gefühl.

So beruhigend für den Kritiker in dem Inspektionsoffizier die Wachsamkeit unserer Vorposten sein könnte, meinem Begleiter wird der Spaß doch bald zu langwierig. Er schreibt ein paar Worte auf eine Visitenkarte und schickt sie dem strengen Leutnant. Wir müssen freilich noch bis zum nächsten Posten mit; der marschiert ab und die zwei anderen nehmen uns in die Mitte. Ein Bajonett rechts, eines links. Und die Italiener auf fünfzig Schritt. Die Situation entbehrt nicht einer verzweifelten Originalität.

Nun habe ich aber wieder Gelassenheit genug, um rund umher zu schauen. Ich betrachte die gelbe Erde, in der ich stecke, und sehe, daß kein Quadratfuß von ihr ohne Inhalt ist. Auf dem winzigen Fleckchen Raum, das ich überblicke, zähle ich bis zu hundert Dingen, dann gebe ich's auf. Natürlich sind alle zerbrochen, verdorben, ragen zum Teil nur aus der Erde heraus. Ein Verbandpäckchen hängt aufgerollt bis zu meinen Füßen herab, so gelb wie der Berg. Ein Stück Strumpf zeigt dieselbe Farbe und eine Kappe paßt sich leidlich in die Schattierung ein. Ein Spaten links, ein Gewehrkolben über mir, italienische und österreichische Patrontaschen dazwischen. Zwei Handgranaten, ein Stück Drahtverhau, ein Uniformfetzen, ein Mantelkragen.

Als Kind strickte ich einmal einen Wunderknäuel ab. Alle zehn



Reihen ein Gegenstand. Solch ein Riesenwunderknäuel ist Oslavija. Zwei Meter tief steckt Ding neben Ding. Auch Füße und Köpfe, Köpfe und Füße.

Gibt es wirklich Menschen, die Leichengeruch nicht vertragen können?

Der Mann kehrt zurück. Wir sind frei und dürfen gehen. Wir kommen zu Herrn Feders Platz, aber der Horchposten ist abgelöst. Ein anderer sitzt da, ein Dalmatiner, der uns nicht die geringste Beachtung schenkt. Ebensowenig würde der Mann sich wundern, wenn eine Granate käme. Und er gehört nicht zu jenen, die Leichengeruch nicht zu ertragen vermögen.

Die Italiener unternehmen keine Angriffe mehr auf Oslavija. Es ist, als banne sie eine unüberwindliche Scheu. Sie schießen nur hieher und vergnügen sich damit, den Brei immer wieder um und um zu rühren. Ihre Granaten erzeugen nämlich keine Trichter mehr, es gibt nichts zu sprengen. Sie bringen nur die Leichen, die Patrontaschen, die Gewehrkolben in eine andere Gruppierung. „Umgruppiert“ wird auf Oslavija jedweden Tag.

Auf der Höhe des „Kirchenrückens“, auf dem am meisten vorgeschobenen Kamme, auf den letzten Scherben der berühmt gewordenen Kirche halten wir kurze Rast. Hier ist es etwas trockener, weil noch etliche Granitblöcke der Kirchenmauer sich auf der Erdoberfläche halten, auf die man sich setzen kann. Hierher schießen die Italiener nicht so oft, weil sie wissen, daß dies die neutrale Zone zwischen den Linien ist, wo sich keiner halten kann. So sind also ganz oben ein paar Trümmer übriggeblieben, die der Berg noch nicht verschluckt hat, wie er es mit allem übrigen auf seinem Rücken getan.

Eine blühende, gesegnete Ortschaft stand einst hier. Eine Kirche zu Ehren Gottes und ein Gasthaus zur Freude der Weltlichen. Ein Stück Altar und ein Weinfaß, das ist das einzige davon, was der tote Berg noch trägt.

Von hier aus überschaut man die fünf italienischen Linien, die der als Erlöser heranstürmende Bundesgenosse nun vor den unerlöst gebliebenen Gebieten gebaut hat.

Und dann geht's weiter, stundenlang weiter durch Gräben. Sie alle haben keine Deckung, jeder Schuß zertrümmert sie ganz. Eine Orientierung ist natürlich nicht möglich, jeden Tag laufen sie anderswo, fast ebenso schnell wieder ausgegraben wie eingeschlagen. überall sehen wir, wie die Granaten wirken. Das Unterste kehren sie zu oberst. Schutz gibt es nicht. Und der jeweilige Zuschauer ist froh, daß es ihn heute noch nicht traf. Hoffnungslose Versuche sehe ich, mit Balken, Beton, Steinen Stützmauern zu bauen. überall fallen sie kläglich zusammen. Was immer der Mensch beginnen möchte, der Berg ist tot, er läßt es nicht zu.

Diesen Leichnam von einem Hügel halten wir unentwegt. Trotz alledem ist er „fest in unserer Hand". So wird's in der Geschichte stehen. Aber wer wird schildern, wie man es fertig brachte, Oslavija zu halten?

Erst da wir gegen Pevma herunterkommen, kehren wir in den Unterständen ein. Erst hier spreche ich mit den Leuten, frage ich nach solchen, die im Januar die Wiedereroberung mitgemacht. Und es gibt ihrer viele, die seit fünf Monaten, seit fünfmal dreißigmal vierundzwanzig Stunden hier sind, hier zwischen Leichen, in offenen Rinnen, auf dem gestorbenen Berg.

Oslavija ist, wie jedermann weiß, im November von den Italienern genommen worden. Sie haben jeden ihrer vereinzelten Erfolge, also auch diesen, nicht schlecht ausposaunt. Am 24. Januar haben sie Oslavija wieder verloren, freilich, ohne ebensoviel Aufhebens davon zu machen. Aber auch wir haben daraus nicht viel gemacht. Wir haben den „Kirchenrücken" ganz einfach wieder „genommen". Weder in Österreich-Ungarn noch in Deutschland faßte man das anders denn als selbstverständlich auf. Steht man aber hier, so begreift man es nicht. Wie war das zu ermöglichen? Mitten in die Italiener hinein, in voller Sicht des Feindes und seiner Feuerschlünde. Wie?

Aber es ist vergeblich, die Leute auszufragen, nach Einzelheiten, nach den Kleinigkeiten des Herganges zu forschen. Sie können nicht erzählen, so gern sie es möchten. Immer wieder stellt sich das heraus.

Es erleichtert freilich die Sache, daß mit dem Finger die Szenerie gezeigt werden kann. „Hier standen wir und dort die Italiener." Hier — das ist eine der niedrigen Anhöhen stadtwärts, dort — das ist der Kirchenrücken selbst. Dazwischen öffnet sich eine schmale, schluchtartige Talsenkung; ganz zerschossen ist jetzt auch sie. Der ihr zugewendete Hang des Rückens war von den Italienern stark befestigt worden, damals lebte der Berg ja noch, ertrug also Gerüste und Drahtgitter. Über diese hinweg stürmten die Unsern. Wie das gewesen sei?

Ich sehe, wie der Mann sich bemüht.

„Also um fünf Uhr gingen wir weg und um sechs Uhr waren wir dort."

Der Oberleutnant, der hier kommandiert, hilft der Schilderung ein wenig nach. Zuerst sei eine großartige Artillerievorbereitung vorangegangen, von drei bis fünf Uhr hätten 108 Geschütze ungefähr 30.000 Schuß auf den Hügelrücken abgegeben. Dann, als es finster wurde, war der Befehl zum Vormarsch gekommen.

„Unten in der Schlucht," so fällt jetzt ein anderer Mann ein, froh, die Schleuse in sich geöffnet zu fühlen, „begegneten uns schon die Kujons. In Trupps zu zwanzig, dreißig, ja sechzig. Sie waren halb irrsinnig und weinten und tanzten vor Freude, bei uns zu sein. Und wir immer vor. Berge von Leichen lagen da. Was noch lebte, machten wir nieder. Oder sie uns."

„Und um sechs Uhr waren wir dort," sagt wieder der erste Mann.

„Und dann?"

„Dann gingen wir zurück."

Ich drehe mich verständnislos nach dem Offizier um, der wieder helfen soll.

„Weiter weiß ich nichts," fügt der Mann hinzu, „weil ich am Morgen abgelöst wurde. Ich war verwundet. Wir waren alle verwundet."

Ich sehe drei rote Streifchen an seinem Hut, welche drei Verwundungen, drei Wiedereinrückungen, bedeuten.

Der Oberleutnant bestätigt, daß tatsächlich von sechs Uhr abends an kein Mensch mehr auf Oslavija war. Kein lebender — denn

die Italiener waren alle tot oder gefangen, 1150 Mann und 53 Offiziere fielen in unsere Hand — aber tausend Leichen lagen dort, 300 darunter von uns. Und auf diese ging ein italienisches Trommelfeuer herunter, wie es hier noch niemand erlebt hatte. Keine lebendige Seele konnte das aushalten; die es versuchten, blieben nicht lange lebendig.

Zwei volle Tage lang beschossen die Italiener den Hügel, ohne einen Gegenangriff zu wagen. Dann gingen die Unsrigen abermals vor, die Sappeure zuerst.

Beim ersten Angriff hatten die Sappeure zuerst die feindlichen Gräben, die unsere Artillerie zerschossen hatte, bis zur Sturmreife zugeschüttet. Jetzt beim zweiten Vormarsch nahmen sie Sandsäcke mit und gingen über den Kirchenrücken hinüber zum feindwärtigen Hang. Das heißt, damals war ja der Berg schon tot und „gehen" konnte man auf ihm nicht mehr. Also sie rutschten, sanken ein, stapften vorwärts, patschten in Löcher, alles im Finstern, in der vom feindlichen Feuer durchblendeten Dunkelheit. Jenseits war nichts: keine Deckung, kein Graben, kein Draht. Nur Löcher und Leichen. Mit je zwei Sandsäcken vor sich, gruben sie sich ein, diese Sappeure. Im Trommelfeuer, auf der feindwärtigen Seite.

Und dann kamen die anderen nach. Unmittelbar hinter der Infanterie das Telephon.

Und dann hatten sie Oslavija.

Es sind ein paar Mann, die das erzählen. Sie brauchen dazu viel weniger Worte als ich. Einer sagt „hier" und einer sagt „dort". Und dann zeigen sie mit dem Finger.

Es glänzt ein Wundern in ihren Augen auf, weil mir die Tränen über die Wangen laufen. Was ist denn dabei? Sie sind doch fünf Monate hier. Sie haben nur ihre Pflicht getan.

Wir können nicht weiter, weil von der Eikuppe aus hergeschossen wird. Die Italiener sehen jede unserer Bewegungen, die Geschütze stehen so nahe, daß man im stande ist, die Öffnungen der Geschützstände, die sie bergen, mit freiem Auge zu überschauen, ihre Sandsäcke zu photographieren. Sie schießen aber so regelmäßig, daß man



warten und zwischen den Einschlägen über den schmalen Talboden laufen kann. Sie schießen gerade auf den Friedhof.

Nur ein Stückchen des Friedhofes durchqueren wir im Sturmschritt. Von drüben aus können wir den weiteren Weg nach Pevma nehmen, der sicherer ist. „Sicherer" im Hinblick auf unser, auf das einzelne Schicksal, denn das Schicksal des Hügels von Oslavija ist vorderhand sichergestellt. Die Italiener versuchen es nicht einmal mehr, ja sie hüten sich davor, ihn anzugreifen. Einen Toten greift man nicht mehr an.

Unten blühen Rosen, Rosen, Tausende von Rosen. Görz und die Landschaft jauchzen im Rosenjubel auf. Mitten zwischen Rosen treffe ich den Hauptmann, mit dem ich auf der Podgora war.

„Sie kommen von Oslavija!" Sein Gesicht umwölkt sich. Oh, ich verstehe ihn gut, denkt er doch meine eigenen, bohrenden Gedanken. Aber er spricht sie auch aus: „Werden Sie die Worte finden, die für Oslavija taugen? Die schweren, monumentalen und doch schlichten Worte, die groß genug für Oslavija sind? Fühlen Sie die Schwere der Verantwortung, die auf Ihnen liegt?"

Nein, ich habe diese Worte nicht. Ich kenne sie nicht, jene, die groß genug sind. Gibt es welche? Vielleicht wird ein anderer sie

finden, in dreißig, in fünfzig Jahren, bis auch auf Oslavija wieder Rosen blühen.

Ein anderer wird, vielleicht mit Hilfe dieser im Feuerbereich geschriebenen Aufzeichnungen, unsere Nachfahren durch das Lied von Oslavija erzittern machen. Und da es über meine Kraft geht, mit eigenen Worten Oslavija zu schildern, so nehme ich die des Mannes, der den Kirchenrücken erobern geholfen hat. Jetzt scheinen sie mir gar nicht mehr so unbeholfen und arm.

„Um fünf Uhr gingen wir weg und um sechs Uhr waren wir dort.“

Einfachere, schlichtere und erhabenere Worte gibt's nicht für Oslavija, den gestorbenen Berg.

Schritt für Schritt bin ich die Front am Isonzo längs des Görzer Abschnittes abgegangen, habe die Schwarmlinien und die Beobachter auf dem Monte Santo, Monte Sabotino, auf Oslavija und auf der Podgora besucht; jetzt soll ich ein Stückchen weiter südlich mein Standquartier aufschlagen, bei der Nachbardivision, bei den Honveds auf Doberdo. Knapp vor dem Abschied von Görz ereignet sich aber noch die größte Sensation dieser abenteuerreichen Stadt, der Absturz des „Dirigibile numero tre“.

Des Morgens um fünf war das feindliche Luftschiff über unseren Linien langsam dahingesegelt, offenbar schon schwer havariert, wie ein sterbender Adler. Niedrig, kaum 400 Meter hoch, hing es in den Lüften und keuchte mit letzter Kraft der Rettung zu. Schon sah es die eigenen Stellungen, da hob sich die Morgenröte und es bot unseren Feuerschlünden ein treffliches Ziel.

Atemraubend großartig für Freund wie Feind soll das gewesen sein. Alle Batterien der beiden benachbarten Divisionen, der von Görz und der von Doberdo, hatten es gleichzeitig beschossen, alle unsere Flieger kreisten wie die Geier maschinengewehrkrächzend um das Luftschiff herum, jeder von ihnen natürlich in der ungeheuerlichsten Gefahr, selbst einen der eigenen Schüsse abzukriegen. Plötzlich stieg eine Feuersäule kerzengerade zum Himmel auf, eine Rauchsäule lief jäh zur Erde — — der Anblick dieses grauenhaften Schauspiels zittert jetzt noch in den Augen der Erzähler nach. Dann der entsetzliche Sturz. Und das alles innerhalb einer Minute.

Vier Offiziere lagen tot um das zersplitterte Stahlhäuflein herum, aus dessen Innerm noch zwei unerkennbare, ganz verkohlte Leichen gezogen wurden. In den Uniformtaschen fand man Gold, amerikanisches, englisches, französisches. Ein Beweis, wie irdisch die Liebe der Frau Italia von der Entente honoriert worden ist. Auch treffliche Aufnahmen unseres Flugplatzes, in denen jede Ver-

änderung in der Anlage der Hangars eingezeichnet sein soll, und viele genaue Pläne unseres Kriegsgebietes fanden sich vor. Tragisch ist ja, daß die Habseligkeiten meist auch den katastrophalsten Tod ihres Besitzers überdauern. Den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer aber machte es, daß ein deutscher Motor in das Luftschiff eingebaut war und daß jede Stange den Vermerk trug: D. R. P.

Die Offiziere wurden mit militärischen Ehren begraben, ebenso wie auch unsere abgestürzten Flieger drüben stets mit Achtung bestattet worden sind. In einer illustrierten italienischen Zeitschrift erschien kürzlich sogar ein Bild einer solchen festlichen Leichenfeier. Leise raunend erzählt man, daß man bei den Verunglückten zahlreiche Amulette gefunden habe, bei einem allein neun Medaillen mit sieben Heiligenbildern. Bei einem anderen eine seidene Leibbinde mit kunstvoll eingesticktem Namen, wohl die letzte Gabe von Mutterhand. Von einer kuriosen Zelluloidschachtel wird auch berichtet, wohl einer Art Talisman, die mit kleinen chinesischen Püppchen gefüllt war und in der Brusttasche eines der Offiziere stak.

Die Ungarn, die mir das alles schildern, lächeln ein wenig dabei. Bei den Russen, meinen sie, sei dergleichen nicht vorgekommen.

Der Haufen zertrümmerten Stahls, den ich selbst noch in Autos verladen und fortführen sehe, gehört nach altem Weidrecht dem Jäger, auf dessen Grund das Wild verendete. Drum kann ich dem Divisionär, dem Schützer von Görz, noch einen letzten Glückwunsch darbringen, ehe ich nach Süden zu den Honveds fahre, zu dem Nachbardivisionär, dem Schützer von Doberdo.

Eine kleine halbe Stunde nur braucht der Wagen von einem Kommando zum anderen. Man fährt durch blühende Obstgärten, durch üppige Gemüsepflanzungen, an den Spargelbeeten und Artischocken, an den Radieschen und Spinatblättern, an den weißen Erbsenblüten und dem lichtgrünen Bohnengeranke der Görzer Landschaft vorbei. Ein Frohlocken muß man wohl darüber empfinden, daß diese guten Dinge, die bis zum Kriege nur die Maimahlzeiten der Krösusse schmückten, nun auch auf den Tisch der armen Leutnants und Kadetten kommen; die hatten bisher vom Görzer Klima nur die Nässe und den Schmutz verspürt.

überall begegnet man den hochbepackten Einkaufswagen der umliegenden Brigaden, die von ihren Proviantoffizieren zum Einholen auf den Görzer Markt geschickt worden sind, der eigen-, ja einzigartig, wie alles hier an der Front, ein Kapitel für sich allein füllen könnte.

Knapp vor dem Abendbrot komme ich beim Divisionskommando in Viglia an. Daß man bei den Ungarn ist, merkt man sofort an der Schmackhaftigkeit der Gerichte, man merkt es auch an der Tafelmusik — denn ein Enkel des berühmten Zigeunerprimas Ratz, der Sohn eines seiner zweiunddreißig Kinder, der elf Monate in der Schwarmlinie gedient und sich die Tapferkeitsmedaille verdient hat, ist jetzt beim Kommando eingeteilt und spielt des Abends in der Offiziersmesse seine leidenschaftlichen Weisen. Daß man bei den Ungarn ist, merkt man aber vor allem daran, daß sich in dem Ritterlichen, das jeder unserer Offiziere hat, noch die besonders chevalereske Art der Magyaren ausprägt.

Im Hause des Honveddivisionärs, in der Dorfschule, bin ich einquartiert. General Geza v. Lukachich, der seit dem Beginn des italienischen Feldzuges mit wenigen Unterbrechungen den San Michele gegen die Italiener hält, ist seit einem Jahre selten aus dem Feuerbereich gekommen. Mein Zimmer ist mit La-France- und Marschall-Niel- und duftenden Teerosen gefüllt, mit mehr beinahe an Zahl, als es zu fassen vermag. In rotweißgrünen Papierhüllen stehen sie zierlich und festlich auf Tischen und Schränken. Und täglich kommen neue dazu: fast scheint es, als machte es der ganzen Division Spaß, für die überfülle an Rosen eine dankbare Abnehmerin gefunden zu haben.

Mein Zimmer im Schulgebäude ist mir von der Lehrerin abgetreten worden, und da ich sie wegen der Belästigung um Entschuldigung bitte, lacht sie ganz freundlich und sagt: „Ach was, es ist Krieg.“ überall gibt es dieselbe Antwort auf jede neue Mühsal, die den Bewohnern dieses Landes auferlegt wird. Keiner denkt an seine eigene Wohlfahrt, jeder findet es selbstverständlich zu opfern.

Das Divisionskommando ist seit Wochen nicht mehr beschossen worden, die weittragenden italienischen Kanonen, mit denen die

Italiener das früher oft zu tun pflegten, scheinen jetzt anderswo in Verwendung zu stehen. Ein einziger Schuß war in der letzten Woche hierher gelaufen, ein sogenannter „Ausreißer", der den Baum dicht neben der Schule mit all seinen Wurzeln aus der Erde riß. Man setzte ihn flugs wieder ein und er grünt lustig fort. Auch die Natur gewöhnt sich offenbar an den Krieg.

Doch so wenig Granaten es gibt, so reichlich sind die Fliegerbomben vorhanden, denn die italienischen Flieger kommen mehrmals im Tag. Manchmal schon ganz früh, gegen sechs, meistens aber des Vormittags und des Abends. Das ferne Bum Bum der Abwehrkanonen reißt zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, das heißt, nur meine. Denn gegenüber, in der Divisionskanzlei, zeigen sich die Köpfe der Herren erst, wenn der Flieger dicht über uns schwebt und wenn die Füllkugeln der sie beschießenden Schrapnells herunterklingeln. Ich bin also immer die einzige, die bei den ersten Schüssen bereits den Horizont nach Schrapnellwölkchen absucht und die den schwarzen Punkt auf seinem ganzen Fluge verfolgt; die vorbeigehenden Soldaten richten überhaupt nicht einmal den Blick in die Luft. Alles auf Erden ist relativ.

Erstaunlich rasch kommen die Punkte vom Horizont näher heran. Bald hört man den Motor, dann erkennt man die italienischen Farben; wie einem König, immer hübsch ehrerbietig, folgen dem Caproni die weißen Löcher, die unsere Kanonen in den Himmel bohren. Nur hie und da, wie ein zierlicher Edelknabe, läuft ihm ein solches voran.

Fast unmöglich scheint's, diesen winzigen Eilfertigen im Riesenraume zu treffen, und es macht auch den Eindruck, als fühle sich der Kerl da oben zwischen den Kugeln ganz wohl. Die Luft um ihn herum ist schon total zerschossen, er aber führt, ohne sich stören zu lassen, seine Morgen- und Abendvisite durch und kehrt dann, natürlich mit demselben weißgekleideten Gefolge, in ruhigem Fluge in sein Heim zurück. Der Bursche des Generals erzählt mir, er habe vom Fenster der Schule aus schon sechsmal Abstürze gesehen. „Nur um zwei aufgeschnitten," lacht der Divisionär, „die Höhe der Quote ist nicht schlecht und wäre bei allen Kriegserzählungen zu wünschen.

Die Honveds halten das sogenannte Plateau von Doberdo seit Kriegsbeginn. Zwei Monate ausgenommen, in denen sie abgelöst waren, gerade die einzigen zwei Monate, in denen es hier etwas ruhiger zuging, haben sie ihr Blut für Doberdo verspritzt. Alle fünf Isonzoschlachten hindurch hat diese Division den San Michele gehalten.

Am Isonzo stehen die Ungarn dicht neben den Österreichern und die gesamte Front wird von einem Kroaten geführt. Jeder gibt sein Bestes und ist stolz auf sein Opfer und die gemeinsame Tat trägt dem Lande gemeinsame Früchte.

Die Ungarn teilen mit den Deutschen eine hervorstechende Eigenschaft. Sie betrachten nämlich den Ruhm jedes ihrer Landsleute als ihren eigenen Ruhm. Der echt menschliche und wahrscheinlich internationale Neid auf den Erfolgreichen, der gewiß auch im Herzen jedes ehrgeizigen Ungarn nagt, wird fast immer von der Erkenntnis zurückgedrängt, daß es die ganze Nation schmückt, wenn einer gefeiert wird. Und so kargen die Ungarn nie mit dem Beifall für einen der Ihrigen.

Gleich am ersten Tage mache ich zur Orientierung einen vielstundenlangen Rundgang um die Höhen des Plateaus.

Von fünf Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags bin ich unterwegs und nur ein kleines Stückchen des riesigen Berggebietes habe ich durchstreift, freilich darunter die Gipfelpunkte, von denen sich die günstigste Aussicht bietet. Den schönsten Rundblick gewährt der Berg Fajti Hrib, der infolgedessen auch das Ziel aller Besucher ist. Die Gemahlin des Korpskommandanten, Erzherzogin Auguste, der Wiener Bürgermeister Dr. Weiskirchner, das Kriegspressequartier in seinen jeweiligen Gruppen, kurz alle Sendboten des Hinterlandes stiegen auf Fajti Hrib. Jetzt ist es hier oben stiller geworden. Wer nicht oben zu tun hat, darf nicht mehr hinauf, denn die häufige Bewegung auf der Serpentinenstraße ist den Italienern aufgefallen und sie haben diesen Weg eine Zeitlang fleißig beschossen. Der ungarische Hauptmann, dem ich mich angeschlossen habe und den sein Dienst auf den Gipfel führt, erzählt mir in gebrochenem Deutsch, der Korsobetrieb sei eingeschränkt

worden, seit die Sache ihre Ungefährlichkeit zum Teile eingebüßt habe, und jetzt dürfe man nur mehr mit einer Legitimation hinauf.



Mit uns geht ein Wiener Oberleutnant von der dem Korps zugeteilten österreichischen Artillerie. Er macht ein nichtsnutzig-wißbegieriges Gesicht: „Und auf die mit der Legitimation schießen die Italiener nicht?"

Die Aussicht von oben ist in der Tat unübertrefflich schön, landschaftlich ebenso reizvoll wie zur Orientierung geeignet. So umfassend ist sie, daß natürlich auf dem Gipfel selbst kein Beobachter sitzt und die Italiener ihn auch gar nicht beschießen, weil sie wissen, daß man auf einen so weithin erkennbaren Aussichtspunkt keinen Beobachter setzt. So selbstverständlich ist das, daß man beinahe doch eine Station dort aufbauen könnte. In Wirklichkeit sitzt der Beobachter viel tiefer, irgendwo am Hang in einer kunstvoll eingegrabenen, bombensicheren Deckung, denn dort steht ja der größte Stolz der Division, das Zeiß-Fernrohr.

Vor dem Eingang hat der Divisionär eine Tafel anbringen lassen: „Der Beobachter darf nicht gestört werden." Das war

deshalb notwendig, weil jeder dienstfreie Offizier vom Korps zum berühmten Fernrohr, das wie eine kleine Kanone aussieht, hinaufzupilgern pflegte. Der Leutnant oben ist sehr traurig über diese Tafel. „Es ist nämlich so langweilig hier geworden,“ klagt er; „ich war gewöhnt, in der ersten Linie zu stehen. Jetzt bin ich verwundet und da haben sie mich da herauf getan. Wie ein Einsiedler komme ich mir vor.“

Auch wenn der Besuch meines Begleiters nicht dienstlich gewesen wäre, hätte er ihn also nicht im mindesten „gestört“, insbesondere da heute eine Ruhe „wie in einer Kirche“ herrscht. Jede halbe Minute ein Schuß — auf Doberdo nennt man das „vollkommene Ruhe“.

Jeder Besuch eines der berühmten, häufig geschilderten Punkte zeigt, daß man trotz aller Darstellungen keine richtige Vorstellung mit sich bringt. Diese Erkenntnis müßte jeden entmutigen, der sich der Aufgabe unterwindet, Vorstellungen hervorzurufen, tröstete man sich nicht mit dem Gedanken, daß man nach besten Kräften an der Kärrnerarbeit mitzuhelfen versucht, aus der dann, wie Peer Gynt sagt, der Tüchtigste das Werk aufbaut.

Das Plateau hat den Namen von dem Dorf Doberdo erst im Kriege übernommen, ebenso wie die Höhe vor dem Dorf Podgora, die früher „Kalvarienberg“ hieß, erst von der Isonzoarmee so benannt worden ist. Podgora heißt nämlich „Unter dem Berg“.

Man muß sich dieses berühmte Plateau als einen im Verhältnis zu seiner Länge schmalen Höhenzug vorstellen, der senkrecht auf die Front losläuft und in seiner ganzen Ausdehnung die Wippachebene flankiert. Sein vorderster Gipfel ist der tausendfach genannte Monte San Michele, der den linken Eckpfeiler des Tores von Görz bildet, als dessen rechter die Podgora fungiert. Man kann sich Görz als den Mittelpunkt eines Halbkreises denken, der von den Bergen Monte Gabriele, Monte Santo, Monte Sabotino gebildet wird, welche in die vorgestreckten Tatzen Oslavija und Podgora übergehen. Dann hört der nördliche Halbkreis jählings auf und der Isonzo kann hinauslaufen, dem Feinde zu.

Der südliche Teil der Görzer Umrahmung ist aber kein so aus-

gesprochener Halbkreis, auch keine eigentliche Berggruppe, sondern hart wie eine Kreissehne läuft das Plateau in gerader Linie nach vorn. Von 600 Meter Höhe senkt es sich bis nach Fajti Hrib und fängt erst bei dieser Kote 464 an, im Krieg mitzuspielen. Aber auch von hier bis zur Front ist das Plateau noch 8 Kilometer lang.

Selten hat in diesem Kriege ein Korps ein von der Natur so abgeschlossenes Gebiet zu verteidigen gehabt. Wie auf einer riesigen Festung sitzen die Ungarn hier oben und sie betrachten das Plateau fast schon als Heimatland. Nirgends greift ihr Gebiet über den Isonzo hinaus, der von dort an, wo er die Görzer Ebene verläßt, dem Feinde gehört. Im Görzer Abschnitt ist es also der Isonzo, der das Schlagwort bedeutet, dort wird der Fluß geliebt und gehalten, hier ist es das Plateau. „Wir Ungarn halten Doberdo!" Das ist die Volkshymne des Korps.

Von Fajti Hrib nach vorn sieht das Plateau fast aus wie die Rax. Kleine, grün bestandene Kuppen, dazwischen Bergtrichter, die freilich hier fruchtbar sind und Dolinen heißen, zwischen den Hügeln fast eben über ihre Flanken geführte Wege, die nur ein unverkennbares Karstabzeichen von allen nördlichen Bergen trennt: die Steine. Es gibt Steine hier, so weit das Auge blickt. So viel Steine, wie hier an einem einzigen Tag, hat keiner der Ungarn all sein Lebtag bisher zusammen gesehen. Und eine bezeichnende Geschichte von einem Debrecziner Bauern wird mir erzählt, der seiner Frau in einem Brief seinen Urlaub ankündigte. In jedem Debrecziner Hof liegt als Dekoration der unabsehbaren Erde ein einziger Stein. Diesen Stein, so ordnete der Mann an, möge die Frau aus seinem Hofe entfernen lassen. Er wolle keinen Stein sehen, ach, ein paar Tage lang nicht einen einzigen Stein!

Das ganze Plateaumassiv stürzt vorn kopfüber in das Vallonetal, in eines jener wasserlosen Karsttäler, die quer durch die Gebirgszüge laufen. Wie die Zweiteilung eines langen Weckens sieht das aus. Der vordere Teil, das eigentliche Doberdo — denn der rückwärtige hieß früher Comen — ist das Kampfgebiet. Er steigt vom Vallonetal in einer schiefen Ebene fast ohne Kuppen bis zum vordersten Rande, dem Monte San Michele, auf.



Die Linien sind die sogenannte zweite und dritte Stellung und die Laufgräben.

Dieser Monte San Michele liegt vor den Italienern wie eine auf den Tisch hingeschlagene geballte Faust. Vom Handgelenk, wie man das Tal bezeichnen könnte, aufsteigend bis zu den vier scharf hervortretenden Knöcheln, den berühmten vier Rundungen des San Michele, gleicht das Plateau einem Handrücken ganz sonderbar genau. Den Daumen bilden die ebenfalls berühmten Isonzostellungen an seiner Flanke. Die Finger, die den Nordhang hinuntergreifen, an denen Tag für Tag die Blüte der italienischen Armee zerschellt, sieht man von hier oben nicht.

Aber über den Rand des Plateaus hinweg sieht man im Süden das Meer bis Grado — man soll es sogar an ganz schönen Tagen bis Venedig sehen — und im Norden natürlich die ganze Stadt Görz. Dann überschaut man die Werft von Monfalcone, die eben unser großer Mörser zerschießt. Durch das mächtige Fernrohr nimmt man wahr, wie der Rauch der Schiffe sich mit dem der Granaten mengt. Dann fliegt der Blick nordwärts, den Plateaurand entlang, über den uneinnehmbaren Monte Cosich, über die vielumstrittene Höhe von Selz nach Udine und nach Cormons, dem Sitz des italienischen Armeekommandanten.

Fast greifbar nahe erscheinen die Straßen dieser Stadt. Ganz aufgeregt bin ich. „Dieser Verkehr! All die Lastautos! Die Wagen! Die Leute! Und all die Italiener auf der Isonzobrücke! Schießen Sie denn da nicht mitten hinein? Die Italiener feuern doch auch immer nach Görz!“

Der Beobachter lächelt: „Dergleichen haben wir uns längst abgewöhnt. Schössen wir auf jeden Wagen, so besäßen wir keine Granate mehr. Und außerdem führte es zu nichts. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses Krieges ist ja, daß man mit der Artillerie einen Verkehr nicht sperren kann. Jetzt geben auch die Italiener das zwecklose Schießen auf Einzelpersonen nach und nach auf. Manchmal machen sie sich ja drüben den Spaß, auch auf kleinere Bewegungen zu schießen, bloß um die Menschen wegspringen oder umfallen zu sehen. Im allgemeinen aber scheint auch ihnen jetzt eine Granate schon mehr wert zu sein als ein einzelner Fußgänger.

Zwischen Kirschbäumen voll reifer Früchte geht es durch die bebauten Dolinen, an den Reservestellungen vorbei, zu den vorderen Gipfeln, zwischen denen überall Artilleriebeobachter in unsichtbaren Winkeln versteckt sind. Ganze Scharen von Fernrohren sind über den Berg verteilt, aus hundert Augen wachen die Ungarn über das Schicksal von Doberdo. Bergauf, bergab streifen wir, hie und da wird ein mitgeführter Telephonapparat an einen Draht angeschaltet, um Nachrichten über eine Aktion zu erhalten, die eben in Vorbereitung steht. Mit der Erdleitung wird das in fünf Minuten bewerkstelligt.

Wir kommen zu den Beobachtern des Mörsers, der Turmhaubitze und der weittragenden Kanonen. Einer der Herren hat eben drüben den neubegonnenen Bau eines Geschützstandes entdeckt. Man sieht die Leute herbeischleichen, Bretter aufladen und forttragen und ich darf durch das Glas schauen, nachdem der Schuß dahin abgegeben ist. Aber der Schuß geht zu weit und die Italiener bauen ruhig weiter — wer diesen Krieg ein Jahr lang mitgemacht hat, hüben wie drüben, der rührt sich nicht mehr von der Arbeit weg, platzt nicht gerade die Granate auf fünf Schritt Distanz. Da wir weitergehen, ruft uns der Beobachter nach: „In zehn

Minuten hören die bestimmt auf zu bauen." Mein Begleiter aber gibt lachend die Antwort: „Und doch, mein Lieber, ist der Geschützstand morgen bei Sonnenaufgang fertig. Da kannst du schießen, soviel du willst."

In voller Sicht des Feindes gehen wir hinunter; wo immer man auf Doberdo steht, wird man von den Italienern gesehen. Um den Verkehr nur einigermaßen zu sichern, ist das ganze Land maskiert. Straßen, Wege, Brücken, sogar die Fahrküchen, alles ist



verhängt, verstellt, mit geflochtenen Zweigen, mit Strohmatten, mit Kukuruzstauden weniger sichtbar gemacht. Ja, an mein Zimmer klopft abends der Bursche, da ich zum Schreiben die Lampe anzünde, und ruft, ich möge die Fensterladen zumachen. „Die Italiener sehen Ihr Licht!"

Aber ebenso sieht man auch von Doberdo nach allen Seiten hinaus und gerade deshalb ist ja das Plateau eine der Schlüsselstellungen der Isonzofront. Die Italiener wissen ganz gut, warum sie dieses Plateau so heiß begehren; hätten sie es, so wäre Görz nicht zu halten.

Die vorderste Linie auf dem Monte San Michele

Der Übersicht halber ist die vorderste Linie auf dem Monte San Michele in Abschnitte geteilt, die mit Ziffern bezeichnet sind. Der erste von ihnen, der ganz links nach San Martino hinunterleitet, heißt Abschnitt zwölf. Dort ist es bei Tage nie geheuer, denn dort schlagen die Granaten bei jeder Bewegung ein. Zu besonders unruhigen Zeiten beginnt also die Wanderung der bei Morgengrauen inspizierenden Herren bei Abschnitt elf. Die Brustwehr des Laufgrabens, der nach vorne führt, ist aus Steinen gebaut, wie denn überhaupt das rückwärts an die Linie sich anschließende Gebiet dem der dalmatinischen Karstbauern gleicht. Steinmauern durchlaufen es kreuz und quer.

Über diese niedrige Deckmauer hinweg sieht man hinunter nach San Martino. Der San Michele sitzt gleichsam wie ein Söller auf dem Plateau und von seinen nach rückwärts verlaufenden Teilen überblickt man es ganz und gar. Bei der Ortschaft San Martino del Carso, die vollkommen zertrümmert ist und sich dicht an den San Michele schmiegt, sind die Italiener ein wenig über den Rand hereingekommen. In zwölf Monaten gewannen sie ungefähr hundert Schritt Raum. Man sieht nun von hier oben, wie dort ihre Gräben an einer Stelle auf fünf Schritt an die unseren herangeführt sind. Ein rasches Aufspringen — und die denkwürdige Aufnahme ist gelungen. Der Oberst meint zwar, auf diese Weise bekäme man manchmal die Kopfschüsse ab. Gestern erst habe ein Fähnrich sein Photographieren mit dem Tode gebüßt. Indessen, zu verführerisch breitet sich diese einzigartige Linienführung vor uns aus.

Viermal habe ich jetzt die vorderste Linie auf dem Monte San Michele durchwandert. Flüchtig taucht in mir die Erinnerung an die ersten zwei Granattrichter auf, die ich vor einem Jahre in Tirol gesehen. Ich wollte sie durchaus photographieren. Auf dem Michele gibt es ihrer wohl an die hunderttausend. Achtlos geht die Mann=



Links der eigene Graben, rechts wie ein Keil vordringend der italienische, ganz vorne links die Stelle, wo die Fronten auf 5 Schritt aneinanderrücken.

schaft an ihnen vorbei. Nur der Neuling stellt noch an den ersten Tagen Studien darüber an, ob dieser von heute herrühre und jener von gestern, indem er die weggeschleuderten Schollen prüft, ob die Grashalme auf ihnen noch frisch oder schon welk aussähen. Bei diesen ersten Besuchen bemerkt man auch jeden Blindgänger, der auf dem Wege liegt. „Der war gestern noch nicht da!“ Aber da lachen die anderen. Auf dergleichen achten sie alle nicht mehr.

Nicht ein Fußbreit des riesigen Plateaus ist ohne Metallfragment. Schrapnellkugeln, Sprengstücke, Granatteile, Minen, Hülsen, Zünder, Geschoßspitzen liegen zu vielen Hunderttausenden verstreut. Das Eindrucksvollste darunter sind die riesigen Blindgänger. Eines der schweren italienischen Kaliber versagt besonders häufig. Einen ungewöhnlichen Fund zu machen ist mir beschieden: den Stoßspiegel eines Schrapnells, auf dem noch die Zündröhre steht.

Wir bleiben hier stehen und sehen zu, wie die Granaten kommen, die täglich, ohne Unterlaß, San Martino belegen. Die



feindlichen platzen auf unseren Gräben und die unseren auf den feindlichen. So nahe aneinander schlagen sie ein, daß ihr Rauch sich vermengt.

Durch den Laufgraben schreiten wir gebückt weiter bis zum Abschnitt elf. Wir kommen nun auf die südlichste der vier San-Michele-Kuppen, das heißt, etwas jenseits des Randes, zum vorderen Hang, wo sich die Aussicht auf den Isonzo öffnet und von wo aus man die ganze friaulische Ebene überschaut.

Gänzlich verschieden von der Görzer ist diese Stellung hier. Während auf der Podgora und auf Oslavija die Erde nackt daliegt, während dort die Gräben so elend unter den Einschlägen zerbröseln, daß nur ab und zu eine Feldwache, vorsichtig geduckt, in ihnen hocken kann und die Mannschaft sich diesseits der Kämme in ihren Unterständen aufhalten muß, ist die vorderste Linie hier wie eine Festung ausgebaut. Einen Meter tief ist der Graben in den Felsen eingesprengt, einen Meter hoch sind Steine auf den Rand gehäuft, so daß hinter der so entstandenen Wand auch der größte Mann ungesehen vorbeikommen mag. Welche unsägliche, todesverachtende

Arbeit in diesen Gräben steckt, wird wohl nie ganz gewürdigt werden. Jeder Stein mußte nachts weggetragen, jeder Spatenstich im Finstern gemacht werden, in Räumen, auf die Hunderte von Scharfschützen tadellos eingeschossen sind. „Beim Ausbrechen der Steine freilich,“ meint der General, „haben uns die Italiener geholfen.“

Blickt man zwischen den Sandsäcken oder durch die Schußlöcher der Panzerplatten zu dem italienischen Gegenüber hin, so sieht man, da die Distanz oft nicht mehr als dreißig Schritt beträgt, um wieviel schlechter drüben die Stellungen sind. Erstaunlicherweise. Die Italiener sind doch die geübtesten Erdschaufler der Welt, jedenfalls bessere Steinarbeiter als die Debrecziner. Freilich, dieselbe Truppe hat auch nördlich des Krn das Bergsteigen erlernt, trotzdem der höchste Berg, den sie vordem gesehen, nicht höher als fünfundzwanzig Meter war. Ihr Bischof wollte sie dort aufsuchen, aber der alte Mann kam doch nicht hinauf. „Ihr müßtet mich denn mit einem Flaschenzug hissen!“

Vier ungarische Regimenter, aus Budapest, Debreczin, Großwardein und Stuhlweißenburg, halten den San Michele mit wenigen Unterbrechungen seit einem Jahr. Ein Jahr lang sind sie je acht Tage und acht Nächte vorn in den Gräben gelegen, ohne zu schlafen, ohne sich umzukleiden, jede Nacht im Kampf. Dann vier Tage und vier Nächte auf dem Rücken des Monte San Michele, in den sogenannten Reservestellungen, wo sie tagsüber ein wenig schlafen dürfen, nachts aber die schwere Steinarbeit machen.

Welche Hitze die Steine ausstrahlen und wie viele Fliegen es gibt! Große, schwarze Schmeißfliegen, gegen die man vergeblich mit Kalk ankämpft. Auch Läuse gibt es mehr als genug. Und diese Reservestellungen liegen natürlich noch im Gewehrkugelbereich. In der dreizehnten Nacht marschiert dann das Regiment über das ganze Plateau nach Merna zum Bad und dann bleibt die Mannschaft drei Tage lang im Lager auf dem Comenplateau. Drei Nächte lang hat sie ein wenig Holzwolle unter dem müden Leib. In der sechzehnten Nacht marschiert sie wieder nach vorne zurück, wieder auf den Monte San Michele hinauf.



Zuerst hat das steirische Korps, das „eiserne“, dann haben die Honveds das monatelang gemacht. Ein Jahr lang sind sie je acht



Nächte im Feuer gestanden, um zwischen Märschen und Übungen, im wasserlosen Steinmeer, im Kot und bei glühender Hitze dann ein paar Nächte lang schlafen zu können. Und ein Jahr lang sind ihrer regelmäßig beim Abrücken aus der Stellung weniger als beim Einmarsch gewesen.

Ein paar deutsche Offiziere haben das eine Zeitlang mitangesehen. Schaudernd, bewundernd, ergriffen. „Nichts von unseren Leistungen läßt sich damit auch nur annähernd vergleichen!" sagten sie dann.

Auf dem ganzen San Michele gibt es kein Wasser. In Fässern wird es von unten hinaufgebracht und jeder bekommt nur eine bestimmte Ration täglich — auch im heißesten Sommer. Wird doch Tropfen für Tropfen in Sicht des Feindes täglich durch die Feuerlinie hinaufgeschleppt.



Des Morgens, wenn wir kommen, ist fast immer das Nachtgefecht schon vorbei. Einzelne Schüsse sausen noch hin und her und die Mannschaft bückt sich bei jedem. Natürlich weiß jeder, wie zwecklos diese Reflexbewegung ist — wen die Kugel trifft, der hat

keine Zeit mehr zum Bücken — aber auch die vorbeifliegende reißt mit ihrem schneidenden Pfiff an den Nerven. Nur zu oft haben sie die Wirkung der Treffer am Nebenmann gesehen oder am eigenen Leib verspürt.

In den Gesichtern dieser Leute liegt ein ernster, fatalistischer Zug. Die Schatten in ihren Augenhöhlen, in den Mundwinkeln, an den Schläfen sind wie auf Holzschnitten vertieft. Sie hätten gern Frieden, wären gern daheim, aber ehe sie die Italiener hereinlassen, sterben sie lieber Mann für Mann zwischen den Steinen. Nie gab's einen Überläufer, nie murrt oder klagt einer. Und wenn es heißt: „Freiwillige vor!" dann melden sich alle.

Aber alt sind diese Männer geworden. Manch ein fideler junger Bursch ist jetzt ein ernster, schwerblütiger Mann; die Jugend ist wie aus ihren Augen weggewischt, nichts harmlos Heiteres wie einst gibt's in den Jünglingsaugen.



Die Brustwehr ist in ein „Souterrain" und ein „Mezzanin" geteilt. Oben liegt hinter den Panzerplatten, zwischen den Sand=

säcken, die Feldwache mit gespanntem Gewehr. Nur die Plätze hinter den sonnenbestrahlten Schießscharten sind leer, denn auf solche sind drüben die Scharfschützen eingestellt. Blinkte hinter diesen ein Auge auf, sofort erhielte der Mann seinen Kopfschuß. Durch eine solche Schießscharte nehme ich den nur fünfzehn Meter entfernten italienischen Graben, die feindlichen Drahtverhaue und Panzerplatten auf, trotzdem der hier kommandierende Leutnant die Verantwortung ablehnt. Die Kamera wird zuerst völlig bereitgemacht und der Schieß-



schartenverschluß einen Moment weggezogen — in mehreren Jahrzehnten werden solche Bilder vielleicht Kuriosa sein und hier kann man sie jetzt schon ganz gut gebrauchen.

Im „Souterrain" liegen die Ablösungen für die Wachen. Die Männer finden nur verkrümmt und mit eingezogenen Beinen in den kistenartigen Verschlägen Platz. Diese sind gegen den Einsturz durch die eigene Schwere durch Weidengeflechte, Balken und Bretter, manchmal sogar durch Wellblech gepölzt, aber gegen Granaten haben sie keinerlei Schutz.

Mit Schlafsäcken, Pferdedecken, Filztüchern sind diese „Liegehallen“ gegen den schmalen Durchgang verhängt, als sollte, während sie essen, schlafen, beten oder Postkarten schreiben, eine Art Wohngefühl auch in diesen schrecklichen Aufenthalten vorgetäuscht werden. Während zwei miteinander plaudern, schnarcht der Dritte daneben, mit bis zum Knie hochgezogenen Beinen. Der ist vielleicht schon damit zufrieden, wenn keine Granate kommt. Der nennt es einen guten Tag, wenn er unverletzt bleibt.

Die Abschnitte elf, zehn, neun, acht und sieben liegen obenauf, das heißt vor dem Kamm. Je nach den Senkungen der Michele-Kuppen sind sie mehr oder minder exponiert. Stellen gibt es, in denen kein einziger Posten steht und aus denen man das Regenwasser nicht ausschöpfen kann, sonst schickte der Feind gleich seine „Pakete“, wie die Mannschaft die Geschoßsalven nennt. Diese Gebiete müssen wir rasch durchschreiten, einzelne Kugeln schlagen immer hier ein. In den weniger gefährdeten Teilen herrscht eine überwältigende Sauberkeit. Mindestens dreimal wöchentlich sieht der Divisionär selbst nach dem Rechten.



über die Gräben sind teils Drahtnetze gegen die Handgranaten, teils mit Steinen beladene Traversen gegen die Sicht gelegt. Allerdings, wirft eine Granate solch eine Traverse ein, so wird ihre Wirkung durch die herabfallenden Steine verstärkt. Meist aber sind es Kopfschüsse, an denen die Leute sterben. Viele Abschnitte werden auch von den feindlichen Geschützen flankiert. In einem hat eben ein Einschlag vier Mann getötet, keine halbe Stunde ist es her. Nicht die geringste Erregung ist aber zu merken. Der Zugsführer meldet es mit gewöhnlicher Stimme, während die Lebendgebliebenen schlafen, essen oder Postkarten schreiben wie sonst.

Hier und da betet einer. Aber all das geschieht ohne Pose, ohne Rührseligkeit, ohne Wehleidigkeit. Es gibt wohl nichts Erschütternderes als diese fast feierliche Wache vor dem Feinde, diese wortlos trauernde Entschlossenheit.

Einer hält eine Rede. „Dieser Schlüsselpunkt," sagt er, „ist der ungarischen Treue und Tapferkeit überantwortet worden. Niemand soll vergeblich auf die ungarische Treue und Tapferkeit bauen. Wir prahlen nicht damit, wir haben nie begehrt, daß man uns Beifall zolle. Stillschweigend haben wir den San Michele gehalten. Aber wir freuen uns, daß jetzt jemand hier ist, der schildern wird, wie das geschieht. Auch die Mannschaft freut sich darüber."

Die tragische Stimmung liegt aber nur über der vordersten Linie. Die Ungarn scheinen mir sonst rasch zu Scherzen bereit, sie zeigen sich hier eigentlich viel harmloser, weichherziger, als man diesseits der Leitha vermutet. In den Laufgräben hinter der Stellung lächelt schon wieder die Mehrzahl und unten singen sie stets.

Ein Telephonleutnant mit vier Auszeichnungen begegnet uns hier. „Es ist unbeschreiblich, was die Telephonisten hier leisten," sagt der Oberst des Abschnittes, „immer dorthin führt sie die Pflicht, wohin das Feuer zielt. Das Telephon aus der Schwarmlinie muß fortwährend ausgebessert werden. Nie hat hier auf dem San Michele ein Telephonist eine zerschossene Stellung verlassen, ohne den Apparat mitzunehmen, und immer hat er ihn fünf Minuten später zehn Schritt weiter weg wieder in Tätigkeit gesetzt."

Überall „wohnen" die Offiziere mitten zwischen der Mannschaft.

Bis zum Hauptmann beziehen sie die Schwarmlinie selbst und bleiben dort genau so lang wie ihre Leute. Bis zum Oberst hausen sie im Gewehrkugelbereich. Der Divisionär kommt fast jeden Tag zu ihnen



herauf. Er sowohl wie auch der Korpskommandant amtieren innerhalb des von den Kanonen bestrichenen Raumes. Bei aller Disziplin herrscht eine Demokratie, die erstaunlich ist. Alle, die den Monte San Michele verteidigen, geben sich als Männer eines Schlages, eines Zieles, sie sind Kameraden. Und der einfache Mann harrt um so zäher aus, da er seinen Leutnant und auch seinen General das eigene Schicksal teilen sieht.

Nacht für Nacht warten sie auf den Angriff. Irgend etwas ist allnächtlich los. Bis zum Standort der Division hört man das Brodeln des Gewehrfeuers, das wie das Kochen eines Kessels klingt und das gegen neun Uhr abends beginnt und erst bei der Dämmerung aufhört. Häufen sich die Angriffe und verstärkt sich das nimmerrastende Artilleriefeuer zum Trommelfeuer, so nennt man das ein Gefecht. Aber die „Gefechte" sind nur das Vielfache des gewöhn-

lichen Geschehens und jeder Mann muß an jedem Abend damit rechnen, daß er des Morgens nicht mehr am Leben ist. Wer nur ab und zu hierher kommt und auch noch so furchtlos zwischen den Einschlägen umherspaziert, der hat doch keinen Begriff davon, was die Leute hier leisten. Und je öfter man kommt, desto klarer muß man erkennen, daß keiner das jemals erfassen kann. Denn man geht dann heim, kleidet sich um, schläft sich aus und dann ist es leicht, dazwischen einmal die Nerven zu zwingen. Nicht in der Gefahr liegt das Schauerliche dieser Verteidigung, sondern in der Endlosigkeit, in der Zermürbung aller Nerven, in der Abtötung aller menschlichen Forderungen, in der Notwendigkeit, übernächtig, schmutzig, mit Gliedern, die wie zerbrochen sind, immer wieder das Höchste an Spannkraft zu leisten. Und immer hoffnungsloser scheint ein Versuch, dies durch eigenes Erleben zu schildern. Der Berichterstatter sieht es ja nur, leidet es nicht — und erst zwischen diesen beiden Begriffen liegt der Krieg.

Nun kommt sogar noch eine Steigerung. Nachdem der offene Graben auf dem zweihundert Meter hohen Hügel mit der Waffe in der Hand, mit offenem Visier in einem Jahre nicht erobert werden konnte, beginnt der Feind einen unterirdischen Krieg mit den Minen. Täglich fast liest man es im Generalstabsbericht, daß auf dem Plateau eine feindliche, eine eigene Mine zum Springen kam. Unsere Stellungen zu unterminieren, das scheint jetzt dem Gegner das einzig Aussichtsreiche zu sein. Zu den Gefahren von vorne und von oben kommt jetzt noch eine dritte von unten. Wachsam, mit dreifach geschärftem Ohr, horcht die Mannschaft hinab. Wo immer man ein Geräusch vernimmt, wird sofort eine Gegenmine gegraben. Acht bis zehn Meter tiefe Stollen treiben dann unsere Sappeure vor, sie hören unter der Erde oft die italienischen Arbeiter drüben auf zwei Meter Entfernung sprechen. Leise, leise graben sie sich heran. Sie wissen, daß sie selbst in jedem Augenblick in die Luft fliegen können. Dem Tode näher als dem Leben, mit vollem Bewußtsein ihrer eigenen Opferung, arbeiten sie voll Lust und Zorn. Immer wieder melden sie sich freiwillig dazu. Immer wieder vereiteln sie alle Mühe des Feindes.

Des Morgens, beim Betreten der Schwarmlinie, vernimmt der Kommandant immer den gleichen Rapport: „Unsere Mine wurde früher als die feindliche gesprengt.“ „Unsere Mine hat die feindliche vernichtet.“ „Unsere Mine hat genau in die feindliche hineingeführt.“ Immer sind einer, zwei von diesen Sappeuren dabei gefallen. Jede Nacht läßt solch ein Held sein Leben in einem finsteren Loch. Jeden Tag begräbt der San Michele mit seinen einstürzenden Steinen ein paar heroische Menschen.

Nur das starke Herz dieser Männer — nichts sonst — rettet Österreich-Ungarn vor dem Feind. Nur das schwache Herz des achtfach überlegenen Gegners — nichts sonst — hindert ihn an dem Sieg.

Auch im Minenkrieg zeigt sich das. Die drüben graben nicht bis zum Ziel. Sie bekommen Angst und sprengen zu früh. Wird aber auf unserer Seite gesprengt, dann sitzt es am richtigen Fleck. Denn unsere Sappeure denken niemals an sich.

Aber so tragisch diese vordere Linie mir vorkommt, gegen „früher“ ist sie offenbar das Paradies. Hinter Steinen hockten sie „früher“, hinter Steinen krochen sie nach vorn, von einer Kompagnie blieben manchmal nur ein paar Mann. Freilich, das ginge jetzt gar nicht mehr. Aus den Steinen des San Michele haben die Granaten Schotter gemacht.

Nur des Abends kommt warmes Essen. Mittags wird von den Teestationen heißes Getränk ausgegeben und die Leute wärmen die Reste an Stearin. Das taugt besser als Spiritus, raucht freilich auch. „Aber hier schadet das nicht.“

Eines Morgens gibt es großes Gelächter. Auf den italienischen Linien erschien eine Tafel: „Bei uns ist gutes Brot. Kommt herüber, wir werden euch gut behandeln.“ Sofort wurde auch bei uns eine aufgezogen: „Bei uns ist der Speck noch besser und die Wurst erst recht.“ Nun warfen die Italiener an Zitronen gebundene Zettel herüber: „Man verschweigt euch, daß die Russen euer Land erobert und eure Frauen mitgenommen haben.“ Die Unseren zeigen uns ein Transparent, das sie daraufhin am Abend hinausgesteckt hatten: „Sieg in Tirol. 24.000 Mann gefangen, 180 Geschütze erbeutet.“

Und mit allen Kalibern, mit Handgranaten, Leuchtpistolen, Lufttorpedos und Gewehren hatten die Italiener wütend auf das Transparent geschossen.

Es geschieht oft, daß die Italiener Zitronen herüberwerfen. Wissen sie doch in ihrem Überfluß damit nichts anzufangen. Die Dummheit wird niemand ergründen, warum Italien gegen uns, die wir allein den Bedarf für seine Zitronen hatten, einen blindwütigen Krieg anzettelte und sich selbst den Ast abhieb, auf dem es saß.

Aber so sehr die Ungarn diesen Treubruch verachten, so gering sie die Italiener soldatisch schätzen, das arme Volk da drüben in den miserablen Gräben, das noch mehr als das unsrige erduldet, bemitleiden sie doch. Die Gefangenen sprechen sie freundlich an — der magyarische Bauer glaubt nämlich, daß jeder seine Sprache verstehe — und siehe, der Italiener versteht sie ganz gut. Er nimmt dankbar verwundert das Brot, das unser Mann mit ihm teilt, er raucht erstaunt seine Zigaretten. War er doch auf Foltern gefaßt! Es kommt vor, daß er dann die dargebotene Gabe des verhörenden Offiziers ablehnt. Er sei bereits versorgt. Der Ungar gibt ihm sogar sein Geld. „Kann der arme Narr etwas für die Schuld seiner Führer?" Freilich, gerät der Ungar in Wut, dann wird er furchtbar. Hier haben sie den Huszas, die vielberedete Keule, die zwanzig starke Eisennägel trägt. „Zwanziger" heißt sie deshalb.

Über die sogenannte „dritte Stellung" gelangt man vom San Michele über den Nordhang zum Isonzo hinunter. Die vorderste Linie besteht nämlich aus mehreren parallellaufenden Stellungen, die ungefähr zweihundert Schritt voneinander entfernt sind. Durch die vorderste Linie der Abteilungen fünf und vier, die auf diesem Hange die Verbindungsstellung zwischen dem Kamm und dem Isonzogelände bilden, kann nämlich keinerlei Verkehr bewerkstelligt werden.

Immer, wenn man glaubt, man habe schon das Schlimmste gesehen, immer zeigt sich, daß es noch ein Schlimmeres gibt. Die Mannschaft in fünf und vier steht beständig mit einem Fuß im Jenseits — freilich, den Italienern, die dort Schulter an Schulter mit uns hocken, geht es ebenso schlecht. Sie haben allerdings den Vorteil

ihrer größeren Zahl und werden oft vom Gefechtsfeld zurückgenommen.

Nur des Nachts kann man durch die Laufgräben in diese Stellungen schleichen, die, wie preisgegeben, vor den Augen des Feindes in einer Erde stecken, von der kein Zentimeter mehr ungepflügt ist. Von der dritten Stellung, dem Zwergeichenwald aus, in dem kein Wipfel mehr unversehrt ist, sieht man den Nordhang und den neuen Trichter, der dort von den Unseren genommen ist und in dem — ohne Gräben und Brustwehr — diese Eroberer ununterbrochen beschossen werden.

So wie Oslavija sieht dieser Nordhang aus. Steine gibt's keine mehr. Täglich, stündlich wird dieser Berg unserem Reich neu geschenkt.

Zu sehr sind wir in den Anblick vertieft. Vergessen haben wir, daß hier die Erde tausend Augen, tausend Mündungen hat. Da plötzlich nehmen uns die Italiener aufs Korn. Der Tod lauert rechts, links, oben und unten. Und auf Abschnitt fünf schauen wir heute nicht länger.

Unten am Isonzo durchwandern wir Abschnitt zwei und eins. Hier unten läuft der Bahnstrang am San Michele vorbei und jede Böschung, jede Schiene, jede Wendung und jeder Viadukt, vor allem natürlich jeder Tunnel, sind zu Stellungen ausgebaut. Unter den Schienen wohnen die Kadetten, hinter der Böschung ist ein Weg eingeschnitten, in den Tunnels sind die Reservelager für die Abgelösten. „Hier habe ich einmal gewohnt," sagt mir jeder meiner Begleiter an fast jedem dieser Punkte. Seit vielen Tagen wandere ich hier herum. Aber dieses „Hier habe ich einmal gewohnt" klingt mir überall ins Ohr. Jeder hat hier einmal schon auf jedem Stein „gewohnt".

„Damals war es nicht so schön wie jetzt." Auch das kann man oft hören. Aber das ist keineswegs als Scherz gemeint. O nein, gescherzt wird hier nicht. „Schön" soll ja auch kein ästhetisch-wertendes Urteil sein, sondern es soll nur als das genommen werden, was hier alles ist — als Vergleich.

Diese tieferliegenden, sogenannten Isonzostellungen haben gegenüber denjenigen vom San Michele, die zwar ebenso nahe an



die italienischen Gräben rücken, aber sie überhöhen, den Nachteil, daß sie auch jenen feindlichen Geschützen, die bis auf den San Michele nicht schießen können, nahe sind. Hierher treffen die Italiener sogar mit ganz kleinen Kanonen, die die Mannschaft „Suttyogó“ nennt, das heißt Tschin=bum. Wenn der Abschuß Tschin macht, ist der Einschlag Bum auch schon da. Und sehr oft kostet das Überraschende daran ein paar Mann.

Jetzt, wo in den Morgenstunden etwas Ruhe in den Stellungen herrscht, zwischen zweiundzwanzigstündigem Dienst, schlafen ab und zu die gerade nicht als Wachen postierten Leute. Ob es regnet, friert oder stürmt, ob die Sonne brennt oder ob es staubt, sie liegen auf Holz, Stein, Schmutz oder Sand — und schlafen. Einen Mantel über sich, eine Decke unterm Leib. Der Vorübergehende steigt über sie weg und sie schlafen. Einer steht auf der Leiter zum Maschinengewehr; mit der einen Hand hält er die Sprosse, mit der andern ein Buch. Und liest. Über ihm fliegen die Kugeln. Und er liest.

„Melde gehorsamst, in Abschnitt drei vom ersten Zug sieben Mann tot.“

Nichts rührt sich in der Stimme des Meldenden, in den Mienen der Zuhörer, in den Bewegungen des Inspizierenden. Nichts ändert der Tod der sieben Mann am Fortgang des Geschehens. Nur die Trauer, die feierliche, stumme Trauer liegt über allen.

Über das phantastisch zerschossene Schloß Rubbia kehre ich heim. Die Fassade ist so kunstgerecht herausgeschlagen, daß die Zimmer ohne vordere Wand wie Bühnenbilder wirken. Dies fertigzubringen,



hat die Italiener zehnmal soviel gekostet, als das Schloß vordem wert gewesen. Im Keller stehen einige zerbrochene Sofas und ab und zu nächtigen hier ein paar Herren, die die Finsternis auf ihrem Ablösungsweg überrascht. Die betrachten es als ein Fest, in Rubbia einkehren zu dürfen. Der Keller ist bombensicher und hat noch vier Wände — daß er stockfinster, modrig, feucht ist, kommt daneben nicht in Betracht. Ein Kadett zeigt mir einen aus der Bibliothek übriggebliebenen Folianten. „Den fand ich beim Aufwachen unter meinem Kopf. Ich war aber so müde, daß ich ihn gar nicht verspürte.“ „Traités diplomatiques“ steht darauf.

Mit dem Menschenherzen wird dieser Krieg geführt. Weder mit Festungen noch mit Kanonen wäre die italienische Übermacht aufzuhalten, hielte ihr nicht des einfachen Mannes treue, zähe, unbeirrbare Seele stand.

Ich habe ihn ja gesehen, diesen Mann. Bisher hat er das Karstplateau schweigend gehalten. Jetzt will ich versuchen zu schildern, wie das geschieht.

Der Hauptmann vom Mörser speist heute bei der Division. Über die Stelle, von wo aus der Dreißiger mitwirken soll, beraten die Herren und nach dem schwarzen Kaffee rollen die unförmigen, verdeckten Autos durch den Ort. Binnen einer Stunde ist alles abgeladen und aufgebaut, der Mörser wird mit dem Telephon verbunden und ist schußbereit.

Der Stab steigt auf die Höhe des Monte San Michele hinauf; von oben, dicht hinter der Schwarmlinie, leiten die Herren die Ereignisse.

Von den nicht zum Beobachten kommandierten Herren möchte natürlich jeder auch gern mit hinaus. Ich aber bitte darum, mit einem Herrn gehen zu dürfen, der ohnedies heute in die Stellung muß.

Zur angegebenen Stunde, um fünf Uhr nachmittags, melde ich mich beim General als abmarschbereit. Ein blutjunger Leutnant, der über die sich eröffnende Abwechslung sehr vergnügt ist, biegt mit mir bei Gabrije Gorni ab. Die Herren nehmen den Weg durchs Vallonetal, wir marschieren über die Straße bis Boschini, um dann durch den Park von Rubbia aufzusteigen. Vorher bekommt der Leutnant den Befehl, punkt neun Uhr wieder an der Ausgangsstelle zu sein, und dann geht's nach vorne, immer den Bahndamm entlang, in dem unsere Geschütze stehen.

Schon hat das Feuer begonnen. Es ist zwar noch nicht bis zum Höhepunkt gestiegen, aber ganze Lagen fliegen über uns hinweg. Die Ohren dröhnen, das Herz klopft wild. Daß es eigene Schüsse sind, ändert daran nichts. Endlich sind wir über den Standort der Kanonen hinaus, ein halber Kilometer bedeutet schon eine andere Welt. Wo der Luftdruck nicht mehr so fühlbar ist, wird man sorgloser, kann man sogar lachen. Man staunt oft selbst, wie rasch die Empfindungen sich anpassen. Wohnt man in Görz, so bäumt sich

bei jedem Schuß in die Stadt die Seele auf. Hört man aber hier Kanonendonner von ganz fern, in den Pausen der Nahgefechte auf dem Monte San Michele, dann sagt man sich förmlich beruhigt: „Ach, es ist nur in Görz.“ Waren doch neulich sogar abends nach harter Tagesmüh' ein paar Herren auf einen Hügel gebummelt, „um Görz beschießen zu sehen.“ Fernher zuckten die Blitze durch die Dunkelheit, die Scheinwerfer ließen ihre Strahlen durch die Landschaft wandern und die Schrapnells rissen rote Linien in den Nachthimmel ein. „Wie das schön ist,“ klang's durch die Finsternis. Und wahrhaftig, es war schön. Wunderbar, schauerlich schön.

Die Schüsse, die jetzt über uns hinwegfegen, gellend, heulend, drängend, zerren den Schleier von der tiefsten Erkenntnis hinweg. Sie bringen wohl jedem, der sie so nahe über sich hinwegrollen hört, Klarheit über die Menschlichkeiten in uns.

Einer der Gründe dafür, daß der Krieg noch immer andauern kann, liegt sicher darin, daß jeder Kilometer Distanz die Anschauung über ihn ändert. Auf dem Artilleriebeobachtungsstand der Podgora sitzen die Aufklärer, atemlos harrend, was sich in ihrem Abschnitte begeben würde. Ab und zu, wenn einer mit dem Fernrohr dem Klange eines Abschusses nachgehen will, winken die anderen ihm ab. „Das war nichts. Nur auf dem San Michele.“ Und teilnahmslos, mit halbem Blick, sieht er dann hinüber zu den Wölkchen drüben auf dem dunst-umflossenen, dem Isonzo zugewendeten Hang, auf dem sie immer, immer, eintönig fast, auch in den ruhigsten Stunden zu sehen sind, und denkt wie die anderen: „Das geht uns nichts an. Das ist nur auf dem San Michele.“

Nicht Böswilligkeit, nicht Roheit, nicht Unmenschlichkeit ist dies, sondern es ist — im Gegenteil — „menschlich“. Ein Fall unter Millionen gleicher Art. Subjektiv urteilen heißt menschlich urteilen. Freilich, so sicher wie heute hier während des Schießens war ich bisher noch nie, daß jeder nur von seinem eigenen Standpunkt aus schauen könne. Was man „Verständnis“ nennt, ist nur Phantasie.

Im Kriege nun hat man die Phantasie rücksichtslos abgeschnallt. Eine Bejahung der Instinkte, eine Betonung der Persönlichkeit haben Platz gegriffen, wie sie nie vordem hätten gezeigt werden dürfen.

„Objektiv" stellt sich nur der zum Krieg, der nichts von ihm spürt. Das kleinste Zipfelchen, das einer von seiner Verschleierung lüftet, verstrickt ihn schon in ein bestimmtes Verhältnis zu ihm.

Oberhalb der Parkmauer von Schloß Rubbia ist man sonst immer beschossen worden, die Stellung hier, die sogenannte „dritte", die dicht hinter der vordersten Linie liegt, ist Schritt für Schritt vom Feinde eingesehen. Jetzt freilich kann man sich hier ohne viel Vorsicht zeigen, die Italiener haben heute anderes zu tun, als Einzelpersonen nachzujagen. Heute sitzt ja der Tod über ihnen.

Sechshundert Schritt vor uns liegt der berüchtigte Nordhang. Die vordere Abdachung des Monte San Michele, die sich in Dolinencharakter hügelig, fast bucklig zum Isonzo hinuntersenkt, macht an einer Stelle ein Knie. Wie eine Gartenterrasse baut sich auf halber Höhe ein ebenes Stück Erde hier ein und auf diesem liegen die am meisten vorgeschobenen Gräben, hier ist einer der am heißesten umstrittenen Punkte unserer Isonzofront. Bildet er doch die Verbindung der Flußstellungen mit dem Gipfelrand des Plateaus.

Vor einiger Zeit waren hier zwischen den so nahe aneinanderliegenden Schwarmlinien ein paar italienische Köpfe aufgetaucht. Einen Atemzug lang nur, doch für die Wachsamkeit der Unseren lang genug. Nun wußte man, daß unseren Stellungen wieder einmal eine Mine zugedacht war. Eine Gegenmine zu graben, dazu blieb keine Zeit. Die Italiener waren schon zu nahe. Also sprang die Mannschaft aus dem Graben hinaus, stürmte das offene Loch und hielt es fest. Als Graben war es nicht auszubauen, denn Tag und Nacht nahmen die italienischen Geschütze diesen neuen Keil unserer Stellung wütend zum Ziel. Von rechts, von links schossen sie unseren Leuten in den Rücken, allnächtlich holte man Tote und Verwundete aus der zertrümmerten Sappe, aber unsere Leute harrten dort aus. Wankten und wichen nicht. Nun mußte die Flankensicherung dazu erobert werden und heute nachmittags sollte das vor sich gehen.

Hunderterlei Abstufungen der Gefahr gibt es im Krieg. Nur der Neuling, der Frischangekommene, der auf Urlaub Gewesene vergleicht die ihm auferlegte Rolle mit glücklicheren Schicksalen. Je länger aber einer im Feuer steht, desto unabwendbarer, wenn auch

ihm selbst nicht merklich, nimmt er die noch Gefährdeteren zum Vergleich. Oben auf dem Kamm des San Michele weiß jeder Mann, daß es auf dem Nordhang noch schlimmer ist. Und das stählt ihn gewissermaßen, fast sieht er sein Los als ein bevorzugtes an.

Um sechs Uhr setzt das Trommelfeuer ein. Die Geschosse ziehen eine Art Luftschleppe unter sich her. Der Lärm hängt förmlich in der Stille der Landschaft. Alles schweigt, nichts rührt sich, das unablässige Tiu Tiu peitscht ein wehrloses Land. Immer tiefer, länger, unerbittlicher wird es. Große dunkelgrüne Rauchfladen, dichtgeballte, pechschwarze Dampfwolken, grellweißes Federgekräusel und silbern schimmernde Schleier wogen über der feindlichen Stellung hin und her.

In der Luft schweben die kleinen Baumwollknäuel der Schrapnells. Neben jedem weißen ein gelbliches. Daran erkennt man die Schüsse der Unseren. Und dann spritzt es abwärts, während es von den Granaten himmelwärts zuckt. Die Wolken vermengen sich, bilden einen einzigen Vorhang, es dampft, glüht und wogt.

Das schwarze Stück Erde liegt regungslos da. Das Feuer peitscht es, brennt, räuchert es aus. Nichts rührt sich. Aber Menschen sind dort drin.

Salandra, du Mann in Rom, wie viele Kilometer weit bist du von hier? Jeder Meter Distanz — weißt du das? — ändert das Urteil! Tiu, Tiu — Bretter, Balken, Fetzen sausen in der Luft umher. Keine Barrikade haben deine Leute mehr, keine Brustwehr, keine Deckung. Wärst du hier, Salandra, du sähest auch, wie die italienischen Köpfe in der Luft umherfliegen. Du hast es nie selbst gesehen, sonst müßtest du wissen, daß deine Landsleute das Trommelfeuer nicht aushalten können. Nur die unsern halten es aus. Sieh, alles ist zerschossen! Alles ist zerborsten!

Tausende von Granaten kommen jetzt. Es ist sieben Uhr. Wir stehen da ohne Regung. Mag der Feind uns sehen! Vier Baumstümpfe gab es auf dem Nordhang noch um sechs Uhr. Zwei davon sind zertrümmert.

Jetzt, jetzt schießen auch sie. Zwar können ihre Beobachter durch den Rauchvorhang nichts sehen, aber auf diesen Abschnitt sind sie

nur zu gut eingeschossen. Natürlich riskieren sie vielleicht, einmal den eigenen Graben zu treffen. Aber auf einen Schuß mehr kommt es heute nicht an. Unsere erste Stellung ist geräumt, wie immer, wenn ein Trommelfeuer auf solche Stellen der Front niedergeht, an denen die vordersten Gräben so nahe beieinander sind. Die Artillerie könnte bei so raschem Schießen sonst leicht in die eigenen Leute pfeffern. Die Mannschaft wird also vorher in die zweite Linie zurückgenommen; zweihundert Schritt hinter ihr, in der dritten, stehen wir. Zweihundert Schritt vor uns platzen jetzt die feindlichen Granaten. Ab und zu gibt's eine Ekrasitexplosion. Da sind die Minenwerfer am Werk. Hoch zum Himmel schlängelt sich die weißgelbe Wolke und unter ihr sind unsere Leute.

Hinüber, herüber braust's. Man sieht den Tod nicht, man hört ihn nur.

„Im Juli ging das drei Tage lang so auf uns los!" sagt der Leutnant plötzlich leise neben mir. Kein Wort haben wir noch gesprochen. Jetzt sehe ich ihn an. Dünn ist er und blaß. Nicht viel über Zwanzig. Er weiß, was es heißt: Trommelfeuer erdulden. Seit einem Jahr ist er auf dem Monte San Michele postiert.

Der Leutnant ist Volksschullehrer in einem ungarischen Dorf. Die Haltung eines Edelmanns verlieh ihm der Krieg. Schlicht, einfach, unnachahmlich sicher steht er da. Eine Pose hat er nicht nötig. Nur wer Angst hat, dünkt sich ein Held! Man fühlt ja die Angst nicht so geradezu, nur ihre Überwindung macht sich schmerzhaft bemerkbar, bindet die Gedanken und wertet sie in Großtuerei um. Sowie aber die Angst nachläßt — und sie läßt angesichts größeren Jammers, wilderer Gefahr anderer immer nach — laufen die Gedanken aus der Sperre hinaus, haften nicht mehr am Gegenstand und blasen alle Gleisnerei davon.

An dem Leutnant ist alles selbstverständlich, alles findet er alltäglich. Daß geschossen wird! Du lieber Gott, seit Kriegsbeginn hört er das. Daß er getroffen werden kann! Du lieber Gott, jeden Abend wundert er sich, daß es noch nicht geschah. Daß er nur dreimal in sechzehn Tagen aus den Kleidern kommt und nur soviel Eigentum hat, als sein Bursche ihm tragen kann! Du lieber Gott, der Bursche

findet doch an diesen drei Tagen nicht einmal ein Bett wie sein Herr und an Eigentum nur, was er noch nebstbei schleppt.

Aber da nur durch die Zurückdrängung der Angst der Eigendünkel entsteht und da der Leutnant die Angst nicht mehr kennt, so ist nichts an ihm großartig oder imposant. Kehrt er einst heim, so wird er das schweigend tun. Er wird verstummen, wenn ein anderer redet, der nicht zwei Jahre lang in der Schwarmlinie lag. Und jetzt schon könnte man die Zuhörer warnen: Wertet umgekehrt! Geht nicht achtlos an den Schweigenden vorbei!

Anders sieht der Krieg für den aus, der selbst unter dem Trommelfeuer liegt.

Und anders scheint er in Rom.

Halb acht Uhr ist es bereits. Wütend ist das Gekläff geworden, alle Kaliber sind losgelassen, unser Mörser heult nun auch. Es klingt wie eine Solonummer im Orchester, wie ein Geigenstrich im Bläserchor. Aber was ist das? Tk, tk, tk — geht es los. Dieses Knacken kenne ich gut, höre ich es doch Nacht für Nacht unten vom Schulhaus in Biglia, wo ich wohne, manchmal sogar mitten in den Träumen, durch die geschlossenen Läden hindurch. Der erste Ton ist's des Morgens, wenn ich um halb vier aufstehe, um in die Stellung zu gehen. Es ist wie ein Trommeln ohne Trommelfell, wie wenn die Luft selbst geschlagen würde. Wie ein riesiger Ofen, der kocht. Schlimmer scheint mir dieses erste Hören des Morgens als all das Sehen am darauf anbrechenden Tag — ausgenommen den Anblick des Verwundetenzuges, der allmorgendlich bei Dämmerungsanbruch vom San Michele herunterkommt.

Gewehrfeuer ist's. Dieses eigentümliche Brodeln zerrt an den Nerven wie nichts anderes im Krieg. Den Leutnant sogar bringt es ein wenig aus seiner Kaltblütigkeit.

„Wer schießt denn? Wer kann jetzt schießen? In den italienischen Unterständen dieses Abschnittes muß alles tot oder verkrochen sein. Ein Angstschießen aus den Nachbargräben vielleicht?"

Wenn die Kugeln an die Brustwehr vor uns oder an die Parkmauer, die hinter uns liegt, prallen, dann gibt's einen hellen, silbernen Klang. Kings — der saß über unseren Köpfen. Kings —

der zersprang hinten an den Steinen. Und dazwischen das Brodeln, das Knacken, das wirre, unfaßbare Sprudeln einer Gewehrschießerei.

„Und nun denken Sie sich, daß es dunkel ist, daß Sie unausgeschlafen in klebrigen Kleidern stecken und daß stundenlang, Nacht für Nacht, dieses Brodeln Sie umspielt. Und dann erst ist es das, was unsere Mannschaft zu gewöhnlichen Zeiten seit einem Jahr auf dem Monte San Michele täglich erlebt. Aber während der fünf Schlachten — da ging's uns allen tagelang ungefähr so, wie es jetzt hier diesen paar Italienern geht."

Man kann also mitten im Gewehrfeuer stehen und noch immer keine Ahnung, keine Vorstellung davon haben, was die Soldaten ertragen!

Es wird immer abwechslungsreicher. Ein feindlicher Caproni rasselt daher, ein riesiger Kampfflieger, der gierig die Gelegenheit erfaßt, während unseres Trommelfeuers unsere Geschützstände zu erkunden. Der Rauch und das Mündungsfeuer sind da nicht so leicht zu verbergen. Ihm entgegen stürmt ein österreichisch-ungarischer Fokker, über unseren Köpfen gehen sie aufeinander los. Maschinengewehrschüsse prasseln hin und her. Zu uns fallen die Kugeln jetzt auch von oben.

„Und nun denken Sie sich, daß sie oben im Flugzeug sitzen, den feindlichen Schüssen zum Ziel!"

Man kann unter kämpfenden Fliegern sitzen und noch immer keine Ahnung, keine Vorstellung davon haben, was die Soldaten ertragen!

Aber wenn es die Welt nicht erfährt, wenn es die Salandras nicht wissen, wird es dann nicht abermals Kriege geben, die in Rom von den einen angezündet werden dürfen, auf dem San Michele aber von den anderen durchgekämpft werden müssen?

Eine Angst durchtobt mich, daß das Riesengroße dieser Fürchterlichkeit — wie der Isonzo gehalten wird — ewig verborgen bleibe. Ich sogar, die ich mitten drin stehe — weiß nichts davon.

Der Caproni zieht sich zurück, der Fokker kreist niedriger. Dann stürmt der Caproni wieder heran, mit verstärkter Wucht mitten in den Hexensabbat hinein. Sehr kühn sind auch die feindlichen

Flieger, lauter Franzosen sollen es sein. Noch einmal der Kampf, noch einmal das nervenaufpeitschende Knattern dort oben.

Jetzt ist es acht Uhr.

Eine Stunde haben wir bis zum Ausgangspunkt zu marschieren.

Wir müssen also fort. Angenehmer freilich wäre es, warten zu dürfen, bis das Gewehrfeuer aufhört. Aber auch nicht der Gedanke daran, daß man ungehorsam sein, den Befehl mißachten könnte, kommt dem Leutnant in den Sinn. Die ungeheure Triebkraft eines Befehls sehe ich jetzt mit eigenen Augen mit an. Das unsichtbare Töten umbraust uns, da wir jetzt ohne Deckung sind. Aber der Leutnant hat seinen Befehl.

Jetzt sind wir im Park. Dichtbelaubt stehen die uralten, herrlichen Riesenbäume von Rubbia. Rsch, rsch machen die Geschosse hier zwischen den Blättern. Dazwischen klingt's heller, wenn eines auf ein Felsstück trifft.

Dem Leutnant scheint es sonderbar, daß er heute laufend den Kugeln ausweichen soll. Sonst geht er in solchen Momenten immer gerade, aufrecht, in sie hinein.

Und siehe! Wir begegnen hier den Menageträgern, die langsam hinaufsteigen, den Eseltreibern, die Wasser und das Abendbrot zu den Stellungen bringen. Unsere Truppen rechts und links von der kampfdurchrüttelten Zone bekommen ihr Essen ganz wie sonst, zur gewöhnlichen Stunde, mag auch ein „Ausreißer“ aus dem Artillerieduell nur zu oft aus der Gefechtszone hinausschlagen. Ohne innezuhalten, marschiert die Kolonne in den Kugelregen hinein. Alte Männer sind es, stoppelbärtig und müde. Aber aufwärts steigen sie, ohne zu zögern, ob es brodelt oder ob alles schweigt.

Jetzt sind wir unten beim Schloß. So tief herab schlagen die Gewehrkugeln nicht mehr ein. Das Brodeln klingt ferner. Aber wir sprechen kein Wort. Wir denken an die, welche oben sind. Jetzt, jetzt, um halb neun, geht es los. Jetzt steigen die Leute aus den Gräben empor, um die zerschossenen italienischen zu stürmen. Jetzt rufen sie Hurra und Eljen und bieten sich dem feindlichen Feuer dar. Jetzt fällt einer — jetzt wieder . . .

Der Leutnant bleibt stehen. „Nach dem Krieg wird sich die

Wertung ändern." Sein Auge blitzt. „Anders als früher wird es klingen, wenn man sagt: ‚Ich bin bei der Infanterie'."

Die Straße unten steht unter heftigem Feuer. Weil die Infanterie stürmt, schweigen unsere Geschütze; die feindliche Artillerie sucht nun unser Gelände nach den Kanonen ab, deren Stellungen sie während unseres Feuers erkundet zu haben vermeint.

Ein Volltreffer platzt auf der Brücke, die über die Wippachmündung führt. Ihr hochgeschwungener Bogen war früher der



schönste Durchlaß für die feindlichen Geschosse gewesen. Eines Nachts aber wurde von kühnen Pionieren, die sich an Seilen von oben hinabließen, die Öffnung mit Matten verhängt — seitdem schießen die Italiener beständig auf diesen Eisenbahnviadukt. Das Geländer sieht aus wie zernagt. Der kleine Steg, der neben ihm über den Bach geführt, ist längst in Trümmer zerborsten. Um seine Eisenteile murmelt das Wasser der Wippach.

Über dem Schlosse steht der Mond. In die offenen Mäuler der dreiwandigen Zimmer scheint er gespenstig hinein. Roter Mohn

leuchtet durch Stacheldraht und Hasen laufen darüber hin. Eine Nachtigall lockt und die Akazien duften betäubend. Atembeklemmend ist die Stille der Landschaft. Wieder, wie beim Hinmarsch, zischt es böse durch diese Stille hindurch. Jetzt freilich kommt es von der anderen Seite; nicht mehr so peitschend und eilig, sondern langsam brüllend, fast hohnvoll singend. Der Leutnant zerrt mich an die Wand. Gleichsam klagend läuft es her. Plötzlich reißt es ab. Mitten in der Luft, uns ganz nahe, verstummt es. Ein Blindgänger war's. Und wir atmen auf. Der Leutnant marschiert eilig voran. Er hat den Befehl: Um neun Uhr stellig zu sein. Mir würde vielleicht die Versäumnis weniger strenge geahndet werden — aber ich sage kein Wort und halte Schritt.

Zum ersten Male kann ich ganz mit der Mannschaft fühlen.

Was für eine Erleichterung ist ein Befehl! Was immer geschieht — — man kann es nicht ändern. Man ist nicht verantwortlich. Man braucht weder nachzudenken, noch sich aufzuraffen. Jetzt erst verstehe ich, welche Größe in der Freiwilligkeit unserer Soldaten liegt, die sich melden, gerade wenn es das Schlimmste gilt. Denn auch die Folgen hat jeder Freiwillige mit sich selbst abzumachen.

Verwundete holen uns ein. Es sind die ersten, die herunterkommen. Einer ist taubstumm geworden. Er winkt und deutet, was ihm geschah. Dicht neben ihm schlug's ein. Der Nachbar blieb tot. Sie eilen weiter. So selbstverständlich, so ohne Wundern geht dies alles vor sich.

Unten auf der großen Straße begegnen wir dem allabendlichen Zug. Allnächtlich ziehen langsam die Wagen, hochbepackt und schwer, ihres Weges dahin. Was dort oben geschieht, das kümmert sie nicht. Niemand von ihren Lenkern weiß etwas davon, daß es auf dem Nordhang des Monte San Michele heute ein Trommelfeuer gab. Ja — man hat geschossen. Aber, tut man denn das nicht immer? Und es fährt und fährt und fährt. Unentwegt, ohne Unterlaß.

Ein kleines Ortsgefecht, um örtlicher Vorteile willen und um den Gegner zu beunruhigen. Ein einziger Satz nur wird morgen darüber im Presseberich stehen.

Wir sind pünktlich zur Stelle. Die Autos warten und bald sind wir im Quartier. Der Tisch ist gedeckt und in dampfenden Schüsseln wird das Mahl aufgetragen. In jedem Auge steht noch der Abglanz des Erlebnisses. Alles schweigt. Aber alle essen ganz tüchtig und schlafen prächtig und am nächsten Mittag spielt die Militärmusik bei der Offiziersmesse auf. Wir haben ja den benötigten Graben. Im Freien wird gespeist, der Spargel schmeckt gar köstlich und süße Walzermelodien wetteifern mit dem Kukuck und mit dem Specht.

Ein „örtliches Gefecht". Seit einem Jahr umtoben den Monte San Michele solche „örtliche Gefechte". Bald greifen die Italiener an, bald wir. Sie nehmen einen Graben, dann werfen wir sie wieder hinaus. Freilich, bei ihnen sind es immer neu von rückwärts vorgeschobene Leute. Frisch ausgeruhte. Bei uns sind es immer dieselben. Nur wer fällt, tut von den Unsern nicht mehr mit.

Die Welt geht ruhig ihren Gang. Zwar hat der Name des Monte San Michele einen schaurigen Klang bekommen, aber eine Meile von ihm entfernt, weiß schon niemand mehr, was dieser Name in Wirklichkeit umfaßt. Hier im Ort weinten gestern die Weiber, bloß weil der Mörser so nahe stand. Jede weitere Meile, die sich dazwischenlegt, löscht in dem Herzen ein Stück der Anteilnahme aus, sogar aus der Seele derer, die hier eine Kugel traf.

Wenn man des Morgens um vier zur Front hinausfährt, muß man unterwegs jedesmal ein wenig halten, um die Verwundetenzüge vorbeizulassen, die zur Sanitätsanstalt ziehen. Jeden Morgen begegnet man ihnen, wenn sie von den Stellungen herunterkommen. Denn hier gibt es Nacht für Nacht Krieg. Das Plateau von Doberdo ist jene Stelle der Isonzofront — vielleicht deshalb eine ihrer allerschlimmsten — von der aus die Italiener unsere Verteidigungslinie zu beherrschen, ja sogar unseren Rückzug abzusperren gedachten. Die angreifende Armee sollte das Plateau um jeden Preis nehmen, kein Opfer durfte ihr zu groß erscheinen. Über den Monte San Michele galt es, in die „unerlösten" Gebiete vorzudringen.

Die Schwerverwundeten liegen halbschwebend auf Wagen, an denen gespannte Gurten angebracht sind. Auf dem Plateau oben,





auf dem Hilfsplatz, sind sie verbunden worden, noch stecken sie in der Montur. An ihrem Gruß für den Offizier erkennt man genau, wie schwer ihre Wunden sind. Die Leichtverletzten nehmen noch Haltung an und salutieren, andere heben matt den Blick und versuchen, mit der Hand nach der Mütze zu fahren, viele aber liegen unbeweglich, haben den Mantel übers Gesicht gezogen und sehen und hören nichts. Jede Unebenheit der Straße, jedes Tänzeln der Pferde, jedes Knarren des einfachen Bergwägleins, auf dem sie liegen, muß ihre Schmerzen verdoppeln.

Wer immer es ist, der hinausfährt, die einzige Frage des Offiziers ist: „Wie viele?" Denn daß Verwundete kommen, daß allmorgendlich ihrer eine stattliche Anzahl kommt, das weiß jeder längst.

Weiter oben begegnen wir denen, die „nur" einen Schuß in den Arm, einen Granatsplitter in die Hand bekommen haben und nun langsam hinabwanken, während vorn das nächtliche Schießen noch nicht zu Ende ist. Gegen fünf Uhr hört man überall auf dem Plateau noch den eigenartigen Lärm des Gefechtes. Die Gewehre knattern, die Geschütze dröhnen, die Maschinengewehre rasseln und

ab und zu pfeift eine Kugel an ihnen vorbei oder über ihre Köpfe dahin. Um diese Zeit, sagen die Herren, sei es vorn in der Schwarmlinie fast sicherer als auf dem Rücken des Plateaus, sogar als im Vallonetal, wo die abgelöste Mannschaft es auch oft genug über sich



wegpfeifen hört. Die Italiener sitzen nach dem Gefecht in ihren Unterständen, halten die Gewehrmündungen in die Luft und schießen ziellos irgendwohin. Während diese „Angstkugeln" die Luft durchzischen, werden von den Soldaten die Wege über das Plateau fein säuberlich mit Zweigbüscheln abgekehrt.

In einigen Dolinen, die, zwischen Steinhügeln eingebettet, etwas Humus aufweisen, wird auch geackert. Jedes Fleckchen wird bebaut — keine tausend Schritt von den feindlichen Scharfschützen entfernt. Ob sie auch von der Görzer Fruchtbarkeit so entzückt seien, frage ich die Jätenden. Sie tauschen erstaunte Blicke. „Fruchtbarkeit! Hier? Aber kennen Sie denn Ungarn nicht? Bei uns will die Erde nicht so oft gedüngt werden, man läßt sie nicht brachliegen, sie ballt sich nicht nach jedem Regen in Klumpen und zerfällt in der

Sonne nicht zu Staub. Wie kann man von Fruchtbarkeit sprechen, wenn man Ungarn nicht kennt?“

Es ist, als habe ich in den Leuten etwas geweckt, was schlief. Es ist, als rückten die Feinde mit ihren Granaten und der allnächtliche Tod plötzlich von ihnen weg und in ihren Gesichtern bricht es leuchtend hervor wie eine Vision. „Ungarn! Wann werden wir wieder in Ungarn sein?“

Ich habe nie gewußt, daß die Ungarn so weich sind. Eine wunderbare Zusammengehörigkeit legt sich wie ein Band um sie; vom General zum einfachen Mann ist nur ein Schritt. Freilich, die Kugeln, die seit einem Jahr hier umhersausen, fragen auch nicht nach den Sternen am Kragen.

Wenn es heller wird, läßt es nach und es wird nahezu still. Und da sieht man dann die Verwundeten zum Hilfsplatz kommen, die eben jetzt, vor einer Viertelstunde, ihre Blutsteuer zahlten. Zehn Minuten geht man von der Stellung bis hierher und dort vorn schlagen unaufhörlich die Granaten ein. Jeder wird angehalten und gefragt, was ihm geschehen sei. Ist es nur ein Geringes, dann atmen die Herren auf. Ist es bedenklich, so werden die Wolken auf den Gesichtern ganz dicht. Eben bringen sie einen Stöhnenden auf einer Tragbahre vorbei. Und da schließen sie, ohne es zu wissen, die Augen. Jeden Tag, jeden Tag geht das so seit einem Jahr. Aber niemand hat sich daran gewöhnt.

Die Veranda des Regimentskommandanten ist zierlich geschnitzt und Rosen duften in feindlichen Schrapnellhülsen. Ein Ventilator lüftet die dunstige Kaverne, die keine Luft, kein Licht, nicht einmal die zum Stehen nötige Höhe aufweist. Der Oberst, der hier wohnt, ist der Abgott seiner Truppe, mit der er seit einem Jahr im Feuer steht. Nicht ganz fünfhundert Schritt von seinem Haus verläuft die vorderste Linie und wenige Schritte seitwärts wird jetzt ein neues Heim für ihn gebaut, ein wunderbares, bombensicheres Schloß mit Ausnützung einer Doline; aus Eisenbeton und mit einem wirklichen Bad. Eine Dusche und Holzbelag gibt es in dem regelrechten Badezimmer, dessen Ecken sogar in Wiener Werkstättenmanier hypermoderne Verzierungen tragen. Der uralte Riesenbaum vor dem

Bau hat einen zerschossenen Wipfel — ein malerisches Bild, unter den Tausenden eindrucksvollen Bildern wohl eines der malerischsten.



Da es lichter wird, nähern sich von oben ein paar sonderbare Gestalten, riesige Terrakottafiguren aus rotem Ton, die gehen und sich bewegen wie lebende Personen. „Das sind die Lehmmenschen," erklärt mir mein Begleiter, der nur auf meine Verblüffung gewartet hat. „Ein ungarischer Bildhauer sitzt schon wochenlang hier und formt diese Lehmmenschen für unsere Nachkommen nach."

Der größte unter diesen Fabelmenschen kommt auf uns zu und stellt sich vor: „Sappeurleutnant X." Er reicht jedem die Hand, die voll roten Schmutzes ist, aber niemand zögert, sie zu drücken. Diese treue Hand überlegt ja auch nicht, in den roten Lehm zu greifen, um unsere Schutzmauern zu sichern.

Jede Nacht stürzen beim Gefecht irgendwo die Stellungen ein und jede Nacht — hüben wie wohl auch drüben — werden sie wieder aufgebaut. Wenn es regnet, legt sich die zerschossene, mürb

gewordene Erde wie Bildhauerton totenmaskenartig um die Gestalten der Bauenden.

Daß die Sappeure kommen, bedeutet Tagesanbruch, das heißt, Ende des nächtlichen Gefechtes. Wieder ist eine Nacht lang das Plateau gehalten worden, wieder ist es am Morgen noch unser. Muß es doch täglich, das heißt nächtlich, neu behauptet werden. „Erwirb es, um es zu besitzen!“ lautet der Befehl an die Honveddivision.

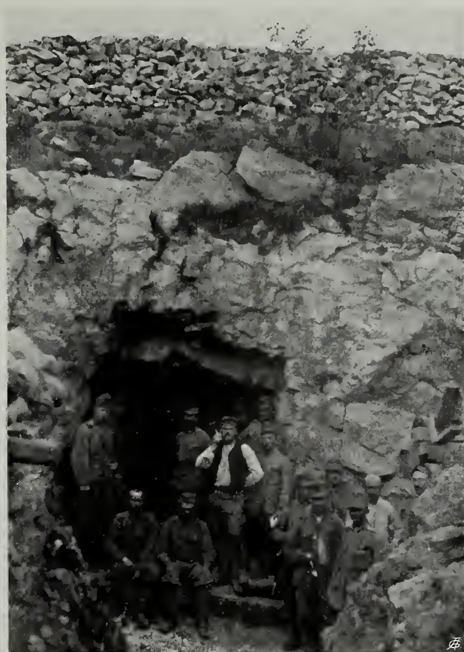
Die Sappeure sind da. Das Gefecht ist zu Ende.

Es ist sozusagen Ruhe eingetreten, aber doch kracht es ab und zu rechts und links. Es ist natürlich ein unglücklicher Zufall, wenn in dem großen Raum solche vereinzelte Schüsse treffen. Und doch wirken sie auf manche Soldaten unheimlicher als das heftige Brodeln des Nachts. Dieser unsichtbare Tod, der in jeder verrinnenden Minute über dem Haupte jedes Mannes sitzt, zermürbt die Nerven derer, die täglich das Plateau zu durchmessen haben, mehr als ein richtiges Gefecht und es macht der Mannschaft einen tieferen Eindruck, wenn auf dem Wege zur Reservestellung einer getroffen wird, als wenn ihrer zehn in der Schwarmlinie fallen.

Die Reservestellungen befinden sich nämlich alle noch innerhalb des Gewehrkugelbereiches; Steinhütten sind's, in denen die Leute ohne Unterlage tagsüber liegen. Hier und dort gibt's auch Kavernen. Auf einer steinernen Eingangstafel steht: „Hier fiel Leutnant Seebacher mit sechs Mann.“ Eine Granate hat sie niedergeschmettert, als sie zur Einweihung den Oberst erwarteten.

Auf dem Plateau liegt eine fast zehn Meter tiefe Riesengrotte, die ein Höhlenforscher ausfindig gemacht hat. Sie dient jetzt als Reservestellung für ein paar hundert Mann und ist in geradezu phantastischer Art eingerichtet. Ein dreistöckiges Blockhaus mit soliden Pfosten und Bretterböden ist in sie hineingestellt worden, Steinmauern füllen die seitlichen Vertiefungen aus und Treppen führen vom Eingang, der dicht unter der Decke liegt, bis zum Erdgeschoß hinab. Es gibt hier elektrisches Licht und Ventilation und — vor allem — unbedingte Sicherheit. Fast dreißig Meter hoch wuchtet der Fels über diesem bizarren Quartier. Der Motor, der beim Eingang

feucht, schafft allerdings nur abwechselnd Luft oder Licht; entweder müssen die Leute sich im Finstern lüften oder sie müssen in blendender Helle schwitzen.



Kein Theaterregisseur könnte eine ebenbürtige Dekoration ersinnen, nur die Notwendigkeit des Krieges schafft, alle Kunst übertreffend, so exotische Bilder. Von der Kompagnie, die jetzt in der Höhle lagert, haben zweiundsiebzig Mann in den letzten vier Wochen Auszeichnungen erhalten. Ihr Leutnant hat ihrer drei. Jeder hat mindestens zehn Gräben gestürmt, zwanzig Trommelfeuer ausgehalten. Nun umstehen sie schlicht, treuherzig ihren Offizier, der ein Advokat aus Budapest ist. Die meisten sind verheiratet. Dieser hat ein krankes Kind — das zweijährige Söhnchen bekam Keuchhusten —, jener eine erwachsene Tochter — Bojana heißt sie und ist so schön

und er hat sie aus der Fortbildungsschule herausnehmen und Nähmädchen werden lassen müssen — und dieser ist ein vierundzwanzigjähriger Bauernbub — Sandor Dusek heißt er und bekam eben die große Silberne, weil er immer der erste beim Sturm ist, und jener hat eben geheiratet und war schon dreimal verwundet und kam immer wieder vom Spital aufs Plateau. Einer blutet aus Nase und Kinn; er wischt aber lachend das Blut mit dem Handrücken weg, er hatte es gar nicht bemerkt. Im Finstern war er eben aus seinem Wandfach gefallen. „Ein harter Ungar wie ich," sagt er, „der spürt so was nicht."

Die Leute liegen hier tagsüber auf dem nackten Holz, in Kleidern und Stiefeln, ohne sich waschen zu können. Von halb zehn Uhr abends bis vier Uhr früh arbeiten sie draußen im Finstern. Aber sie lieben diese Höhle — in der ich schon nach einer halben Stunde fast ohnmächtig werde —, ist sie doch bombensicher! Ist sie doch nach achttägigem Frontdienst die Belohnung, die Ablösung, die Reservestellung. Auch wenn der Feind den Ausgang der Höhle mit Sperrfeuer belegt, wird die Höhle benützt. Dann kriechen sie eben einzeln vorsichtig hinein und hinaus. Zweimal täglich bekommen sie Tee. Mit Rum, wenn sie in der Schwarmlinie stehen. Etwas unendlich einfältig Gradliniges liegt in diesen ungarischen Männern. Etwas Weiches und Warmes und rückhaltlos Freundliches. Leicht scheint es mir, ihre Herzen zu gewinnen. Man brauchte nur diese Herzen zu kennen.

Am 5. April sollten sie eine feindliche Stellung nehmen. Der Oberst fragte sie, ob sie glauben, daß es gelingen werde. „Das wissen wir nicht," meinten sie, „aber hinkommen wird die ganze Kompagnie ohne Schuß." Fünfzehn Italiener blieben tot, neunundzwanzig wurden zu Gefangenen gemacht und fünfunddreißig liefen davon. Bei der Kompagnie waren am nächsten Tag um zweiundvierzig Ausgezeichnete mehr.

Jetzt geht es ihnen schon „gut". Jetzt werden sie ja für ein paar Tage abgelöst. Von Juli bis Dezember standen sie ohne Ablösung vorn. „So lange," scherzt der Advokat, „daß sie schon beinahe Steuerzahler auf dem San Michele geworden sind."

Sie erzählen, daß die italienischen Gefangenen immer, immer wieder beteuern, sie wollten keinen Krieg. Wollten ihn jeden Tag weniger.

Und die Ungarn? Wollen denn sie den Krieg? Es ist merkwürdig. Das kranke Kind und die schöne Bojana und die junge Frau, sie sind keine Lockung. „Die Italiener dürfen nicht herein."

Mit unserem moralischen Recht gewinnen wir diesen Krieg. Durch ihre moralische Schuld verlieren ihn unsere Feinde. Ihr Treubruch zerknickt ebenso jeden einzelnen unter den Italienern, wie er jeden einzelnen unter den Verteidigern stählt. Wer vor dem Krieg über eine ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals gelächelt hat, denkt jetzt ernster und weniger leichtfertig über Sühne und Schuld.

Wieder ein Stück höher. Ein Sappeurfähnrich kommt des Weges. Seit achtundzwanzig Stunden war er im Dienst. Seit fünf Monaten fast ist er nicht abgelöst worden.

Noch ein Stück, bis zur Brustwehr. Über sie hinweg, mit raschem Aufspringen, kann man den Sprengtrichter auf dem Nordhang sehen, den die Italiener vor ein paar Stunden erzeugt haben. Immer wieder nehmen sie den Nordhang aufs Korn, machen sie die Hölle aus ihm. Fast hundert Meter hoch sollen die Felstrümmer geflogen sein. Wieder einmal ging die italienische Arbeit von Monaten zwanzig Schritt vor unserer Stellung in die Luft. Und während der Trichter noch dampfte, während die Verwundeten stöhnten, während der Steinhagel noch spritzte, war ein Korporal mit ein paar Mann ohne Befehl in das Rauchwirrsal hineingelaufen und hatte diesen Höllenkessel besetzt. Sappeure, die hinter ihm drein eilten, hatten sofort einen Verbindungsgraben auszuschaufeln begonnen, während die Italiener warteten, daß der Rauch sich verziehe. Als dann auch sie ans Besitzergreifen gingen, war es zu spät.

Aus solchen kleinen eigenen Impulsen setzt sich wie ein Mosaik unsere Isonzowacht zusammen. Aus solchen kleinen italienischen Versäumnissen baut sich die italienische Niederlage auf. „Kein Feldherr der Welt," pflegt Generaloberst v. Boroevic zu sagen, „könnte

dem Korporal, jedem Korporal, tagtäglich solche Geistespünktlichkeit befehlen. Und kein Feldherr der Welt könnte in jedem einzelnen Fall der Geistesabwesenheit der Italiener steuern."

Die Unseren halten jetzt ohne Deckung den Trichter so lange, bis die Sappeure mit dem neuen Laufgraben fertig sind. Dann wird das Baumaterial für die Schutzmauer hineingeschafft. Ich sehe nun, wie die Handgranaten auf diesem trostlosen Schutthaufen platzen. Die Italiener suchen um jeden Preis unser Festsetzen zu verhindern. Wie die giftigen Kröten der Kindersagen, tückisch fast, nicht wie ein rechtschaffener Einschlag, zischt es vor unseren Augen auf. Graugelbe Dämpfe ziehen dann seitlich weg. Und unsere Leute sind in dieser Hölle drin — sind freiwillig drin!

Der Regimentskommandant und der Brigadier wohnen oben auf dem Plateau selbst, unmittelbar hinter der Schwarmlinie. Wenn die Gewehrschüsse über die Unterstände zischen, wird die Stimmung zum Erzählen reif. Von jeder der fünf Isonzoschlachten berichtet ein anderer. Bei der ersten, im Juni 1915, war freilich nur der Divisionär schon da, das Regiment kam erst knapp vor der zweiten im Juli. Damals stürmten die Italiener in unübersehbaren Massen an. „Bei uns war schon alles tot. Freie Herren der Situation waren die Feinde. In Cotici, der letzten Ortschaft hinter den San-Michele-Kuppen, brannte schon alles. Nur ein einziges Telephon gab von vorne noch Meldung. Dort hielt sich noch ein Major. Drei Tage Trommelfeuer hatte er ausgehalten." In Cotici standen noch der Oberst und sein Generalstabsoffizier. Der erzählt von den dort verlebten Stunden.

„Es kommt jetzt schon vor, daß ich eine Woche lang nicht daran denke. Anfangs konnte ich die Erinnerungen nicht einmal im Schlafe losbekommen. Ich hatte noch das Telephon zum Divisionskommando. ‚Wenn wir still sind,' meldete ich dorthin, ‚dann sind wir gefallen oder gefangen.' Ich hatte keinen Mann mehr, keinen Tropfen Wasser, keinen Bissen zu essen. Wir standen, der Oberst und ich, an ein Stück Mauer gedrückt und warteten auf die Italiener. Und so oft ich auch an diese Stunden denke — niemals werde ich begreifen, warum sie damals nicht kamen. Ein Haufen von ihnen stand auf Rufweite

und mit einem einzigen Regiment hätten sie den ganzen Monte San Michele besetzen können."

Am nächsten Morgen telephonierte er dem Major, der noch immer ganz vorne aushielt, daß er kommen wolle, um zu sehen, was es gebe. „Du kannst nicht durch," meinte der. „Oder versuch' es mit dem Weg über San Martino." Aber San Martino stand in Flammen.

„Und so nahm ich meine zwei letzten Ordonnanzen und wir gingen. Je zehn Schritt Distanz hielten wir untereinander. Lückenweise lebten noch Leute in den Stellungen. Wir duckten uns und sprangen vorwärts, duckten uns dann rasch wieder. Sie schossen wie toll. Hinter einer Mauer lagen zehn Tote und Verwundete, alle von einer Granate getroffen. Die Sterbenden stöhnten und jammerten. Und daneben lag ein noch Unverletzter und schlief. Nie vergesse ich dieses Schnarchen. Weiter ging's. Wir kamen uns vor wie Helden. Da fanden wir in der Telephonstelle von San Martino einen Unteroffizier zwischen vier Toten, der ganz allein Dienst machte. Er bat mich vollkommen vorschriftsmäßig um einen Mann. ‚Wenn der Draht reißt,' meldete er mit ruhiger Stimme, ‚muß ich hinauslaufen und dann ist niemand beim Telephon.' Und da fiel unser Heldentum von uns ab und in Bewunderung beugte ich mich vor dem Mann. Nichts aber war zu sehen. Kein einziger Italiener zeigte sich und das ganze Plateau war eine einzige Rauchwolke. Was war geschehen? Ja — da stand ganz vorn am Plateaurand ein Fähnrich mit zwanzig Mann. Törö hat er geheißen. Der hatte die ganze Nacht den Italienern in die Flanke geschossen. Bis fünf Uhr früh wußten sie nicht, wie viele ihren Vormarsch noch hinderten. Gerade als ich hinkam, war Törö gefallen. Aber hinter mir kam unser Entsatz und in anderthalb Stunden war kein Feind mehr auf dem Plateau. Der Oberst hat dem Fähnrich einen Brief geschickt mit seiner tiefsten Bewunderung. Aber der Fähnrich hat den Brief nicht mehr gelesen. Die große Goldene hat man ihm aufs Grab gelegt."

Dieses Grab liegt ganz oben auf dem Monte San Michele, mitten im zerschossenen, durchwühlten Kampfgebiet. Nichts Erschütternderes gibt's als diesen Heldenfriedhof, über welchen beständig

die Kugeln sausen. Dicht nebeneinander liegen hier die Verteidiger des Plateaus und nicht einmal im Tode haben sie Ruhe.



„Hier schläft Barakony,“ sagt der Brigadier. „Kennen Sie die Geschichte von Barakony? Nein? Dann will ich sie erzählen. Neunzehn Jahre war er alt und nur wenige Wochen war er da. Wenn etwas los war und man die Leute fragte, wer dabei sein wolle, da meldete er sich stets. ‚Bitte, ich!‘ Dieses ‚Bitte, ich!‘ haben wir noch alle im Ohr. Kam er dann zurück, dann erzählte er. Wenn es hieß: ‚Barakony erzählt!‘ so liefen alle herzu. Ich sehe ihn noch, wie er den Arm auf die Brüstung stützte und wie er beim Sprechen immer nach Italien hinüberschaute. Dann kam der Juli. Nach der zweiten Schlacht lagen dreißig Schritt vor den italienischen Gräben die Toten. Wir konnten sie nicht bestatten. Es waren aber auch Verwundete dabei. Die lebten von Regenwasser und dem eisernen Vorrat der Gefallenen. Zwei unter ihnen, die ein wenig kriechen konnten, sammelten ihn ein. So oft italienische Patrouillen vorüberkamen, baten sie die um Hilfe. Aber die Italiener wagten sich nicht in die Nähe. Achtundzwanzig Tage später erst sah man ihr Hilfewinken von unseren Linien aus. ‚Wer will sie holen?‘ ‚Bitte,

ich,' sagte Barakony. Vier lebten noch — nach achtundzwanzig Tagen! Sie hatten Tag für Tag ihre Kameraden sterben gesehen. Sie weinten, als Barakony kam. Sie küßten seine Hände. Am ersten Tag brachte er zwei auf Tragbahren und als er am nächsten dabei war, die anderen zwei zu bergen, traf ihn ein Schuß in den Leib. Er war gleich tot. Das ganze Regiment hat um ihn geweint. Armer Barakony! Einen Monat nur war er mit uns."

Armer Barakony! Aber er war ein Ungar und die Ungarn vergessen ihn nie. Kinder und Kindeskinder werden noch von seinem „Bitte, ich" erzählen. Armer Barakony! Sein Grab liegt auf dem Monte San Michele, den er verteidigt hatte, und er schläft in heiliger Erde.

Den Monte San Michele lasse ich heute rechts liegen, fahre ein Stück weiter als sonst ins Vallonetal hinein und wandere dann zwischen Steinmauern die neue Straße empor, die zu seiner südlichen Abdachung hinüberführt. Wie ein schiefer Tisch ist das Plateau von hier aus anzusehen. Auf den frontseitigen Mauern stehen mit Erde



gefüllte Körbe aus Papier zum Schutze gegen die Gewehrkugeln, die über die vorderste und oberste Schwarmlinie, die Linie der Honveds, hinweg unablässig herübersausen. Die Soldaten haben den Befehl, dicht an der Mauer entlang zu gehen, aber man sieht sie nicht nur sorglos am anderen Straßenrain, sondern sogar jenseits der Mauer dahinschlendern, weil sie die weichere Graserde der staubigen Straße vorziehen.

Heute führt mich mein Weg zur Nachbardivision, deren Kommandant Feldmarschalleutnant v. Gelb ist, zu den ungarischen



Heerestruppen, die die Steirer und Krainer ablösten und jetzt das heißumstrittene San Martino del Carso halten, das in einer Gesteinsfalte des Plateaus dicht am Hang des Monte San Michele eingebettet liegt. Von dieser Senkung, von diesem berühmt gewordenen Dörfchen steigt das Plateau bis zur Kote 197 wieder an. Unsere Stellung ist so weit auf diesen Hügel vorgeschoben, daß man sie dort den „Zahn des Wildschweines“ nennt. Förmlich eingekeilt ist ihre Spitze in den Feind. Der Gipfel selbst ist in Feindeshand. Diese Eroberung von hundert Schritt hat ihn unermeßliches Blut gekostet. In fünf Schlachten gewann er dem ungeheuern Plateaurand diesen einzigen Gipfel ab.

Die Uneinnehmbarkeit des 275 Meter hohen Monte San Michele hat die Italiener auf die Idee gebracht, auf seinen beiden Seiten, rechts über den Nordhang und südlich über San Martino durchzubrechen. Immer noch versuchen sie es und ebenso wie an dem Nordhang rennen sie auch hier fast jeden Tag an . . . Immer, immer beschießt ihre Artillerie diese beiden Einfallstore. Und so wie auf dem San Michele halten diesen Stößen auch hier vier ungarische Regimenter stand.

Leichengeruch weht über die Straße hinweg. Unübersehbar wie die

Zahl der Trichter ist auch die der Blindgänger allergrößten Kalibers und der Sprengstücke, die hier herumliegen. In den Staub der Straße sind die Nägelspuren der Mannschaft eingedrückt. Absatz an Absatz, Sohlenform an Sohlenform. Als Neuling muß man eigens aufmerksam gemacht werden, daß man hier oder dort von einer feindlichen Stellung aus gesehen werden kann. Und voll kalten Entsetzens reißt man dann seine irgendwohin geeilten Gedanken zur Gegenwart zurück, zu den vielen Fernrohren und den unzähligen suchenden Augen, die in dem Berge versteckt sind und allem Lebenden, das sich zeigt, den Tod senden. Und dabei scheint die Sonne auf jeden Punkt ganz gleich frühlingsfroh, überall herrscht Stille und Frieden — nur meine Begleiter wissen jede gefahrbringende Blöße des Weges, jede blickdurchmessene Luftlinie, sie kennen hier jeden Stein.

Es ist ganz früh und im Morgengrauen verschwimmen die Umrisse von San Martino; es hat also keinen Zweck innezuhalten. Wir steigen gleich weiter durch die Laufgräben bis zur ersten Stellung und durch die Schwarmlinie bis zur Höhe des „Wildschweinzahns".

Fast noch schrecklicher ist es hier als auf dem Monte San Michele. Die Gräben verlaufen nicht wie dort in einer geraden Linie, sie liegen nicht auf einem dominierenden Kamm. Sie bilden ein Labyrinth, sie sind förmliche Irrgänge; bald machen sie einen Bogen nach vorn, bald ziehen sie sich in einer Schleife zurück. Nächtelang wird um zehn Schritt gerauft. Um fünf. Um drei. Bald gelingt es uns, eine uns unbequeme S-Form eines Grabens in einen Halbkreis auszurunden, bald drücken die Italiener eine hübsch linierte Gerade zu einer S-Form ein. Es sieht aus, als könne der Feind in jedem unserer Gräben irgend einen unserer Leute von rückwärts mit einer Gewehrkugel treffen und als vermöchten wir, jede seiner Schützenlinien unter Flankenfeuer zu nehmen; die Gräben sind ja nirgends weiter voneinander entfernt als vierzig Schritt, meist aber zwanzig oder gar nur zehn. An einer Stelle rücken sie bis auf fünf Schritt aneinander heran. Jedes lautere Wort wird gehört.

Natürlich gibt es hier täglich Kämpfe von Mann zu Mann. Die Handgranaten und die Lufttorpedos spielen eine bedeutende Rolle;

und allnächtlich fliegen die verheerenden Minen aus nächster Nähe in die Stellung herein. Dort, wo wir bei den Feinden einbrechen, fehlen dann ihren zerstückelten Gräben die Verbindungen, sie müssen um jeden Keil herum immer wieder neue Linien bauen. Einmal haben sie in einem solchen Falle einen Tunnel aus Sandsäcken errichtet, durch den hindurch kriechend sie von Graben zu Graben gelangten. Hundertmal hat unsere Artillerie diesen „Sandsacktunnel“ zertrümmert, hundertmal haben sie ihn nachts wieder hergestellt. Man erkennt an den helleren Flecken ganz genau, wo neue Sandsäcke in die alten, schon rauch- und schmutzgeschwärzten eingefügt worden sind. Eine frisch eingestürzte Stelle unseres Grabens passieren wir gebückt. Und als wir die schlimme Strecke überwunden haben — mein Begleiter pflegt diese Schäden jeden Morgen zu besehen — ist es ein schwacher Trost für das ausgestandene Herzklopfen, daß auf der anderen Seite ein Posten den Befehl hat, niemanden durchzulassen.

Die Leute leben in ununterbrochener Sicht des Feindes. Ebenso preisgegeben sind natürlich die italienischen Mannschaften. Die eigenartige Stellung von San Martino bietet also ein lehrreiches Bild dafür, daß die Uneinnehmbarkeit eines Frontabschnittes nicht davon abhängt, ob er eingesehen ist oder nicht. Aber das Sonderbare an dieser kuriosen Lage ist, daß sich trotzdem nichts an ihr ändert. So tief sind die Gräben in die Erde eingeschnitten, mit so riesigen Traversen so stark eingedeckt, und so bewegungslos liegt das Ganze bei Tag da, daß man den Verkehr höchstens ein wenig beunruhigen kann. Hier wäre eine Zermürbung der Mannschaft das einzige Mittel zum Sieg, wenn er mit offenem Sturm nicht errungen werden kann. Aber in einem Jahr fast übermenschlichen Erduldens sind unsere Leute nirgends mürbe geworden.

Die Italiener haben als Angreifer den Vorteil, daß sie ihre Reserven nur dann aus den Sammelräumen zu holen brauchen, wenn sie losgehen wollen, und daß sie sonst die besonders gefährdeten Strecken nur mit Horchposten besetzen. Unsere Soldaten hingegen müssen, beständig eines Angriffes gewärtig, schlagbereit auf Wache stehen.

Die Italiener haben hier schauerliche Verluste erlitten. Fast hundertmal haben sie San Martino im Sturm zu nehmen versucht und dabei so schrecklich viel Blut verloren, daß sie eine kleine, von ihnen besetzte Bodenerhebung nördlich des Dörfchens den „Leichenhügel“ benannten.

Leise, auf den Fußspitzen, gehen wir zu dem höchsten Punkt unserer Stellung hinauf, der wie der Hauer eines wilden Tieres auf die Kote hinaufbeißt. Hier liegen seit acht bis zehn Monaten zwischen den Stellungen ganz mumifizierte, durchlöcherte Leichen. Wehe dem, der den Versuch unternähme, sie zu bestatten.

Gegenüber hängt bei den Italienern eine weiße Tafel heraus, darauf steht riesengroß B. S. Das ist das Zeichen für ihre Artillerie, damit sie nicht in die eigenen Linien schieße. So wenig ist hier mit den Begriffen „Front“ oder „Rücken“ zu rechnen, daß die italienischen Beobachter ihre Linien von derselben Seite sehen wie wir. Dergleichen gibt's nur an einigen Stellen des Plateaus. Im Görzer Abschnitt sind die Kämme der Berge ohne Ausnahme in unserer Hand und auch auf dem Monte San Michele entspricht die gerade Verteidigungslinie nahezu den Vorstellungen eines Laien von einer Front.

Trotz der Gefährlichkeit der Stellung von San Martino schlafen die Leute ausgestreckt auf dem Grunde der Gräben. Man steigt über sie hinweg, aber sie wachen nicht auf. Haben sie doch wieder eine harte, harte Nacht hinter sich. Die Pioniere — Bergleute aus dem Banat — errichten an einer Stelle eine Mauer aus feinstem Beton, als wollten sie die Front für die Ewigkeit panzern. Der Sappeurkommandant erklärt das mit ganz ernsthaftem Gesicht: „Wissen Sie — das ist für die große Parade. Auch für Cook und Sohn, der nächstes Jahr die Amerikanerinnen hier spazieren führen wird, muß doch etwas geschehen.“

Bei solchen Kämpfen um einen Quadratmeter Bodens spielt der Mut des einzelnen Mannes die ausschlaggebende Rolle. Der Feind kann nicht in größerer Zahl in unsere Gräben springen, immer sind es nur Abteilungen von zehn, höchstens zwanzig Mann. Behält nun der Posten seine Geistesgegenwart trotz der italienischen Taschen-

dolch-Stechangriffe, die bei Nacht das Gräßlichste des Gräßlichen sein sollen, erschrickt er nicht, läuft er nicht fort, läßt er seine Waffe nicht fallen, so entsteht auch rechts und links von ihm keine Panik. Natürlich gilt dieselbe Regel auch für den Feind. Opferte sich die erste italienische Sturmgruppe so rücksichtslos auf, wie es die unsere tut, drängte die Übermacht von hinten nach, so wie es Cadorna in jedem Befehle erzwingen will und wie es die Russen oft taten, der Ausgang des jeweiligen Ringens wäre, insbesondere bei den ersten Kämpfen, weit zweifelhafter gewesen. Da sie es aber fast niemals getan haben, kamen jene Episoden zu stande, die der Chronist nur selten verzeichnet, weil er kein Mittel hat, sie glaubwürdig zu gestalten, und weil der Leser immer wieder vergißt, um wieviel unwahrscheinlicher die Wahrheit ist als die Kunst. Diese Geschichten von fünf Landsturmleuten, die hundertzwanzig Gefangene einbrachten, von zwanzig Mann mit dem Korporal, die eine furchtbare Situation retteten, von den paar hundert Soldaten, die eine ganze Armee aufhielten, sie sind wahr, erschütternd wahr. Und weil die Italiener im entscheidenden Augenblicke nicht Herren ihrer selbst sind, ist auch Cadorna niemals ihr Herr — und sie können es nicht sein, weil ihnen fehlt, was wir allein besitzen: der Gedanke, der die Leute beseelt. Kein Mann auf dem Plateau ist je unserer Sache untreu geworden, keiner wankte oder rettete sein eigenes Leben. Nacht für Nacht sind diese Männer zum Sterben bereit, Nacht für Nacht legen sie ihre Herzen vor des Feindes stürmenden Schritt. Sogar den besten italienischen Kerntruppen, der sogenannten Königinbrigade, die den Befehl mitbrachte, San Martino um jeden Preis zu erobern, hielten sie eisern stand.

Langsam hat sich der Italiener eine Hoffnungslosigkeit bemächtigt, die tragisch ist. Auch sie sind ja opfermutig, auch sie verbluten sich hier, auch sie halten Ungeheuerliches aus — nur das Letzte fehlt ihnen, das Allerletzte, in dem wir ihnen entscheidend überlegen sind und was ihnen ihr Vaterland nicht geben kann: der Glaube an ihr Recht. Oft sprechen hier Politiker davon, es sei offenbar darauf angekommen, das nach manchem Mißerfolg gesunkene italienische Selbstvertrauen durch einen leichten Sieg über Österreich-Ungarn

zu heben. Es sei dies einer der inneren Antriebe zum Kriege gewesen. Hart an der Klippe bewegt sich das große Spiel. Mißlingt es, dann hat die italienische Psyche für lange Zeit ihr Gleichgewicht verloren.

Vorläufig helfen sich die Romanen noch mit dem ihnen angeborenen dramatischen Schwung. Sei er auch äußerlich angeflogen, alles, was sie tun, ist pathetisch und sentimental. Grassere Gegensätze als hier — den sensitiven, auch den wirklichen Affekt abrundenden Tragöden gegenüber die fast urweltlich schlichte, aber feurige, echte Ungarnnatur — gibt's wohl an keiner Front. Einen Brief fand man bei einem Gefangenen: „Bruder Giuseppe mag leicht aus Cormons vom Kriege schreiben. Ich aber stehe vor San Martino."

Alles ist klingend, romantisch, ästhetisch. Von einem schwarzlockigen Leutnant aus Messina wird erzählt, er habe sich wie ein Löwe bis zur Todeswunde geschlagen, wie überhaupt die Offiziere von bewunderungswürdiger Tapferkeit sind. Als er auf der Tragbahre lag, im Sterben schon, schwang er mit edelliniger Geste den Arm durch die Luft: „Ihr großen Herren — grandi signori — habt Dank für euren Beistand." Und es soll vorkommen, daß die Mannschaft Beifall klatscht, wie im Theater applaudiert, wenn ein Offizier aus dem Graben springt, um mit großartiger Gebärde das Zeichen zum Sturme zu geben.

Während wir vom höchsten Punkt zwischen Sandsäcken hervorlugen und Ausschau halten, sehen wir die Linie, die wir eben gekommen sind, unter Feuer stehen. Sechs Einschläge zählen wir und eine rasche Aufnahme gelingt. Hätten wir den Graben um eine Viertelstunde später passiert — nie wieder hätte ich für irgend welche Aufnahmen Interesse gezeigt.

Bei dieser verzwickten Lage San Martinos ist natürlich der Minenkrieg in höchster Tätigkeit. Es ist klar, daß der Minengedanke von hier, von diesem Durcheinander von Gräben, von dieser Senkung des Plateaus, wo man die Stollenarbeit nicht so leicht hören kann wie auf Hügelkämmen, seinen Ausgang nehmen mußte. Man sagt, die ersten technischen Pläne für die Minenabwehr seien hier

im Kopfe eines Gelehrten entstanden. Wer immer auf dem Plateau den Namen des Doktors Weizenböck nennt, der bis zum Kriege Professor der Mathematik an der Grazer Hochschule war, der tut es voll Bewunderung. An der Stelle selbst, von der aus sein Ruhm aufflog, haben sich geradezu Legenden um diese Heldengestalt gebildet.

Es ist eben der richtige Augenblick, in dem man verstehen kann, was „Minenkrieg" heißt. Erst heute Nacht haben die Italiener eine Mine gesprengt und mehrere Tonnen schwersten Gesteins sind fünfzehn Schritt vor unserer Stellung zerborsten. Es war die Arbeit mehrerer Monate gewesen und sie kostete uns kein einziges Menschenleben.

Durch einen Panzerschild sieht man den Trichter. Ein Trümmerfeld wie bei Dolomitabstürzen oder wilden Moränen liegt vor dem Graben und lose hängen die Felsblöcke über dem Nichts. Die größten waren in die italienische Stellung geflogen und so ist dort weit mehr Schaden angerichtet worden als bei uns.

Wieder einmal zeigt sich die moralische Einwirkung des Erfolges bei einfachen Männern. Ich stehe inmitten der Arbeiterabteilung, die eben dabei ist, die Zertrümmerungen unseres Grabens auszubessern. Ihr Kitt hinterläßt lehmartige Flecke auf meiner Jacke, denn um den Trichter zu sehen, muß ich mich dicht an die noch feuchte Mauer schmiegen. Das amüsiert sie und sie lachen. Es sind auch Wiener dabei — die technischen Truppen setzen sich aus allen Provinzen zusammen — und freiwillig schildern sie tausendundeine Einzelheit dieser Nacht. Die Gewißheit, daß stets alles gut ausgeht, übt einen beflügelnden Antrieb aus. Ihr muß ein gut Teil der übermenschlichen Standhaftigkeit zugeschrieben werden, ebenso wie bei den Italienern die Angst, daß wieder etwas mißlinge, jede Tat im Keime zerstört.

Der von den Feinden begonnene Minenkrieg wird jetzt von uns fortgesetzt, nicht nur zum Schutz, sondern auch zum Angriff. Auch auf unserer Seite wurde heute Nacht eine Mine gesprengt, aber die saß an der richtigen Stelle. Nun sind die feindlichen Linien wieder einmal Sackgassen geworden und die Italiener bearbeiten den in sie eingedrungenen Gang unaufhörlich mit Minengranaten; unsere Leute sollen daran gehindert werden, das neu eroberte Stück für uns

auszubauen. Die Erde raucht, die Sandsäcke brennen dort sogar. An dieser Stelle berühren sich jetzt die Gräben und mancher Eroberer kehrt nie wieder zurück. Aber das ändert nichts an der guten Laune der anderen. Die Überrumpelung der Feinde gerade in derselben Nacht, da ihnen ihre Absicht mißlang, versetzt das ganze Regiment in die freudigste Stimmung. Ein Mann legt sich eben eine Schnurrbartbinde an. Heute will er ein festliches Aussehen haben.

Eine merkwürdige Stätte gibt es hier. Einen unterirdischen Stollen, der haargenau auf den italienischen traf. Einen furchtbaren Augenblick lang hatten sich damals die aufeinandertreffenden Mineure fassungslos angestarrt. „Was willst?" rief unser Mann im ersten Schrecken. Auf Sekunden kam es an. Wer findet zuerst wieder Kraft? Mann stand da gegen Mann. Keiner war im Vorteil. Doch um eine folgenschwere Sekunde früher erholte sich unser Mann. Mit dem Revolver trieb er den Gegner hinaus.

„Warum hat nicht auch der Italiener den Revolver gezogen?"

„Ja, warum?" Die Leute zucken die Achseln. „Weil er eben ein Italiener war."

Wer schneidiger zugreift, gewinnt. Nie darf man vergessen, daß der Isonzo nur dadurch gehalten wurde, daß sich in einer unendlichen, immer noch fortlaufenden Reihe solcher Geistesgegenwärtigkeiten, solcher Schneidigkeiten Glied für Glied zu einer schimmernden Kette fügt.

Die Italiener pflegen mit ihren Stollen die Front sozusagen abzutasten. Mit zahlreichen Abzweigungen vom Hauptstollen suchen sie fortwährend nach unseren Gängen. Unsere Techniker hingegen bauen einfach drauf los, ohne Zagen und Furcht. Natürlich liegt das Meisterstück im Ausklügeln des richtigen Zeitpunktes der Sprengung, aber lieber zu kühn als zu feig — vom Feldherrn bis zum letzten Mann ist das die Parole der Isonzofront.

In jeder Doline gibt es Grab neben Grab. Hier in dem Massengrab sind die achtundzwanzig Mann, die ein einziger Achtundzwanziger erschlug. Dort liegt ein Leutnant, der sich für kugelsicher hielt. Zwölf Monate lang war er bei San Martino gestanden.

Drei Hauptleute gleichen Zunamens, aber nicht miteinander ver=

wandt, traf auch hier das tödliche Blei. Der eine wohnte ganz keck in einem Hause von San Martino, das man als „das verwunschene Schloß“ bezeichnete. Es hieß, Geister gingen dort um. Er war es, der nächtlich mit der Taschenlaterne ganz ohne Deckung auf Beobachtung spazierte. Zum „Ehrenbürgermeister“ von San Martino hatte ihn seine Kompagnie ernannt. Jetzt liegt er ganz nahe seinem verwunschenen Schloß.

So viel Rührendes gibt es hier. Und nichts Abstoßendes, keine Roheit, keine Unzufriedenheit, keinen Trotz, keinen Schimpf. Vater und Sohn im Schützengraben nehme ich auf eine gemeinsame Platte. Der Vater, der bisher Kanzleidienste verrichtete, meldete sich freiwillig nach vorn, um mit dem Jungen zu dienen. Der Vater ist Feldwebel, der Sohn Einjährig-Freiwilliger. Beide sind gleich stramm, gleich kühn und gleich — schlicht. Immer wieder kommt mir bei den Ungarn dieses Wort in den Sinn, bei diesen Männern, die so stillschweigend hinabgleiten ins feuchtdunkle Grab.

Der Rückweg bei hellichtem Tag ist natürlich kein reines Vergnügen. An der zerschlagenen Stelle müssen wir wieder vorbei. Man könnte zwar durch einen Laufgraben direkt nach hinten gelangen, aber mein Begleiter will noch die Stellen besuchen, wo es gerade nach unserem Durchmarsche ein paar Einschläge gab. So kommen wir nochmals und bei Tag nach San Martino, wohin man sonst nur im Dunkeln geht, und ich kann die Ruinenstätte photographieren. Sechs Schüsse — sechs Volltreffer. Sechs Deckungen sind eingeschlagen, zwei Schwerverwundete trug man eben von hier fort. Ich sehe die eingestürzten Wachpostenplätze — nein, bombensicher waren die nicht. Sechs Volltreffer — und um nichts hat das Bild sich geändert.

Und dann packt mich der Anblick des zerschmetterten Dorfes und läßt mich gar nicht mehr los. Über alle Traurigkeit, alles Mitleid, weit über Irdisches hebt das grandios Malerische dieser Szenerie hinweg. Sonderbar gespenstische Silhouetten sind von den Häusern übrig geblieben, anders als in Pevma oder im Dorf Podgora sieht es in San Martino aus. Hier steht von einem dreistöckigen Gebäude eine senkrecht aufragende Ecke, dort von einem anderen nur die



Fensterwand. Grotesk zeichnen sich die schwarzen Linien vom sonnigen Himmel ab, ein Gebilde der höllischsten, künstlerischsten Phantasie.



Und während ich Platte auf Platte mit Bildern fülle, eilt die Mannschaft von allen Ecken herbei. Sie möchten mit auf das Bild.

Beim Brigadier wartet ein Frühstück auf uns; dankbar nehme ich's an, sieben Stunden waren wir unterwegs. Zu dem ungeheuerlich Schauerlichen, zu dem unwirklich Sonderbaren, zu dem grandios Malerischen, das ich heute gesehen, fügt sich dieses Frühstück wie in einen Traum wunderlich ein. Eine Doline ist die Wohnung des Brigadiers. Die steilen Wände sind mit rotlackiertem Holz ausgeschlagen — die Herren haben Sinn für Raumausschmückung bewahrt, trotzdem auch hierher die Granaten fliegen — und grüne Bäume beleben das Bild. Feindliche Blindgänger dienen als Wandschmuck und in einer Ecke dieses zwingerartigen Höfchens steht ein sauber gedeckter Tisch — solche Kontraste gibt's nur an der Front.

Aber das Schönste an diesem der Wildnis abgetrotzten Höfchen ist ein schmales, auch rot angestrichenes Holzgerüst, darin eine Glocke hängt. Die Glocke der Kirche von San Martino ist es, die bei der Beschießung durch unsere Bundesgenossen am ersten Tage vom Turme fiel. Der Brigadier hat einen Vers darunter gepinselt:

Welsche Tücke schoß dich in San Martino vom Turme.
Schweigend warte nun hier! Kommt aber endlich der Tag
Der vergeltenden Tat, so schließe mit ehernem Munde
Unserem Jubel dich an — läute den Sieg uns dann ein!

Zum Monte Cosich, dem südlichen Frontpfeiler an der Adria

Wie ein unüberwindlicher Wächter, klotzig und unnahbar, steht das Plateau von Doberdo vor dem Feind. Unbeschreiblich ist es in seiner symbolischen Wirkung, in seiner erschütternden Einheitlichkeit. Auf und ab mag man die Welt durchwandern, kein Bild, kein Anblick ergreift so tief wie die fünfundzwanzig Kilometer lange Front auf diesem kampfumbrandeten Plateau. Wohl gliedert sie sich in Abschnitte, wohl wechselt die Szenerie, wohl geben die Befehlshaber und die Truppen ihren Verteidigungsräumen die Farbe ihrer Persönlichkeiten: aber das Plateau als Ganzes schluckt alle Einzelheiten wieder ein. Andächtigen Schauers voll, behält man seine Silhouette tief in der Seele, niemals vergißt diesen Gebirgszug, wer ihn je im Kriege gesehen. Wasserarm, steinig, anmutslos, voll schwer durchschreitbaren Gestrüpps, weithin vom Feind übersehbar, trostlos im Staub der Sommersonne, grundlos im Schmutz der Regenzeit, zertrümmert, verwüstet von hunderttausend Geschossen — wirkt es dennoch heilig und hehr.

Seltsam deutlich fühlt jeder auf diesem Berg dessen gewaltige Wucht. Sie, die ihn verteidigen sollen, ordnen sich ihm unter, dienen ihm. Ja, sogar geliebt wird dieser steinerne Wall, der jeden, der ihm naht, unwiderstehlich an sich reißt, der von seinen Schützern Leib und Seele begehrt.

Was dem Plateau im Norden der Monte San Michele bedeutet, ist ihm der Monte Cosich im Süden. Die Front, die am Nordfuß bei Schloß Rubbia beginnt, die über den berüchtigten Nordhang zum Monte San Michele emporsteigt, die sich bei San Martino wie zum Atemholen senkt, um gleich darauf zu der Kote 197, dem „Zahn des Wildschweines" emporzugreifen, sie überschreitet den Monte dei Sei Busi und die Kote 70, die berühmte Höhe von Selz, um sich dann, ehe sie bei Monfalcone ins Meer verläuft, zum letzten südlichen Eckpfeiler, dem Monte Cosich, noch einmal aufzurecken.



Dieser ist heute mein Ziel. Wieder geht's durch das Vallonetal, das zum Schutz gegen die Flieger nach oben maskiert wurde, diesmal bis über den jenseitigen Talschluß hinaus und über die Paßhöhe hinab zum Doberdosee, der jetzt schon fast versiegt ist, aber im Winter wie ein klares, blaues Auge aus steinernem Antlitz leuchten soll. Zur Rechten lassen wir den Ort Doberdo, der dem ganzen Massiv seinen Namen gab. Traurig zerschossen, ganz zerstört ist er, aber nicht so grotesk zerborsten wie San Martino del Carso. „Wenn Sie San Martino gesehen haben," meint mein Begleiter, „so halten wir uns mit Doberdo nicht auf. Es ist nicht so eindrucksvoll."

Nicht so eindrucksvoll! Sonderbar. Nicht das Elend fesselt den Überlebenden, sondern das Bild des Elends. Rasch macht er Kunst, Geschichte, Legende daraus.

Im „Café Cosich" halten wir Rast. Aus vier Bäumen entstand ein „Stadtpark", der mit Blindgängern und Lufttorpedos geschmückt ist. Zierlich in Muster gelegte Steinchen, die aus einem kümmerlichen Grasfleck eine schmucke Anlage machen, lassen erraten, daß der Bursche des Bataillonskommandanten ein Gärtner ist.



Leise und vorsichtig geht's bis zur Höhe von Selz, die der Feind in Händen hält; wie überall hat er seinen Graben auch hier ganz nahe an den unsrigen herangeschoben. Aber das Ergreifende, das über jeder Schwarmlinie liegt, tritt hier so weit hinter dem Eindruck der Landschaft zurück, daß man in eine ganz neue Stimmung gerät, die ganz und gar von der im Nordabschnitt herrschenden Trostlosigkeit verschieden ist. Dort senkt sich das Plateau so langsam zur Ebene hinab und dazwischen liegen so grauenhafte Schauplätze des Krieges, daß von dem Lachenden des Friaul nichts bis zum San Michele dringt. Hier aber stürzt das Plateau jäh zum Isonzo hinunter und der Ort Selz, wo zu Kriegsbeginn eine unter Wasser gesetzte Kanalzone das erste Vordringen der Italiener lange aufhielt, liegt dicht unter unserem Blick. Das gesegnete Land, das sich hinter Selz in der Tiefebene verliert, mag also seinen Sonnenglanz bis herauf zu der Schwarmlinie werfen. Während der Tod seine schwarze Trauer um den Monte San Michele breitet, hat der Krieg hier den Zauber des Südens nicht gänzlich erschlagen können. Das Gartenland am Meer, das sich Italien unter dem nationalen Vorwand so gern aneignen möchte und das wir selbst jetzt durch unser Feuer zu verwüsten genötigt sind, grüßt zu uns herüber. Der Reichtum unseres Friaul

wird sogar zu unserem eigenen Nachteil, denn so ergiebig ist dort Stück für Stück des früchtetragenden Bodens, daß überall Ansiedlungen, überall Häuser stehen. Die bieten dem Feinde vorzügliche, für uns schwer festzustellende Schlupfwinkel, während ihm die geschlossenen Ortschaften unseres verkarsteten Plateaus weit bessere Zielpunkte sind.

Je weiter nach Süden wir dem Plateaurande folgen, desto malerischer liegt das weite Land vor uns. Da plötzlich schiebt sich zwischen uns und das Friaul ein Bergriegel ein, der wie ein weggerissener Fetzen des Plateaus nach vorne hängt. Gleich bei Kriegsbeginn wurde er dem Feinde überlassen, weil zwischen ihm und der Verteidigungslinie keine Verbindung herzustellen war. Auf seiner äußersten, vorgeschobensten Spitze steht der uralte La Rocca-Turm, den man vom ganzen Plateau aus sieht. Da ein italienischer Beobachter auf seiner Spitze sitzt, heißt es stets — wo immer man eine Straße passiert: „Achtung — man sieht uns von La Rocca."



Aufgenommen vom Monte Cosich. Die vom Hügelkamm im Zickzack zum Kalkofen streichenden Sappen sind die Korbsappen. Vorne die äußersten Drahtverhaue unserer Stellung.

Von ihm zieht sich die italienische Stellung zu dem schmalen, seichten Tal hinüber, das die Berghalbinsel vom Monte Cosich trennt. Unten steht der vielgenannte Kalkofen in neutraler Zone, zu dem nur des Nachts die Patrouillen schleichen. Die italienische Linie, die fast geradewegs auf uns zuzulaufen scheint, ist — wie alles Italienische — von origineller Erfindung. Sie besteht nämlich aus leeren, ineinandergeschobenen Weidenkörben, aus denen der Boden entfernt wurde, und die Italiener kriechen durch diese Korbrolle ins Tal hinab. Sonst wären sie nämlich unseren Beobachtern völlig preisgegeben. Natürlich reißt jede unserer Granaten, auch die kleinste, ein Loch in diesen Gang; und wenn sie gerade einen erwischt, der in ihr Schutz zu finden vermeinte, dann wird ihm sein Irrtum fürchterlich klar. Aber wieder einmal zeigt sich's an einem so einfachen Fall, daß Geschütze wohl stören, aber nicht hindern können. Immerfort kann man die „Korbsappe" nicht beschießen, tut man's ab und zu, so wird sie wieder geflickt.

Wir durchwandern die Schützengräben immer weiter nach Süden. Viel hat mir der Honvedgeneral v. Lukachich, der jetzt den San Michele verteidigt, vom Monte Cosich, der früher zu seinem Bereiche gehörte, und von seinen glatten, unüberwindlichen Steinplatten erzählt. Früher hatte unsere Front einen weiten Bogen um La Rocca gemacht, kürzlich aber stürmten die Truppen gegen diesen Mittelpunkt konzentrisch vor und verkürzten den Halbkreis zur Sehne. Auf fünfzig Schritt folgt die neue Front der italienischen Linie; und jetzt noch ist sie, obzwar schon fast fertig ausgebaut, das Ziel einer wütenden Beschießung. Unsere frühere Linie läßt man nun menschenleer; sie ist zur Nebensache, zur zweiten Stellung geworden. Mit eigenen Augen also sehe ich's mit an: kein Stückchen unserer vordersten Mauer haben die Italiener in Jahresfrist nehmen können.

Da wir durch diese unsere jüngste Stellung schreiten, die in zwei Nächten durch einen mit Wucht vorgetragenen Angriff erobert und in weiteren drei Nächten ausgebaut wurde, fällt mir die Sauberkeit und das Schmucke dieser vielbeschossenen neuen Schwarmlinie auf. In drei Tagen war sie fertig gewesen. Zuerst hatte sie aus kleinen

Schützennestern bestanden, jeder Mann fertigte nur für sich einen Kopfschutz an. Die schüttere Schwarmlinie wurde aber rasch zur undurchdringlichen Wehr und jetzt ist diese südlichste Hügelstellung genau so stark wie die übrige Front. Bei dieser Vorrückung hat man den Stützpunkt der italienischen Wasserleitung zertrümmert, man hat



hundertvierzig Gefangene gemacht, zwei Minenwerfer und eine Bohrmaschine erbeutet, die jetzt schon für uns ganz tüchtige Arbeit leisten.

Und nach alledem diese Ruhe, diese Sauberkeit, diese Ordnung, obgleich hier der Landsturm steht. Und wahrlich, da ich um mich blicke, sehe ich nur ältere Männer mit großen Bärten, angegrauten Schläfen, aus der Form gegangenen Wangen. Die Montur sitzt ein wenig schief auf diesen in die Breite gequollenen Gestalten und die Haltung ist natürlich nicht allzu stramm. Aber die Augen blicken frisch; frischer und zuversichtlicher vielleicht als bei den jüngeren Leuten. Tiefe Nachdenklichkeit und Lebenserfahrung wechselt auf diesen Gesichtern mit frohem Stolz über die gelungene, der Menschennatur förmlich abgerungene Selbstbezwingung. Diese

Leute gehen nicht mehr im Rausch zum Sturm, aber sie tun ihre Pflicht bis zum Tode in idealerem Sinne, als wenn die Leidenschaft sie noch führte. Sie wissen, was sie erwartet, und sie gehen doch und mit klarem Blick.

Dazu kommt ein eigener Sinn für Ordnung und für Verläßlichkeit. Während die Ablösung bei jüngeren Truppenverbänden manchmal den Wunsch zeitigt, ein wenig von der zu bewältigenden Arbeit den nachkommenden Kompagnien zu hinterlassen, setzt der Landsturmmann seinen Stolz darein, die ihm zugewiesene Verrichtung selbst tadellos zu Ende zu führen. In der Reservestellung hatte der Oberst einst einem recht ungelenken dicken Mann wohlwollend zugerufen: „Na, ihr seid wohl froh, daß ihr ein bißchen Ruhe habt." Der Mann hatte den Kopf geschüttelt. „Wir möchten eigentlich lieber wieder nach vorn. Wir sind ja mit unserer Stellung nicht ganz fertig geworden."

Nichts ist rührender, als dieses Wetteifern des Alters mit der Jugend. Manch einer von diesen Leuten mag schwer genug von Weib und Kind, vom Geschäft, vom Stammtisch geschieden sein. Ans Kniebeugen war er nicht mehr gewöhnt und Befehlen war er entwachsen. Und doch kennt er hier nur einen einzigen Wunsch: sein winziges Plätzchen am Rande des schier endlosen Plateaus mit ganzer Kraft auszufüllen, zumindest mit der gleichen, die die Jugend aufbringen kann.

Und neben ihm stehen Jünglinge, die so aussehen wie reife Männer. über die Jahre hinaus, fast altklug, schauen sie aus wissend gewordenen Augen in den Tod hinein. Der Krieg hat die Grenzen im Menschenleben verwischt, Kameraden sind die Grauhaarigen und die Flaumbärtigen und alle sterben gemeinsam unter derselben Granate, unter demselben Stein.

Unter der Mannschaft herrscht nicht nur ein buntes Gemenge aller Altersklassen, sondern auch aller Nationen Österreich-Ungarns. Wie schwer das den Dienst der Offiziere macht, welche pädagogische Weisheit jeder Leutnant aufbringen muß, das ahnt wohl kein reichsdeutscher Kommandant, der nur ein einheitliches Volk vor sich hat. Und dennoch wickelt sich alles in lautloser Weise ab. Vorbildlich für

die künftige Völkerversöhnung müßte unsere Isonzoverteidigung sein. Hier heißt ein Unterstand „Villa Altwien". Der Hausherr ist ein Tapezierermeister aus Hietzing. Der Krieg täte ihm nichts, meint er, indessen die Langeweile sei arg. Freilich, die Nächte brächten Abwechslung genug, nur die Tage dehnten sich endlos. Der schwarzbärtige untersetzte Feldwebel ist ein Techniker aus Brünn. Jener blonde Riese mit dem Urwald am Kinn, den sie den Buffallo Bill nennen, kommt von der Linzer Finanzlandesdirektion. Ein kleiner, dicker, komischer Kauz stellt sich als Sparkassenbeamter aus Arad vor. Ein anderer ist ein Postangestellter aus Prag. Der überhagere mit den stark durchrunzelten Zügen ist ein Impresario, der mit Zirkussen reist. Die Scenic Railway im Prater ist sein Werk. Acht Sprachen spricht er und jetzt steht er als Korporal beim Telephon. Ein Triester Bankier fungiert zur allgemeinen Zufriedenheit als Kriegsanleiheagent.

Jeder Kompagniekommandant begleitet uns seinen Befehlsbereich entlang. Der Oberst ist mit jedem gut Freund. „Was machen die Furunkeln?" fragt er einen verbundenen Leutnant, dem auch schon die Haare weiß um die Schläfen stehen. „Danke gehorsamst, Herr Oberst. Geht noch nicht besser." „Brauchst halt a Bier. Werd's gleich schicken." Und der Leutnant lacht ob der originellen Doktorei. „Bitte, Herr Oberst, aber nur ja nicht vergessen!"

Das Landsturmregiment hat schon schwere Tage gesehen. In Galizien hat es den Durchbruch mitgemacht, hier hat es während einer Isonzoschlacht die ganze Stellung erbaut. Von San Martino ist es hierher geschoben worden und, da alles auf Erden nur durch den Vergleich gewertet werden kann, ist es mit seiner neuen Aufgabe sehr zufrieden. „Ich kann wieder bei Tage aufrecht gehen," sagt der Oberst. Und dehnt sich wohlig. Und wer San Martino gesehen hat, begreift's.

Seit achtzehn Tagen ist aber das Regiment nicht aus der Stellung abgelöst worden, seit achtzehn Nächten hat es kein Dunkelwerden ohne Gefecht erlebt. Seit fast drei Wochen ist nicht einmal der Oberst aus seinen Stiefeln gekommen. Achtzehntägige Steinarbeiten in glühender Hitze — denn die Sonne brennt uns er-

barmungslos auf den Kopf — und Kämpfe von achtzehn Nächten sind für die Männer nicht leicht.

Über den Monte Cosich steigen wir zum höchsten Punkt der Stellung, dem hundertvierzig Meter hohen Debeli Vrh. Hier gibt es einen gemütlichen Imbiß — aber wenn man sich zum Essen ins Gras setzen will, muß man erst die Schrapnellhülsen wegräumen. Und daran werde ich wohl bei allen zukünftigen Picknickfrühstücken denken müssen.

Hier hört man endlich das Meer an das Plateau heranrauschen, das Meer, unsere Adria. Über das Schloß Duino schweift der trunkene Blick zu den weißgekräuselten Wogen hinaus, die ebenso vergeblich an das stolze Bergmassiv anrennen, wie die Wellen des italienischen Heeres. Ganz hinab nach Süden fahren wir von hier mit dem Auto, so weit, bis die Adriawerke fast greifbar vor uns liegen und man den zerschossenen Rauchfang sehen kann, der bis zum Volltreffer unseres Mörsers ein italienischer Beobachtungspunkt war. Mit dem umstürzenden Kamin soll auch der feindliche Artillerist zerschmettert worden sein.

Dann geht's über den wunderschönen Heldenfriedhof der Egerländer — „Unvergänglich wie eures Böhmerwaldes Tannen sei euer Ruhm", so lautet die Inschrift auf dem Monument — nach Brestovica, dem Standort der Division. Wie jedem Kommando an der Isonzofront ist auch diesem ein eigens beorderter Anbauoffizier zugeteilt und der Divisionär, Feldmarschalleutnant v. Kletter, kümmert sich selbst ganz besonders um das Land. Persönlich führt er mich zu den Feldern hinaus, wo in jedem Block auf einer Tafel steht, was und wann hier angebaut worden ist. Unter der Leitung von Berufsökonomen werden Zisternen eingefaßt, wird der Wein aufgebunden und bespritzt, werden Gemüsekulturen veredelt und Straßen gebaut. Rationell wird der Dünger geschichtet, gewisse Pflanzen werden in Holzkisten gezogen, das Wachstum jeder Sorte Getreide wird studiert. Die uralte Landwirtschaft, die vom Vater zum Sohn sich vererbte, zopfig, altmodisch, zäh festhängend am alten Brauch, wird nun von der Militärverwaltung verbessert. Die Bürgermeister der Ortschaften auf dem Plateau stehen diesem



schönsten Frühling ihres eigenen Sprengels überrascht gegenüber. Sie schauen untätig zu, wie die Mannschaft sich müht, glückstrahlend, fast ungläubig. Wenn der Krieg zu Ende sein wird, wenn die Soldaten abziehen — dann übernehmen sie ein neues, ein glanzvoll hergerichtetes Gebiet. So etwas von einer militärischen Okkupation zu erwarten, hat sich wohl keiner von ihnen jemals einfallen lassen.

Nun muß ich hier noch eine richtige Kinovorstellung mitmachen, die wohl das einzige Heitere ist, was ich an der Isonzofront gesehen habe. Die Damen von Triest haben ein Wanderkino gestiftet, das seit Januar zwei- bis dreimal täglich für die Soldaten spielt. Eine Holzbaracke ist rasch überall errichtet, die Maschine wird eingebaut. Und die Reservemannschaft sitzt vergnügt bei den tollsten Schwänken und lacht. Hörten die Damen von Triest die Leute, die aus dem Feuer kommen, so von ganzem Herzen lachen, sie meinten wohl, ihr Lohn sei voll abgezahlt. Ich kann nicht das ganze Programm mitanhören, denn draußen steht schon mein Wagen bereit, zu meinem letzten Besuch, zur Abmeldung beim Korpskommandanten. Vier Wochen lang habe ich das Plateau von Doberdo durchstreifen dürfen; ehe



ich scheide, wird mir gestattet, dem Korpskommandanten ehrerbietigst meine Bewunderung, meinen Dank zu sagen.

Ganz allein geht Erzherzog Josef unter den Leuten spazieren. Ihn kümmert nicht die Gefahr. Bis in die Schützengräben, ganz vorn hin, lenkt er alltäglich den Schritt. Und die Liebe des ganzen Korps belohnt ihn dafür. Vater wird er von der Mannschaft genannt.

Eine kleine Geschichte erzählte er mir selbst. Bei San Martino war's, hinter der Kirchhofmauer. Plötzlich schlug eine Granate ein, riß ein Stück der Mauer mit fort. Wie nun weiter gelangen? Der Erzherzog legte sich flach auf die Erde und schob sich an dem Einschlag, der dem Feinde die volle Sicht ermöglichte, vorsichtig vorbei. Da sah er, der wie stets ohne Begleitung war, daß ein einfacher Mann ihm folgte und sich gerade bei dem Loch zu voller Größe erhob. Was er denn nur für Unfug treibe, rief der Erzherzog ihm zürnend zu. „Herr," sagte der ungarische Bauer ganz schlicht, „das geschieht, damit sie mich aufs Korn nehmen. Indessen rettest du dich."

Die letzte Fahrt über das ganze Massiv nach Biglia, dem Standort



der Honveds, wo ich mein Quartier aufgeschlagen habe, führt über die neue Straße. über den höchsten Paß geht es nach Norden hinüber und unmittelbar jenseits des Kammes sieht man Görz, die liebliche Stadt, vor sich liegen. In rascher Senkung und ohne beschossen zu werden — sonst steht diese Straße meist unter dem Feuer der weittragenden italienischen Kanonen — fahre ich zum letzten Male ins Quartier. Und zum letzten Male begegne ich dem nächtlichen Fuhrwerk, das von allem, was es im Kriege gibt, das Ergreifendste ist. Die Stürme gegen den Feind, die Wacht in den Schützengräben, sie haben etwas Dramatisches, sie sind eine unaufhörliche Tat. Größer noch ist das stille, ruhmlose Fahren, das rund um das Plateau des Abends beginnt, das langsame Aufsteigen mit den Tragtieren, denen eines der schönsten Monumente gebührt, das Rasseln und Holpern und Stolpern oft im Finstern, ganz gleich, ob vorne die Schlacht wogt, wohin sie gehen . . .

Fast wie von Heimaterde nehme ich am nächsten Tag Abschied vom Doberdoplateau. Das Erhabenste ist es, was je meine Augen erschaut. Unsere Jugend erbleicht auf dem Plateau, unsere Brüder verbluten hier, unsere Väter verhauchen ihr schaffensfrohestes Sein. Aber in dieser blutigsten Schule haben wir Ordnung gelernt, Gehorsam, Aufopferung und Pflicht. Wir kämpfen hier nicht nur gegen den äußeren Feind. Auf diesem Plateau wird das neue Österreich-Ungarn geboren.

Der Monte Santo war im Frieden der meistbesuchte Wallfahrtsberg in Friaul gewesen. Auf seinem Scheitel trägt er den von allen Seiten sichtbaren Dom der Franziskaner, der weithin über die Ebene bis zum Meer hin grüßt. Von Salcano, dem durch die kunstvolle Isonzobrücke berühmtgewordenen Vorort von Görz, führt ein breiter Serpentinenweg auf die Höhe. Und an den schöngehaltenen Stationen des Kalvarienbergs vorbei, den ganzen langen Kiesweg bis nach oben, rutschten die Sünder unter den Wallfahrern auf den Knien hinauf. Es spricht für die überlegene



Tugend der geistlichen Herren, daß man nie einen von ihnen unter den solcherart Büßenden sah. Die Pilgerstraße mündete oben bei dem malerischen Friedhof in den ebenso malerischen Klostergang.

Die Aussicht vom Monte Santo ist eine der eindrucksvollsten, die es gibt. Tief unten fließt der Isonzo vorbei und die Brücke mit dem am weitesten gewölbten Steinbogen der Welt spannt sich kühn über ihn hin.

Man kann den bequemen, sanft ansteigenden Weg auf den Kalvarienberg jetzt nur im Finstern gehen. Ein Balken verrammelt ihn mit der hier recht alltäglichen Aufschrift: „Weg wird beschossen!" Gerade gegenüber nämlich sitzt der italienische Beobachter auf dem Monte Sabotino und übersieht die schöne Straße von unten bis oben. Man muß also von hinten hinauf, auf einem recht kümmerlichen Steig geradeaus über die Wiesen. Und dann muß man oben ganz um den Gipfel herum auf einem jener schrecklich beschotterten Mauleselwege, die den Tod der Stiefel bedeuten. Aber oben vergißt man jede Müdigkeit und den Zorn über die Torheit der Welt, die den schönsten Promenadeweg unmöglich macht und dafür Saumpfade bietet: weil das Bild der total zerschossenen Kirche einfach jeden anderen Gedanken beiseite drängt.

Gegenüber dem Monte Santo erhebt sich die achthundert Meter hohe Korada, auf deren Spitze — einer unbeglaubigten Erzählung zufolge — der König von Italien seinem Freunde d'Annunzio schluchzend vor Freude in die Arme gesunken sein soll, als die italienischen Achtundzwanziger die Kirche vor seinen Augen niederlegten. Zwei Millionen ließen sich's die Italiener kosten, diese Pracht zusammenzuschießen.

Auf den Monte Santo muß man zweimal gehen. Einmal bei Nebel, um oben umherwandern und alles anschauen zu können, was der feindliche Beobachter bei klarem Wetter nicht zu gestatten pflegt, und einmal bei Sonne, um die Kirchenruinen zu photographieren, die an Bizarrheit alles übertreffen, was ich am Isonzo, so reich er an grotesken Trümmern ist, gesehen habe.

Im März war ich das erstemal oben gewesen. Damals hauste das Artilleriekommando noch unter den Trümmern und in den Kellern hingen die Telephone. Auf den umgestürzten Säulen standen die Fernrohre. Zu Mittag speisten die Herren in dem ehemaligen Wirtshaus, in dem die Volltreffer gerade nur den Herd im Erd-

geschoß und ein Stück eines Zimmers im ersten Stock verschont hatten. Man kletterte über eine Leiter empor und aß in einem total verfinsterten Raum auch mittags bei brennender Lampe.

Im Keller waren die Weinfässer äußerlich unversehrt, aber leer. Tragikomisch ist ihre Geschichte. Denn der eine der Patres, der anfangs — bevor noch die Beschießung so sehr ausartete — durch das Los bestimmt war, als Vertreter des Ordens oben zu bleiben, gab nur an hohen Feiertagen ein Gläschen des kostbaren Friaulers heraus. Kein Betteln half, er sparte mit dem Schatz des Klosters, mit dem unvergleichlichen süßen Wein. Da kam eines Tages eine italienische „Schwere"; ohne jeden Sinn für Köstlichkeit erschütterte sie den Weinkeller so sehr, daß der feine gute Tropfen unaufhaltsam aus dem Fasse rann.

Rührend war der Betrieb des Gemüsegartens auf dem Monte Santo. Nachts wurde gesät, gejätet, geerntet. Spargel gab es trotz der umhersausenden Schrapnells, Salat, Spinat, Radieschen, schön geordnet wuchsen sie um die Granattrichter herum. Und das Merkwürdigste war der Krimskrams, der allerorten verstreut lag: Haarnadeln, Glasperlen, Kämme, Kinderspielzeug und Similischmuck. Waren doch die Jahrmarktbuden, die sich rund um die Kirche an ihre Mauer lehnten, zu Zeiten des ersten Schusses wohlgefüllt gewesen und seitdem hatte sich von den Besitzern dieses Tands niemand mehr hinaufgewagt.

Damals regnete es so sehr, daß ich den Besuch der Kirche auf einen schöneren Tag verschob.

Erst jetzt im Juli führe ich meinen Vorsatz aus, bei gutem Wetter wieder zu kommen. Aber wie sieht es da oben bei diesem zweiten Besuche aus! Die Beobachter haben ihr Quartier ganz wo andershin verlegen müssen, denn ihr Speisesaal ist dahin. Hat man etwa die Lampe doch durch die verhängten Fensterlöcher schimmern gesehen? Das Refektorium ist ebenfalls weg und in der Kirche ist eine ganze Ecke umgefallen, so daß der schöngemeißelte Papst Benedikto XIV. nun im Freien einsam an seinem Pfeiler lehnt.

Die Fassade aber und die östliche Längswand des Kirchenschiffes



stehen noch wie einst. Sorgsam decke ich mich nach Tunlichkeit vor den zuschauenden Feinden, aber diesmal scheint die Sonne zu ver=





führerisch, als daß man nicht nach Herzenslust photographieren sollte. Findet man doch nicht oft Kirchengemälde, die man ohne



verdunkelndes Dach aufnehmen kann. Drei Fresken sind merkwürdig gut erhalten, trotzdem der reichliche Regen des Görzer Klimas jetzt Zutritt hat. Der Apostel Matthäus und die heiligen drei Könige sind sogar tadellos. Die Mauer wird von Balken gestützt — und die Soldaten, die sie pölzten, haben in verblüffender Unbekümmertheit das Holz gerade mitten in das eine der drei Gemälde gestemmt. Der Hauptaltar ist umgefallen, aber die vier schönen Säulen der Krypta stehen noch. Hier liegen kleine Stückchen Porphyrs im Schutthaufen, die nehmen wir als kostbare Gedenkstücke vom Monte Santo mit. Vom Seitenaltar ist der Heilige weggeschossen worden und in der Westecke ist der schönmodellierte Christus aus kostbarem Holz mitsamt dem Kreuz abgestürzt. Sonderbar mystisch ragt er unversehrt aus den Trümmern.

Die Fassade ist gänzlich verrammelt, durch das Tor kann man nicht hinaus. Hat man innen das übriggebliebene Stück der Bemalung — die Madonna und die Putten — aufgenommen, so muß man die ganze schwierige Klettertour wieder zurückmachen und dann außen herum — vorsichtig im Schatten schleichend — zu





der schönen, statuengeschmückten, aber ganz zusammengebrochenen Freitreppe gehen.

Der ganze Wahnwitz des Krieges symbolisiert sich in solch einer Kirchenruine. Das Kloster war sicherlich keine zwei Millionen wert — soviel ließen sich's die Italiener kosten, es zu vernichten. Es war aber schön und von Künstlern geschaffen und tat niemandem etwas zu leide. Und seine Baumeister ahnten nicht, daß einst dunkle Tage kommen würden, da es das Vergnügen und den Stolz eines Kulturvolkes ausmachen würde, es zusammenzuschießen.

Die Kote von Plava

„Sollen wir gehen? Jetzt, am Abend schon, gehen? Oder doch lieber erst später, bei Nacht?"

Der Geniekommandant der Division, der die Unterstände auf der Kote 383 besichtigen will, bespricht die Sache mit dem Hauptmann, dem Kommandanten der Sappeurkompagnie, den er herbestellt hat. Sie stehen auf der Kote 363, vor der berüchtigten „Gurgel", über die man zur Kote 383 hinüber muß, vor jener einzigartigen Stelle, die in ihrer grauen Freudlosigkeit nur mit dem Platz unter einem Galgen verglichen werden kann.

Vor mir liegt die Kote 383. Die Italiener nennen sie Monte Plava, die Unsrigen sagen nichts als „die blutige Kote". Überhaupt nur: „die Kote". Sie braucht keine nähere Bezeichnung. Viele Kilometer lang ist der Abschnitt dieser Division, viele Hügelkoten halten ihre Truppen besetzt, aber keinen Zweifel gibt's, was gemeint wird, wenn von der „Kote" die Rede ist.

Ich habe mich auch heute einem der Herren auf seinem Dienstweg angeschlossen. Aber nun scheint es, als ob der Feind ihm diesen Dienst unmöglich machen wollte, denn der Verbindungsgraben wird unaufhörlich mit Minen belegt. Alle Augenblicke platzt eine dieser dicken, graugelben Kröten und ihr Dampf ist noch nicht verzogen, wenn schon die nächste zerspringt.

Diejenigen, die hier stehen, seit einem Jahre hier stehen, werden daheim sagen, sie seien „auf der Kote gestanden". Und wenn das keinem der Zuhörer Eindruck machen sollte, werden sie nachdrücklich hinzufügen: „auf der Kote 383". Aber auch das dürfte ins Leere verhallen, wie der Ton einer Glocke, die niemand hört.

Der Sappeurhauptmann hat zuerst gemeint, ich wolle nur darum auf die Kote mit, um sagen zu können, ich sei auf der „Kote" gewesen. So tief durchdrungen ist er von der Wirkung des Namens.

Und ich, die ich seit Märzbeginn die Isonzofront entlang wandere, habe bis gestern nichts von der „Kote“ gehört.

Und dann frage ich ihn, ob er von der Kote 124 wisse, vom Nordhang des Monte San Michele. Er schüttelt den Kopf. Er steht zwar schon seit zwölf Monaten hier — auf seiner Kote — aber er weiß nichts von jener anderen, der Kote der Honveds, auf der das Blut von ebensoviel Soldaten floß.

Es scheint also, daß man in Österreich-Ungarn die „blutigen Koten“ nicht allzu gut kennt. Sie sind zwar die Ausgeburten der Hölle, ärger, tausendmal so arg, als menschliche Phantasien zu reichen vermögen, aber nur wenige wissen von ihnen. Sie liegen ja in Österreich-Ungarn. Freilich, es nützte wenig, wüßte man mehr über sie. Würden sie auch von tausend Zungen, tausend Federn geschildert, kein Gehirn ist fiebrisch genug, um solch eine Schilderung zu erfassen.

Das Isonzotal macht hier ein Knie. Weit höher liegt es bei Plava als bei Görz. Den ganzen Lauf des Flusses, bis hinauf zu den Quellen, schützt die Isonzoarmee. Freilich, dort wo er mündet, wo er breiter, ruhiger fließt und zum Strom wird, dort hängt mehr Ruhm an der Front. Indessen, auch die nördlich, hinter dem Monte Sabotino und dem Monte Santo kämpfenden Helden, die weiter oben die Isonzomauer aus ihren Leibern machen, haben ein Recht darauf, daß das Volk von ihnen erfahre; denn nicht minder schwer ist ihr Werk.

Jenseits der Berge, die Görz einschließen, am Nordfuß des Sabotino und des Monte Santo, bespült der Isonzo die Ortschaften Zagora und Plava. Das Tal, das hier nach Westen ausbiegt und ein Dreieck bildet, lehnt sich geradezu nach rechts an die beherrschende Höhe des jenseitigen Ufers an, an die über achthundert Meter hohe Korada; sie füllt die Ecke bei der Talbiegung im Norden aus, den Südabschluß des Abschnittes von Plava bildet der Monte Santo.

Dazwischen, in die Mitte des Talbeckens vorgeschoben, fast von allen Seiten freistehend, erhebt sich der rundherum steil abfallende Hügel mit der blutigen Kote. Fast einen Kreis macht der Isonzo

um ihn herum; der Fluß ist hier genau in dem Ausmaße der Krümmung in der Hand des Feindes. Nur nach Osten verbindet ein schmaler tiefeingesattelter Felsgrat den Hügel mit dem hinter ihm aufragenden Monte Kuk, den er gleichsam als Vorposten deckt. Dieser Verbindungsgrat ist die berüchtigte „Gurgel“.

Rechts, tief unten in der Isonzoschlucht, liegt Globna, links, ebenso tief unten, Zagora. Den Ort Plava mit der Brücke, die den Italienern das Herüberkommen ermöglicht, kann man nicht sehen, weil er genau am jenseitigen Fuße der „Kote“ liegt.

Wie ein Präsentierteller ist diese Kote den feindlichen Höhen entgegengestreckt. In das wilde Meer des Krieges hinausgestoßen, wie ein völlig umbrandetes Riff, hat diese Kote keine Front, keine Heimat. Sie kennt kein Vorne, kein Hinten. Rund herum dräut der Feind.

Die schöne neue Eisenbahn, die kurz vor dem Krieg die Karawanken durchbrach, um dem Isonzo bis nach Görz nachzulaufen, begleitet ihn hier am westlichen, jenseitigen Ufer, so daß gleichzeitig mit der Krümmung des Flusses auch diese Schleife in Feindeshand geriet. Gerade hier, wo die Kote durch ihr Vorspringen das Tal versperrt, ist die Trasse in kunstvolle Galerien eingebaut, durch einen großartig angelegten Tunnel hindurchgeführt worden. Unverwundbare Rohre mähen daraus unsere Brüder nieder, denn die gute österreichische Arbeit dieser Kunstbauten kann nicht einmal durch die gute österreichische Arbeit der Mörser zerstört werden.

Nicht der ganze Hügel gehört uns. Früher standen wir auch auf dem jenseitigen Hange, bis zum Isonzo hinab. Förmlich todgeweiht. Aber gerade, weil damals in diesem vorgeschobenen, von allen Seiten umfaßten und überhöhten Stellungszerrbild das Trommelfeuer eine solche Qual war, wie sie ähnlich nirgends an der ganzen Front ertragen werden mußte, entstand nach und nach gerade hier die bombensicherste Ecke am Isonzolauf. Jetzt, wo die italienischen Geschütze fast gar nichts mehr schaden können und außerdem auch noch darauf achten müssen, nicht in die eigenen Gräben zu schlagen, trommeln sie auch nicht mehr so hemmungslos auf unsere los.

Unverrückbar stehen die Unseren auf dem diesseitigen Hang. Einem aufgelassenen, zerwühlten Friedhof gleicht unsere an vier Seiten von Mauern umgebene Kotenstellung. Sie liegt festungsartig



phot Kilophot.

wie ein auf die Spitze gestelltes Viereck über dem Steilhang; ihre untere Ecke ruht auf der „Gurgel". Die obere ist ein wenig verbogen, sie reckt sich bis zur Gipfelkote empor. An sie anstoßend fast, bis auf fünf Schritt Distanz, greift die obere Ecke der von drüben vorspringenden feindlichen Stellung zu ihr herüber. Von der „Gurgel" aus gesehen, ist es, als liege ein Haupt auf dem Schafott. Und der Gegner stehe da, mit dem Beil in der Hand, und lauere darauf, ihm an die „Gurgel" zu fahren.

Seit einer Viertelstunde ist kein Schuß mehr gefallen. Es ist kein leichter Entschluß, ob man jetzt gehen soll oder später. Das Leben guter, tüchtiger Männer hängt davon ab. Die Herren, die anfangs für die Verschiebung waren, beschließen nun wieder das Gegenteil.

„Wir gehen. Es ist jetzt Ruhe und hier darf man nie glauben, daß es später besser wird."

Also wir gehen. Zuerst abwärts, noch durch den Wald gedeckt. An

der Ruine der Kapelle vorüber, deren weiße Gipsengel kopflos im Schutte liegen. Dann bis zur „Gurgel“ hinab und noch unter den Grat bis zum Laufgraben hinunter.

„Ziehen Sie Handschuhe an,“ sagt mir mein Begleiter, da er sieht, daß ich ab und zu an die Wände des engen Grabens rühre. Ich habe keine bei mir. Aber ich weiß, was er meint. Den Leichengeruch kenne ich für Lebenszeit, mit keinem Duft der Erde ist er zu verwechseln. Wegen des Leichengiftes dieser Erde bekomme ich ein paar großmächtige Handschuhe geliehen, in denen mir seltsam zumute ist. Treue Hände steckten darin, tapfere, ausdauernde, verläßliche Hände.

Wir begegnen zahlreichen Mannschaften. Ein Korso entwickelt sich fast, wie immer und überall, wenn ein wenig Ruhe eintritt. Wir kommen an den Stellen vorbei, auf denen gerade vorhin die Minen platzten. Ein paar Deckungen sind eingeschlagen und ein in Brand geratener Sandsack raucht noch ein wenig. Aber sonst rührt sich nichts und drüben, in der Unterkunft des Bataillonskommandanten, zeigt sich's, daß er überhaupt nichts von ihnen weiß.

„Ein paar Minen — die werden nicht mehr gemeldet. Wenn nicht gerade einer getroffen wird, schaut überhaupt niemand hin.“

Die Stellung auf der Kote ist nicht wie sonst eine Linie, sie ist ein unterirdisches Dorf. Sie hat vier Fronten und nur einen einzigen Zugang — eben die entsetzliche „Gurgel“, über die jeder Balken, jede Panzerplatte, jedes Geschoß heraufgetragen werden muß.

Über diesem schauerlichen Viereck, das oben wie ein Maulwurfshügel aussieht, weil es in keinem Fußbreit seines Raumes mehr auf dem Naturniveau des Berghanges sitzt, lastet ein dicker, dumpfer, die Sinne betäubender Geruch.

Die toten und die lebenden Menschen, die frischen Speisen und die Abfälle sind so eng aneinandergerückt, daß es keinen Ausweg für die Ausdünstungen gibt. Man hat schon Tausende Flaschen Parfüm auf die Kote geschickt — das ist, als wollte man das Meer mit Löschpapier auftrocknen. Herrscht ein wenig Ruhe, dann kann —

freilich unter steter Lebensgefahr — manches mit Kalk verschüttet, manches sogar hinweggeschafft werden, im Feuer aber muß alles dort bleiben, wo es gerade ist.

Gerade dort, wo die Handgranaten beständig herüberfliegen, an der oberen Ecke, haben meine Begleiter zu tun und sie steigen leise bis zur äußersten Kante empor.

Hier gibt's nicht wie sonst überall eine richtige Brustwehr und es gibt auch keinen richtigen Graben. Die Mannschaft könnte doch nicht drin stehen. Die Leute liegen hinter den Panzerplatten, die zwischen Steinen eingefügt worden sind. Man braucht hier nicht durch die Schießscharten oder mit raschem Aufrecken über die Stellung hinweg zu den Feinden hinüberzuschauen, nein, der italienische Graben liegt genau so offen vor unseren Blicken da, wie der unsere vor ihren. Was sich rührt, wird gesehen — bei Tag natürlich nur. Jetzt ist es Nacht und die Mondsichel leuchtet gerade genug zum Schauen, zu wenig zum Gesehenwerden. Leise, leise schleichen wir die Steinhaufen entlang — merkwürdig! — auch hinter uns gibt's welche. Wird doch hierher auch von hinten geschossen! Nach links, nach rechts kann man hinunterschauen, der Isonzo glänzt von beiden Seiten herauf. Das ganze Grauen dieser entsetzlichen Stellung liegt in diesem Schauen nach drei Seiten, nach all den Seiten, von denen geschossen wird.

Trotzdem der Berg aus härtestem Fels besteht, sind ganz oben kleine Unterstände in ihn hineingebohrt worden. Hier inmitten der Mannschaft kann nur wenig gesprengt werden und so ist es schon eine gewaltige Leistung, wenn man mit diesen Handsteinarbeiten täglich um fünfzig bis sechzig Zentimeter vorwärts kommt. Unten im Stollen arbeitet der Mann in betäubender Hitze. Und jeden Hammerschlag hört der Feind. Nichts bleibt hier ein Geheimnis — bei Sprengungen bekommen die Italiener sogar die Steinstücke auf den Kopf.

In den fertigen Unterständen sammelt sich die vorderste Mannschaft, sowie das Feuer wieder einmal auf sie eröffnet wird. Zwei Mann laufen dann fortwährend hinaus, um zu schauen, ob etwa die Italiener schon kommen. Im Unterstand hängt das Telephon.

Bricht der Feind ein, so muß er vorher sein Feuer einstellen, weil er sonst seine eigenen Truppen gefährdete. Das Telephon spielt, die Reserve springt herauf, die Italiener werden hinausgeworfen und das ewig gleiche Lied erhält eine neue Strophe. Woche für Woche, Monat für Monat geht das so fort. Und immer bleibt es beim alten. Freilich, im Anfang des Krieges gab es doch kleine, traurige Änderungen. Auf die „Gurgel", den gräßlichen Grat, waren zwei Maschinengewehre eingestellt, und da die Unterstände nicht fertig waren, mußte die noch rückwärts untergebrachte Mannschaft durch diesen Engpaß hindurch. Schon von der Kapelle auf der Kote 363 an ging sie in Schwarmlinie vor. Und viele Leichen lagen jedesmal da. Aber die Kote blieb unser.

Alle Nationen der Monarchie standen schon auf der Kote. Deutschmeister, Schlesier, Tschechen, Dalmatiner, Rumänen und Ungarn. Jedesmal war es dasselbe. Auch Italiener, solche, die erlöst werden sollten, haben schon die Kote gehalten. Sie zogen es vor, sterbend noch die Erlöser von der blutigen Kote zu werfen. Und die Kote blieb unser.

Die schlimmste Zeit war die erste des italienischen Krieges. Die Feinde dachten sich's leicht, mit der Übermacht solch einen ungeheuerlich preisgegebenen Punkt zu nehmen. Eine Stellung, der jedes Hinterland fehlt, zu der keine Straße, kein Weg hinführt: das Isonzotal war doch unpassierbar geworden und kein vernünftiger Mensch hatte je daran gedacht, von der Seite, über unbewohnte Berge, Zugänge in ein Eisenbahntal zu schaffen. Im Juni 1915 gab es drei Schlachten hier, die letzte dauerte sechs Tage, und viele Abteilungen, die gesamte Verpflegung, die Munition, die auf Menschenrücken getragen wurde, mußten ohne Weg vor dem Feind um die Hänge des Monte Santo, des Monte Kuk herumgebracht werden. Im Feuer der verschwenderisch verstreuten Granaten wurde erst die Straße gebaut, die auch jetzt noch einzige, die Plava, Zagora und Globna mit dem Hinterlande verbindet. Nur zu gut wissen die Italiener, wo die Straße läuft, sie sehen sie doch ganz deutlich, trotz ihrer dichten Maske aus Laub. Ja, eine Stelle gibt es, an der alles, was vorbeikommt, rein instinktiv zu laufen beginnt. Sogar die



Tragtiere kennen sie schon und setzen sich dort ganz von selbst in Trab. Aber doch droht jetzt viel weniger Gefahr. Wir zum Beispiel



sind nachmittags flott im Auto vorbeigefahren — nur ein Zufallstreffer hemmt jetzt noch den Verkehr bis zur „Gurgel“. Dann bleibt der Wagen stehen und der Kutscher stellt das eingeschlagene Buschwerk wieder auf.

An einem Haar hing einmal das Schicksal der Kote. Die letzte Mannschaft wurde also zusammengerafft. Sogar die Köche aus den Pionierlagern gingen mit. In einer halben Stunde waren die Linien wieder geschlossen, die Feinde hinausgedrängt. Auf der Kote gab es ein Handgemenge und die italienische Artillerie schoß wild in den Knäuel hinein. Freund fiel und Feind — ihr war es gleich.

Der König von Italien weinte, als er hörte, wie es seinen Piemontesen ergangen war, den besten seiner Truppen. Man hatte ihm den Befehl unseres Brigadiers gezeigt, den man bei einem gefangenen Österreicher fand. „Laßt unsere Kote nicht in die Hände der Eidbrüchigen fallen, die wir unter Radetzky und Tegetthoff schon einmal so gründlich verhauen haben.“ Daraufhin soll der König gewütet haben: „Quella posizione deve essere nostra, costa cosa vuole.“ (Diese Stellung muß um jeden Preis unser werden.) Der Gefangene, der das aussagte, fügte der Geschichte noch eine pikante Fortsetzung hinzu. Als nämlich in weiterer Folge der italienische Brigadier von seinem Divisionär den Befehl erhielt, die Kote abermals und bis zum letzten Mann anzugehen, schrie er wild vor Wut in das Telephon hinein: „Der Dummkopf von Cormons soll selbst herüberkommen und schauen. Hier liegen schon 6000 Tote.“

Ein ganzes Korps war damals gegen eine Brigade gegangen, ein frisch ausgerüstetes Heer mit hunderttausenden Handgranaten. Und die Kote blieb dennoch unser. Sie ist heute unser so wie am ersten Tag.

Den Leutnant spreche ich hier, der erst gestern „auf Besuch“ drüben war.

Eigen erzählt sich's, eigen hört sich's an Ort und Stelle. Fünf Schritt sind von hier bis zum Feind. „Wer geht mit?“ hatte der Leutnant gerufen. „Wir alle wollen dabei sein,“ antworteten die Leute. Nie bleibt ein Mann zurück, stellt sich der Offizier an die Spitze.

Acht Mann nahm er mit. Es ging auf Leben und Tod. Mit einem Minenwurf sprengte er die Drahthindernisse drüben weg. „Und dann gingen wir."

„Und dann?"

„Drüben waren vier Mann tot. Die anderen weggelaufen. Einen Zugsführer packte ich am Kragen und brachte ihn mit. Das war die Aufgabe. Wir wollten wissen, welches Regiment drüben steht. In einer Stunde war sie gelöst."

Eine Aufgabe: „Geh," sagt der Befehl einem zwanzigjährigen Jüngling, „geh hinüber zum Feind und hole einen Mann."

Und er geht. Und er holt den Mann.

Es ist Nacht. Die Leute treten aus ihren Löchern und schnappen nach Luft. Das einzige aber, was sie finden, ist der widerwärtige, süßlich-beißende Geruch. Man hat einen neuen Unterstand bauen wollen und ist auf ein Massengrab gestoßen. In einem alten Dreißigertrichter liegen achtundvierzig Tote.

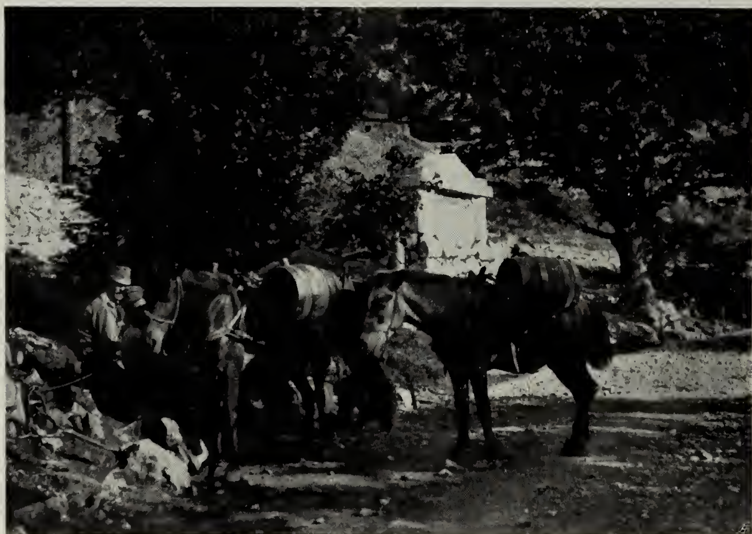
Beim Hinuntergehen müssen wir uns eng an die Wälle drücken, weil eben die Kochkistenträger heraufkommen, die das Essen bringen.



Je zwei tragen eine Kochkiste, in der die Suppe ist. Im Finstern kamen sie über die „Gurgel". Dann folgen je zwei mit einem Faß Wein. Dann die Sackträger mit den Konserven.

Wenn ich ein Maler wäre, dieses Bild hielte ich fest. Die Silhouette der Männer, die die Kochkisten tragen. Schwarz in Schwarz. Den steilen, engen Laufgraben. Die Steine auf dem Grund. Dazwischen die Träger. Mit fest zugeschlossenem Mund. Nicht eine Linie dürfte zuviel auf dem Bilde sein. Und ein Kunstwerk müßte es werden, davor noch die Nachwelt erschauerte.

Zurück gehen wir nicht durch den Laufgraben, sondern frei über die „Gurgel". Der weiße Weg leuchtet ein bißchen und vor dem Feind schützt uns die Dunkelheit. Freilich, die Italiener schießen auch in der Nacht oder vielmehr hauptsächlich in der Nacht — aber wenn sie das Ziel nicht sehen, treffen sie es auch selten. Diesseits der „Gurgel" müssen wir bis zur Kapelle noch über den offenen Weg. Und jetzt haben sie drüben den Scheinwerfer angezündet und suchen die „Gurgel" und unseren Weg mit weißblendendem Strahle ab.



Vorsichtig heißt es gehen. Trifft einen der Strahl, so bleibt er regungslos stehen. Dann sieht er aus wie ein Baum. Es handelt sich um Sekunden. Ehe gezielt werden kann, ist er weiter. In der Kapelle müssen wir warten: endlos lang liegt der weiße Schein vor der Tür.

Und jenseits dieses Scheines, noch im Dunkeln, noch unentdeckt, stehen die Tragtiere und warten, bis die Kochkisten, die sie gebracht, leer wieder zurückgestellt werden. Täglich stehen hier die Pferdchen mit den tief herabhängenden, oh, mit den so traurig tief gesenkten Köpfen. Und warten. Ab und zu huscht der Scheinwerfer über sie hin.

Im Lager bleibe ich über Nacht. Um zwei Uhr treffen wir dort ein, viel Zeit bleibt nicht mehr zum Schlafen. Der Hauptmann und der Leutnant — derselbe, der gestern von drüben den Mann geholt — spielen doch noch ein Stück auf dem Grammophon. Das Lager ist mitten im granatenbestrichenen Wald aufgeschlagen — aber rasch ist das alles vergessen. Versunken sind die Kote, die Kochkisten, der Scheinwerfer, der Leichengeruch und die Minen — den Italienern zum Trotz singt uns Caruso das schönste Puccini-Lied vor.

Ganz tief unten am Isonzo liegt es. Um fast fünfhundert Meter tiefer als der Sattel, über den die einzige Zufahrtstraße führt. Fast fünfhundert Meter tief muß jeder Mann, jedes Geschoß, jeder Tropfen Suppe, jede Tragbahre hinunter — vorne hinunter, vor dem Feind.

Die vielgenannte „Kote von Plava" trennt wie ein ins Tal gerammter Pflock die beiden Isonzostellungen Zagora und Globna. Globna hat in der Isonzoverteidigung keine so dramatische Rolle zu spielen, denn im Norden der Kote ist das Isonzotal zu eng, als daß sich hier der Krieg richtig entfalten könnte. Südlich indessen weitet es sich kreisförmig ein wenig aus und mitten in dieser Mulde liegt Zagora, das berüchtigte Dorf.

Von fünfhundert Meter Höhe angefangen ist der Weg hinunter

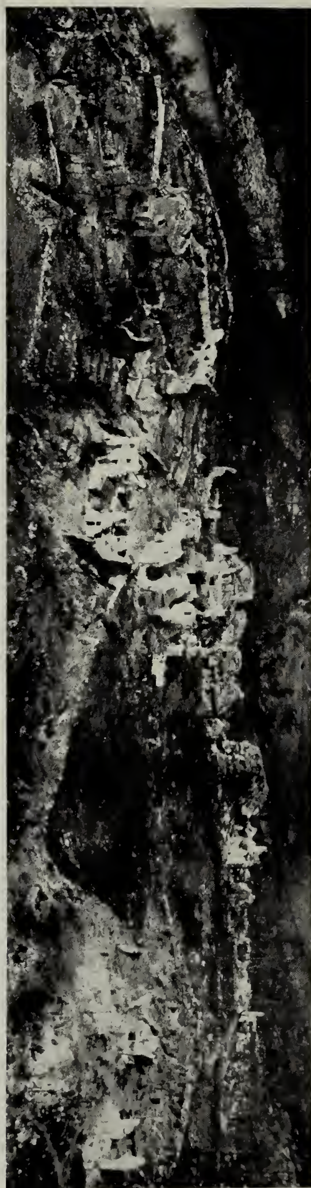


vollkommen eingesehen. Dieser Weg vor dem Feind hat nicht einmal eine Maske. Er führt so steil über die Bergnase hinab, daß man das Gegenüber gerade vor sich hat, nein, nicht ein Gegenüber allein, sondern einen ganzen Kranz von entgegendräuenden, von Feinden besetzten Höhen. Bei Tag ist jeder Verkehr hier ausgeschlossen. Bei Nacht aber muß jeder, der diese fünfhundert Meter hinunter oder hinauf steigt, darauf gefaßt sein, durch eine der über die Wiesen gestreuten Granaten als blutiger Fleck auf dem Wege zu bleiben. Jeder, der da hinabgeht, muß vorher mit dem Leben abgeschlossen haben. Nicht umsonst heißt diese Straße: „Der Todesweg von Zagora."

Wenn einer den Mut hat, der Wahrheit den Schleier abzureißen, statt sich durch alles Mögliche vom Krieg abzulenken, dann mag er versuchen, sich dieses Bild vorzustellen. Ein Tal. Steile Berge beiderseits, viele, viele hundert Meter hoch. In der Mitte der Fluß. Die Reserven, die Fassungsstellen, die Geschütze, die Küchen, die Zufahrtstraßen — alles, alles ist oben. Hoch, hoch, himmelhoch. Unten das Dorf. Das heißt — das ehemalige Dorf. Jetzt nur mehr einzelne Wände, Mauerzacken, ein Fensterkreuz, ein umgestürzter Schornstein, ein Mörtelhaufen, Balken, Steine, Geschoßsplitter.

Mitten durch das Dorf führt die Linie. Ein paar Ruinen innerhalb der Stellung, ein paar außerhalb. Ein Haus ist gemeinsamer Besitz. Die eine Ecke davon haben wir, die andere ist von den Italienern besetzt, sind doch die Fronten nur wenige Schritte voneinander entfernt. Das ist die Stelle, wo die Handgranaten fortwährend herüberfliegen. Dort aber, wo die Gräben sich etwas weiter voneinander entfernen — links, wo die Unseren den oberen Rand der Uferböschung behaupten, während die Italiener sich weiter unten im Sande des zum Fluß abfallenden Rideaus eingegraben haben, und rechts, wo unsere Stellung den Berg bis zum Sattel emporsteigt, während die Italiener unten bleiben und erst an der Kote von Plava sich wieder hinaufwinden — dort kommen die Granaten von einer Höhe von fast sechshundert Metern herab.

Zagora ist indessen ein Ort, wo die Granaten eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Du lieber Gott, was ist hier eine ordentliche, ihren Weg vorher ankündigende Granate, was ist ein anständiges



Zagora.

Dr. Matthäus Fuchs phot.

Schrapnell, das nur Kugeln enthält, was ist ein Gewehrschuß — hier, in Zagora, wo die Minenwerfer Tag und Nacht an der Arbeit sind!

Eine geordnete Schilderung von Zagora kann man nicht niederschreiben. Die Hand zittert zu sehr.

Gegenüber befindet sich der Eisenbahntunnel. Dort stehen die italienischen Kanonen. Manchmal kommen Schrapnells, Handgranaten und Minen von drei Seiten zugleich. Das Krachen umtost die Leute wie ein Orkan.

Der vorgeschobensten Kompagnie ist aus diesem Tunnel früher ganz erbärmlich zugesetzt worden. Schon dachte man daran, die Linie zurückzunehmen, da faßte Leutnant Scheichelbauer einen Plan. Lange mußte er bitten, mußte mit seinem Vorschlage bis zum Korpskommando gehen. Zuerst also marschierte er mit einer Patrouille in dunkler Nacht bloßfüßig von Salcano, der Vorstadt von Görz, die Schienen entlang bis zum Tunnel. Es war ein Marsch vor den italienischen Linien — auf Leben und Tod. Er fand, was er vorausgesetzt hatte, daß die Geleise fast völlig unbeschädigt seien, bis etwa auf eine Sprengung von einem halben Meter. In der nächsten Nacht befuhr er die Strecke schrittweise bis in den Tunnel mit einem Panzerzug. Vorne war ein armierter Wagen, hinten ein zweiter. In der Mitte dampfte die Lokomotive. Vorne zwei Maschinengewehre, hinten ebenso viele, in der Mitte eine kleine Kanone. Während die Geschütze in den Tunnel hineintrommelten, sprangen die Leute ab und legten das fehlende Stück der Schiene. Über ihre Köpfe weg prasselte das Feuer. Dreißig Gefangene brachten sie mit und zwei Maschinengewehre — aber das Wichtigste war, daß vierzehn Tage lang aus dem Tunnel nicht ein Laut mehr drang. Und in dieser Zeit gruben sich unsere Leute ein. Seitdem freilich haben die Italiener das Geleise vollständig zerstört.

Die Leichen der Italiener liegen seit Monaten unbestattet vor den Gräben. Einer steht noch aufrecht da, an einen Baum gelehnt. Von ferne meint man, er schaue tief in Gedanken über die Lande hinaus. Er hat das Käppi auf dem Kopf, den Rucksack auf den Schultern. Er selbst aber ist nur noch ein Skelett. Grausig sieht

das aus. Vor dem Offiziersunterstand liegt ein toter Leutnant. Ein kostbares Binokel hat er am Gürtel; das hätten die Unseren gern. Sie angeln darnach, aber durch die Drahthindernisse geht es nicht durch. Zwischen die Stellungen ist nämlich Drahtreiter an Drahtreiter, vielleicht zehn Reihen tief, hineingestopft.

„Jetzt stürmen die Italiener nicht mehr herüber?“ frage ich.

Da lachen unsere Leute. „Den Draht haben doch sie hergeschleppt. Zum Schutz gegen uns. Sie könnten kaum mehr durch den eigenen Draht hindurch.“

Über die Stellungen, hüben wie drüben, hat man engmaschige, staffeleiartige Drahtnetze schief aufgestellt. Die halten die Handgranaten auf. Und die Hausmauern, so zerbröckelt sie sind, schützen ein wenig vor den Gewehrkugeln.

Nichts aber schützt vor den Minen. Sie haben achtundfünfzig Zentimeter Durchmesser, mehr, als die schwersten Schiffsgeschosse. Sie sind mit fünfundvierzig Kilogramm Ekrasit gefüllt und haben ganz dünne Wände. Sie zersplittern in hundertstel Teilchen — einen Mann fand man einmal mit vierzig Verletzungen auf — und wo sie hinschlagen, bleibt alles tot.

Aber auch dann, wenn die Minen nicht gerade Volltreffer sind, reißt der Luftdruck alles in der Umgebung mit sich. Und sogar, wenn nichts in der unmittelbaren Nähe ist, was so grausam in Mitleidenschaft gezogen werden könnte, ist der Knall allein im stande, eines starken Mannes Nerven zu zerstören. Erdbebengleich wackelt der Boden. Die Lampen oben in den Reserveunterständen auf dem Monte Kuk, der fünfhundert Meter höher ist, erlöschen. Der moralische Eindruck dieses Getöses ist so fürchterlich, daß man — wenn man es einmal gehört hat — nicht begreift, wie die Leute ihren Verstand behalten. Denn Tage gibt es, wo jede Minute eine Mine kommt. Höchstens gibt es zuweilen zwei Minuten Pause — eine ganze Nacht lang geht das so fort. Im Finstern klingt es zuerst, wie wenn nasse Wäsche auf ein Brett geschlagen würde. Das ist der Abschuß. Der Propeller dreht sich, die Mine naht. Dann gellt der Einschlag durch das Dorf. Niemand weiß, ob er traf. Wen er traf. Niemand rührt sich — außer der Sanität. Manchmal wird der

Verwundete weggetragen, ehe man es erfährt. Dann kommen Briefe, Anfragen. Man weiß oft nicht, wo einer hingeriet.

Jede Woche ist Ablösung. Acht Tage und acht Nächte bleiben die Leute unten. Dann steigen sie aus der Gruft herauf, lassen ihre Plätze den anderen. Seit sechs Monaten immer dieselben Truppen.

Ich habe gesehen, wie die Leute in Zagora leben. Tagsüber im Unterstand. Nachts ein wenig den Kopf ins Freie gesteckt, jeden Augenblick einer Mine gewärtig. Entweder ohne jede Luft oder in beständiger Todesgefahr. Eine dritte Möglichkeit bietet Zagora nicht.

Kommt die Ablösung hinab, so teilt sie sich zunächst in ganz kleine Gruppen. Höchstens je zehn Mann, auf zehn Schritt abgefallen, dürfen auf einmal hinunter. Jeder kennt die Stelle, zu der er hingehen muß. Leise, wie die Katzen, schleichen sie einzeln vor. Eine Mine explodiert. Alles bleibt stehen. Ist einer gefallen? Es ist finster und kein Wort darf gewechselt werden. Vorwärts. Leise, leise geht's weiter. Jedes Rascheln zieht eine Mine an. Dann nimmt der Mann schweigend seinen Platz ein, schweigend entfernt sich der Abgelöste. Vorsichtig schleicht er hinauf. Dann wechselt die nächste Gruppe. Und so fort, bis die ganze Besatzung ihre Plätze abgegeben hat.

Für die Offiziere gibt es in den Unterständen ein Brett. Auf dem schlafen sie bis gegen Mittag. Nachts schläft kein Mensch in Zagora. Acht Nächte sind alle wach, stehen im Minenlärm. Seit sechs Monaten. Und keine Minute ist Ruhe. Dazu stelle man sich den Brandgeruch vor, der von Schwefel, Rauch und den Ausdünstungen der Abfälle, der Leichen geschwängert ist.

Vier Herren sind noch da, die seit einem Jahre hier stehen. Einer davon ist der Kommandant, der berühmte Oberstleutnant Turudija, eine der markantesten Figuren der Isonzofront. Seit einem Jahre hält er hier seine Leute beisammen. Wie alt er ist, weiß er selbst nicht genau; als sein Vater gegen die Türken focht, hing ihm seine Mutter ein paar Jährchen an, damit er in Kroatien die volle Kost bekomme. Aus einem Geschlecht stammt er — einem jener Grenzergeschlechter — in dem Vater und Großvater und Urahne schon

Krieger waren. In Serbien hatten sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Dreißigtausend Dinars für den lebenden Turudija, zehntausend für den toten. Als er nach Zagora kam, fand er die Stellung der Italiener auf der Uferböschung vor; sie überhöhte die unsere. Turudija nahm sie und warf den Feind zum Fluß hinunter, dorthin, wo er heute noch steht. Aber die genommenen Gräben waren zerschossen und das Bataillon hatte weder Deckung noch Zuflucht. Nach dem schweren Tag des Gefechts kommandierte Turudija nur einen Satz: „Bis morgen früh muß das Bataillon unter der Erdoberfläche verschwunden sein.“ Und es war verschwunden.

Dalmatiner sind Turudijas Leute. Alles kann er von dieser Truppe haben und sie alles von ihm. Zagora ist einer der schrecklichsten Punkte an der Isonzofront. Und doch wollen alle zu ihm. Der Dalmatiner geht wie ein Löwe in den Kampf. Aber in den Zwischenzeiten ist er weich wie ein Lämmchen. Dann will er von seiner Familie erzählen und vom Offizier gefragt werden, ob die Kinder schon geschrieben haben. Ist er verwundet, so will er, daß der Offizier nach ihm sieht. Der Offizier soll sich erkundigen, wie es mit ihm steht. Und dann geht er für diesen Offizier in den Tod.

Für Turudija ließen sich alle zerschneiden. Aber nicht nur die Mannschaft, auch die Kadetten und Offiziere. Er ist immer mit unten in Zagora. Seit einem Jahr. Mit ihm nur Kadetten und Leutnants. Bloß ein Oberleutnant ist da. Rechts und links fielen Major und Hauptmann. Einmal verlor er drei Viertel einer Kompagnie an einem Tag. Er selbst ist unverwundbar. Wenn er den Kopf schüttelt, fliegen die Kugeln weg — so sagen die Dalmatiner. Solange er unten am Isonzo steht, ist Zagora nicht zu nehmen. So sagen die Dalmatiner. Trifft er einen Mann ein paar Meter hinter der vordersten Linie, dann wird sein Auge ganz dunkel: „Hier sterbe ich,“ sagt er dann. „Du hast ganz vorn zu sterben.“ So erzählen die Dalmatiner.

Im Oktober und November waren die Italiener zwölfmal so stark als die Verteidiger auf Zagora losgezogen. Fünfzig Kompagnien gegen vier. Die besten Leute, die Italien aufzubieten hatte, die Brigade aus Forli und Ravenna. Männer wie Leoparden so

wild, heiß und kühn. Große blonde Hünen mit schmalen Handgelenken, schön und schrecklich zugleich. Diese Division, die man immer dorthin wirft, wo es am ärgsten zugeht, ist fürchterlich gelichtet worden. Stolze Leute waren es, die nicht plauschten, wenn sie gefangen waren.

Damals gab es auf dem Wege von Zagora bis zur Höhe 535 eine einzige Prozession. Ein Kette von Verwundeten wankte hinauf, auf dem Hilfsplatz drängten sie sich zu Dutzenden. In den Schützengräben lagen die Leichen, die Reserve konnte nicht durch. Von sechs Uhr früh bis vier Uhr nachmittags hatte Zagora dem Divisionskommandanten keine Meldung mehr geben können — der Telephondraht war an zwanzig Stellen durchrissen.

„Für uns ist es ein Glück," sagt Oberstleutnant Turudija, „daß wir zuerst gegen die Serben Krieg geführt haben. Was ist uns jetzt Italien!"

Gleich am ersten Tag, als er von oben, nach der Schlacht von Plava, nach Zagora hinunterkam, in jenes Haus, das auf der einen Seite uns gehört, auf der anderen dem Feind, hat er durch die Wand hinübergeschrien: „Ich bin da, der Turudija. Ich habe euch bei Plava verhauen, ich werde dasselbe bei Zagora tun." Und wie toll war die Antwort der italienischen Geschütze heruntergeprasselt.

Heute feiert Turudija den einjährigen Gedenktag des Kampfes bei Plava. Um drei Uhr dreißig Minuten begann er. Und um drei Uhr dreißig Minuten findet heute oben auf dem Berg die Feldmesse statt. Das ganze Bataillon steht da. Ich wundere mich, daß es keine „Goldenen" hat — das berühmte Bataillon von Zagora. Aber das kommt daher, weil diejenigen, die die „Goldenen" hatten, schon alle gefallen sind. Das Schrecklichste an diesem Krieg ist ja, daß die Besten zuerst dahingehen, von wo es keine Rückkehr gibt.

Nun schreiten wir über den Kirchhof. Der General und Oberstleutnant Turudija treten an jedes Grab. Die toten Offiziere haben jeder einen weißen Stein, die gefallene Mannschaft je ein schön geschnittenes Kreuz aus Holz. Katholiken, Protestanten, Juden, Mohammedaner, Serben liegen da — alle gleich rührend betreut.



Alle gleich jung gestorben. Hier ein Kadett. Dort ein Oberleutnant, der Professor war. Hier einer, der in Sebenico sechs Kinder hinterließ.



Rechts neben General von Nowak Oberstleutnant Turudija.

Für die Witwe sammelte das Bataillon. Aber dort liegt einer, der ein wenig später zehn Kinder zu Waisen machte. Und das Bataillon ist so arm.

Nach der Messe steigt der ganze Divisionsstab zur Haubitzbatterie empor, die auch heute ihren Jahrestag feiert. Sie heißt nach ihrem Hauptmann, der zwölf Monate hier ausgehalten hat. Diese Batterie hat Zagora beschirmt. Nun steht die Mannschaft in zwei Reihen da und der General — ihr Kamerad seit einem Jahr — hält die Ansprache. Er kann seine Ergriffenheit nicht ganz bemeistern, so soldatisch er sich gibt. „Die Infanterie ist mit euch zufrieden.“ Für Kanoniere ist es das höchste Lob. Kaum ist die Rede zu Ende, so geben die Italiener eine Salve ab. Feierlich klingt es, wie es irgendwo über uns dröhnt. Bühnenwirksam inszeniert. Fast dramatisch. Nun reicht der General jedem Dekorierten die Hand. Viele, viele Händedrücke teilt er aus, denn achtundsiebzig tragen das Tapferkeitszeichen.

Wieder ein Stück höher führt uns der Erinnerungstag. Zum Brigadestandort, wo sich das Monument für den Divisionär erhebt. Dort ward General Nowak v. Arienti verwundet — zum zweiten Male. Den Kopfschuß bekam er auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. Hier zersplitterte ihm ein Italiener den Arm. Nun trägt er die zwei roten Verwundetenstreifchen an der Kappe, die außerdem noch zwei Löcher hat. Einschuß und Ausschuß. Dieses dritte Mal nahm die Schrapnellkugel nur ein Stückchen der Kopfhaut mit. Sieht man den lustigen, schlichten Mann mit der tiefen Schläfennarbe und mit dem Arm in der Schlinge, wie ihm die Dorfkinder jauchzend nachlaufen — denn die Taschen des Divisionärs sind immer voll Zuckerwerk — dann ist es schwer, sich ihn als den Heldenführer von Zagora und Plava zu denken. Er steigt selbst heute mit uns zu all den historisch gewordenen Stätten auf dem Monte Kuk hinauf, besieht stolz und gerührt das mühevolle Werk hunderter fleißiger Hände, die unter seiner Leitung diesen Abschnitt uneinnehmbar gestalten.

Der Monte Kuk ist der Mittelpunkt der Verteidigung an diesem Isonzostück. Dieser sechshundert Meter hohe Berg ist von Anfang an das Ziel der italienischen Sehnsucht gewesen.

Der Isonzo fließt fast kreisförmig um den Monte Kuk, dessen Kante steil zum Flusse hinabstürzt. Die „Kote von Plava" ist sein vorgestreckter Fuß. Die Verbindungsstellung zwischen Zagora und Globna läuft außen um ihn herum und an der vorgeschobensten Ecke wird diese Biegung des Grabens von der Truppe das „damische Dreieck" benannt. Der Monte Kuk ist voll von Beobachtern und Geschützen. Da auch die gegenüberliegenden Berge von Beobachtern — italienischen natürlich — wimmeln, hat sich während der langen Dauer dieses gegenseitigen Belauerns eine Art Bekanntschaft entwickelt. Als wir hinaufkommen, sagt der eben auslugende Offizier: „Ich werde gleich schauen, ob der Zingarelli da ist. Ich müßte ihm eigentlich gratulieren, er ist Major geworden. In den italienischen Zeitungen steht's."

In den Laufgräben, die zu den Beobachtern führen, liegen ein paar Schrapnells. Eines ist eben gekommen. Allzu deutlich zeichnen sich die Vogelnester ab, die an der vorspringenden Kuk-Kante picken, um den Überblick nach beiden Seiten zu ermöglichen. Vor allem beherrschen sie die gegenüber verlaufende Zufahrtstraße des Feindes. In großen Serpentinen, ganz offen, ohne jede Maskierung, führt sie vom Berge herab. Des Nachts befahren sie die italienischen Autos, die Trainkolonnen, die Munitionswagen. Ab und zu trommeln unsere Kanonen dort mitten hinein. Nein — besser als wir haben es die Italiener hier auf keinen Fall. Auch ihre Straße dürfte mit gleichem Recht die Todesstraße von Zagora heißen.

Nun steigen wir wieder hinab, denn um acht Uhr beginnt Oberstleutnant Turudijas Festmahl. Sein Bataillon ist heute von Zagora gekommen. Jetzt sitzen die Herren in gehobener Stimmung beim Bier. Fortwährend sieht der Gastgeber nach der Uhr. „Jetzt — ist es neun. Jetzt war der Höhepunkt. Nein, noch zehn Minuten. Ich weiß es, als ob es gestern gewesen wäre. Jetzt — fiel die Hälfte meiner Soldaten . . ."

Die Unterhaltung ist laut und ungezwungen. Da plötzlich verstummt aller lustiger Übermut. Die Hände lassen die Biergläser los, die Augen werden starr. Alle Blicke haften wie gebannt an dem Wege, der dicht an der zum Speisesaal erhobenen Holzbaracke

vorüberführt. Fast lautlos, wie eine Vision, marschiert dort eine Kompagnie durch die Nacht. Vollbepackt, grau in grau, schwer schreitend, im Takt. Es ist die letzte, die als Ablösung nach Zagora geht.

Das Fest nimmt seinen Fortgang. Die Herren lachen wieder. Zwölf Monate schon stehen sie an der Isonzofront. Ich aber bin erst drei Monate hier. Zu kurz ist das, um das Lachen, das man verlernte, über das Grauen hinweg neuerlich zu erlernen.

Ein Angriff über die Tolmeiner Brücke

Beim Korpskommando tut jeder, als wisse er von nichts. Ich natürlich auch. Ich frage auch nicht, warum ich statt um acht schon um sieben Uhr und in Marschadjustierung zur Menage kommen soll. Woher ich weiß, daß ein Angriff bevorsteht, ist mir selbst nicht klar. Es zittert durch die Luft und man erfährt es von den Nerven.

Erst gestern bin ich bei dem nördlichsten Korps der Isonzarmee angekommen, bin ausnahmsweise nicht, wie sonst, bei einer Division, sondern beim Kommando selbst einquartiert, weil es im Zentrum seines Abschnittes liegt. Trotzdem es bei den höheren Kommandos stets ein wenig feierlicher zugeht, fühle ich mich schon vertraut, weil das Vibrieren der Luft die Seelen öffnet. Wenn die Kanonen sprechen, schließen die Menschen sich rascher aneinander an.

Während ich an der Seite des Korpskommandanten, Generals der Infanterie v. Stöger-Steiner, der immer selbst dabei ist, wenn in seinem Machtbereich irgend etwas geschieht, durch die Straße auf Tolmein zufahre, erinnere ich mich des ersten Eindrucks, den mir vor Monaten solche im Feuerbereich liegende Straßen gemacht hatten. Damals floß mein Herz über vor Bewunderung für die Nachschubkolonnen, die in steter Gefahr über solche eingesehene Straßen marschieren. In der Schwarmlinie lachte man zu diesen Schilderungen. Jetzt, wo ich seit einem Vierteljahr gar keine andere Straße mehr gesehen habe, lache auch ich. Fast alle Retablierungslager sind in feuerbestrichenen Räumen aufgeschlagen und ich weiß jetzt, daß einem jede derartige Straße eindruckslos bleibt, solange man nicht selbst dort beschossen wird.

Bis zu dem sogenannten „Bildstöckel“ fahren wir. Tief unter uns liegt Tolmein. Die Stadt ist ebenso wie Görz bewohnt, auch hier stehen Läden offen und tapfere Frauen halten die Beschießungen aus — doch über Tolmein sollte statt meiner ein anderer schreiben, der frisch aus einer der Hauptstädte kommt, wo sich



geputzte Menschen in den Theatern amüsieren. Jede Wirkung hängt von der Nebeneinanderstellung ab. Seit ich gesehen habe, wie Menschen in Zagora hausen, scheint es mir ganz annehmbar, in gut eingerichteten Häusern zu schlafen, in die nur ab und zu eine Granate schlägt.

Je weiter nördlich man den Isonzo verfolgt, desto großartiger wird seine Landschaft. Lieblich war sie bei Görz, romantisch bei Plava; hier bei Tolmein, wo sie an den Rand des Hochgebirges rückt, wird sie ernst und bedeutend. Die nördlichste Wand für die Isonzoarmee ist der Krn. Von diesem über zweitausend Meter hohen Felsstock an bis zur Adria verteidigt die Armee des Generalobersten v. Boroevic den Isonzo. An den Krn lehnt sich der weit niedrigere vielgenannte Mrzli Vrh, der mit dem Vodil Vrh den Hintergrund von Tolmein abgibt. Diese beiden Berge stürzen ebenso wie der Krn fast senkrecht zum Flusse ab. Gegenüber baut

sich das von den Italienern besetzte Gebirge in fünf parallelen Kulissen auf, vom Isonzo bis zum Matajur. Der wichtigste, vorgeschobenste Eckpfeiler ist die tausend Meter hohe Jeza, die fast das ganze Gebiet beherrscht.

Zwischen diesen beiden feindlichen Berggruppen liegt die weite Ebene von Tolmein. Hüben lehnt sich das Städtchen an den Vodil Vrh, drüben bettet sich die Ortschaft Woltschach in die Wiesen ein. Und früher ging man von Tolmein nach Woltschach über die so berühmtgewordene steinerne Isonzobrücke hinüber. Diese Brücke



ist jetzt neutral. Ein wenig schwierig ist es, darzustellen, wie es kommt, daß der ebenfalls berühmte sogenannte „Tolmeiner Brückenkopf“ weder mit dieser Brücke noch mit Tolmein etwas zu schaffen hat. Das populär gewordene Schlagwort sollte nur einen Begriff von der Örtlichkeit überhaupt geben, lautete aber richtiger „Brückenkopf von Santa Lucia“. Der Isonzo macht nämlich den berühmten Bogen ins Heimatland, der die Berge Sveta Maria (Heilige Maria) und Kozmarice (die Kote 588) umschließt, erst unterhalb Tolmeins

beim Orte Santa Lucia. Dieses Santa Lucia, das an der Bahn liegt, sollte deshalb um jeden Preis genommen werden. Man fand bei einem Gefangenen einen darauf bezüglichen Befehl in dem blumenreichen italienischen Stil: „Schwer ist es, die Rose von Santa Lucia zu pflücken, an ihren Dornen zersticht man sich leicht. Aber eure Bräute, Frauen und Mütter verlangen gerade nach dieser Rose. Bringt sie ihnen, koste es, was es wolle."



Aufgenommen vom Bodil Vrh, vorne den Isonzo entlang die feindliche Stellung, in der Mitte, zur gesprengten Brücke zusammenlaufend, die eigene Stellung.

Diese dem Bahnhof vorgelagerten Berge Sveta Maria und „die Kote" — auch hier wird bei der am öftesten genannten Höhe die Zahl als bekannt vorausgesetzt und fortgelassen — die wie Wächter vor ihm stehen, sind „der Tolmeiner Brückenkopf". In der Tolmeiner Ebene selbst gibt's nur eine einzige Anhöhe, den Schloßberg. Dieser Hügel steht vor der italienischen Linie wie ein Richter vor dem Verurteilten da. So niederträchtig schlecht nämlich wie die italienische Lage bei Woltschach ist keine einzige unserer eigenen Höllen. Würde

nicht die Befriedigung darüber durch die Erwägung getrübt werden, daß nicht die Verantwortlichen bei der Tolmeiner Brücke liegen, so könnte man wahrlich diese feindliche Spießrutenstellung freudig als Vergeltung für verübten Verrat genehmigen. Oben auf dem Schloßberg, der das italienische Martyrium verursacht, soll einmal Dante gewohnt und gedichtet haben. Ihm, der meinte, sich die Hölle vorstellen zu können, wäre das Blut zu Eis erstarrt und die Feder entfallen, hätte er gesehen, wie hier seine lebenden Landsleute leiden.

Denn jetzt — jetzt sausen hageldicht die Granaten auf diesen ebenen, seitlich von Bergen eingeengten Raum, der aber so weit nach hinten reicht, daß der vordersten Linie der Rückzug vollständig abgeschnitten werden kann. Noch elender als wir in Zagora haben es die Italiener hier, ohne Schutz sind sie unseren Kanonen preisgegeben. Und dennoch bleiben sie, müssen sie bleiben. Räumten sie diese an den Isonzo stoßende Zunge, ihre anschließenden Höhenstellungen wären nicht länger zu halten.

Die Sonne ist untergegangen, das Silberband des Isonzo glitzert herauf. In Tolmein leuchten die Lampen aus den Fenstern, wohlverstanden, aus den uns zugewendeten. Nach vorn sind alle Wohnungen verdunkelt, auch bei Tag, ja, die Gassen Tolmeins sind sogar durch Drähte in zwei Hälften geteilt. Auf der eingesehenen Seite darf niemand gehen.

Unmittelbar zu unseren Füßen, etwa hundert Meter unter uns, steht dicht am Isonzo eine unserer Batterien. So regelmäßig, wie wenn ein Uhrwerk sie auslöste, gibt sie jede halbe Minute einen Schuß ab. Jeder trifft. Der Korpskommandant ist eigens herausgekommen, das Schießen zu beobachten. Hier braucht nicht getrommelt zu werden, die Lage des Schloßbergs gestattet den Beobachtern, jeden Einschlag zu dirigieren. Die Italiener sollen gesagt haben, den Schloßberg wollten sie bloß eine einzige Stunde lang haben. Bloß, um den Beobachtern dort den Hals abzuschneiden.

Ganz ruhig sitzen wir hier oben und schauen zu. Mit freiem Auge sehen wir die italienischen Gräben in Fransen gehen. Sie ziehen sich am Rand des sogenannten Rideaus, der natürlichen Böschung, längs des Isonzo hin. So deutlich sieht man die Linie, daß man

die Distanz auf einen Meter ausrechnen kann. Dunkler und dunkler wird's. Immer greller rötet sich der Feuerschein. Jetzt schießt auch der Feind. Zumeist nimmt er den Schloßberg aufs Korn, aber er versucht auch, die unter uns liegende Batterie zum Schweigen zu bringen. Viele Geschosse fliegen jetzt zu diesen Haubitzen. Atemlos beuge ich mich vor, sehe hinab. Jetzt packt mich wieder das Grauen. Viel leichter ist es, beim Hinüberschießen ruhig zu bleiben.



Rückwärts die Schrapnellwolken des Trommelfeuers über Woltschach, vorne ein feindlicher Ekrasitgranateneinschlag über unserer Geschützstellung.

Ein Schuß nach dem andern läuft her. Die Einschläge häufen sich. Gefährlich nahe den Geschützen platzen sie. Keiner ist ein Volltreffer. Aber doch haben unsere Kanoniere da unten schlimme Stunden — und auch wir. Denn endlos lang hört man den Schuß, ehe man weiß, ob er unschädlich geblieben. Wir müssen uns wohl in der Sorge um die Unseren zu stark vorgebeugt haben oder vielleicht geht dem Feind ab und zu ohne Absicht ein Schuß zu hoch — auf einmal rollt einer ganz nahe zu uns. „Na also,“ sagt der Korps=

kommandant, geradezu geschmeichelt, „sie interessieren sich doch auch für uns.“ Es klingt, als habe ihn die bisherige Nichtachtung beleidigt. Beim zweiten Schuß haben wir aber der Ehre genug. Im Krieg gebietet es der gute Ton, nicht zu warten, bis die Gäste kommen. Und wir verlegen den Standort anderswohin.

Es ist neun. Um elf Uhr soll es losgehen. Zwei Stunden noch. Und plötzlich — vielleicht infolge der eigenen Gefährdung, denn im Krieg ist der Egoismus zu seiner höchsten Entfaltung gekommen — fällt die Binde der Gewöhnung jählings von meinen Augen ab. Nein, nichts Natürliches, nichts Organisches, nichts Notwendiges ist der Krieg. Wehe dem, dreimal wehe, dem er so erscheint. Und ich sehe vor meinem geistigen Auge die Mannschaft, die in den Gräben sturmbereit wartet.

Über die Brücke sollen sie hinüber.

Zwei Stunden haben sie noch vor sich. Mancher von ihnen hat nur noch diese zwei Stunden zu leben. Was denken sie jetzt? Was fühlen sie? Während ich speiste und plauderte, standen sie schon dort. Sturmbereit. Wartend. Und jeden Tag, jeden Tag stehen irgendwo solche wartende Menschen, nicht ahnend, ob ihnen noch mehr als zwei Stunden schlagen. Und zu derselben Zeit speisen Tausende, plaudern, fahren im Auto. Es ist jetzt Theaterzeit. In allen Theatern, Spielhallen Europas lachen jetzt Leute. In allen Gasthöfen, Salons, Gärten speisen sie. Plaudern. Die Musik spielt dazu. Und hier steht eine Kompagnie bei der Tolmeiner Brücke. Wartend. Sturmbereit.

Die Scheinwerfer beginnen ihr Spiel. Von der Jeza, dem italienischen Stützpunkt, laufen gleichzeitig vier Strahlenbündel aus. Von unserer Seite kreuzen sie ebenfalls ihrer vier. Dazwischen zucken die Leuchtraketen auf. Die Landschaft sieht aus wie ein schwarzes Tuch, mit weißen Linien gestickt.

Elf Uhr! Jetzt gehen die Unseren vor. Das Gewehrfeuer beginnt. Eine grüne Rakete steigt, erhellt das Vorfeld mit blendendem Schein. Die Brücke zeichnet sich von der Helle wie ein geisterhaft schwarzer Strich ab und — Köpfe sieht man auf ihr.

Eroberungen sind nicht geplant. Die vorderste Linie des schikanösen Feindes soll zerstört, Gefangene sollen eingebracht werden.

Und unsere Infanterie soll es dabei zu verspüren bekommen, wie leicht ein Vorgehen ist, das unsere Artillerie vorbereitet hat. Um elf Uhr dreißig kehrt die Sturmkolonne programmgemäß zurück. Und um zwölf Uhr wird es still. Ab und zu nur gellen die Schüsse noch. Die Scheinwerfer erlöschen. Der Meldereiter sprengt heran. Alles ist wohlgelungen. Hundert Gefangene, fünf Offiziere. Von unserer Seite „nur" ein einziger Toter. Und „nur" ein verwundeter Leutnant.

Bei der Menage würgen mich die Bissen im Hals. Aber dann zwinge ich meine Gedanken. Warum soll es gerade uns nicht schmecken? Weil wir den Tod eben sahen? Liegt es denn am Schauen? Könnten nicht geradesogut diejenigen von Speise und Trank sich wenden, die vom Tode nur lesen? O nein. Nur am Schauen liegt es. Nur am Dabeisein. Der eine, den man sterben gesehen, krampft sich tiefer in unser Herz als das Hunderttausend, von dem man hört.

Am nächsten Morgen besuche ich die gefangene Mannschaft. Sie liegt in einer Holzbaracke, froh und zufrieden. Die Erlöser sind gleichsam erlöst. „Madame," sagt mir der eine, „wir haben drei Tage nichts gegessen. Wir steckten bis zu den Knien im Schlamm. Wir haben drei Stunden Trommelfeuer ertragen. Fragen Sie uns nicht, ob wir Ihre Feinde sind. Wir sind nur die Geopferten." Ein zweiter mischt sich ungefragt drein. Französisch. Er lebt in Paris. Die meisten dieser Erlöser, die alle Italiener zu einer großen Nation vereinigen wollen, sind ja selbst Expatriierte. Einer ist aus Graz. Er hat dort ein Südfrüchtengeschäft. Er spricht deutsch. Er weiß ganz gut, was es mit der Erlösungssehnsucht der unterdrückten Brüder für eine Bewandtnis hat. Und er lächelt: „Nun bin ich wieder zu Hause."

Sie bitten mich, durch das Rote Kreuz Briefe an ihre Frauen zu bestellen. Und während ich die Adressen übernehme, treten auch die fünf gefangenen Offiziere herzu. „Könnten nicht auch wir unsere Mütter verständigen?" Sie sind alle so jung, sie haben noch keine Frauen. Ihre Gesichter sind finster, aber während sie die Namen der alten Damen niederkritzeln, die sicherlich all die schlaflosen Nächte lang um sie zittern, da werden diese blassen Gesichter weich. Auf einmal ist alles Feindliche, Lodernde aus diesen Jünglingszügen

verschwunden. Wie ein Erwachen glänzt es in ihnen auf, wie ein tragischer Irrtum. Mit jedem einzelnen unserer Feinde wäre die Verständigung gar nicht so schwierig. Nur zusammen sind sie bösartig verstockt.

„Acht Monate," sagt der eine, „sind wir auf der Podgora gelegen. Aber das — das war das Paradies. Haben Sie unsere Tolmeiner Stellung gesehen?" Und da ich schweigend nicke, sagt er ganz leise: „Drei Monate sind wir hier." Eine Weile bleibt es still. Eine Welt von Gedanken geht hinüber, herüber. „Drei Stunden haben wir gestern in dieser Stellung das Trommelfeuer gehabt. Wissen Sie, was das heißt? Und alles, alles umsonst."

Ja, das begreife ich schon, daß es gerade an den Tapferen, an den Duldern nagt. Sie leiden grauenhaft, sie verbluten — und alles, alles umsonst.

Der Hauptmann, der einzige aktive Soldat unter den fünfen, beißt die Lippen zusammen. Er weiß wohl, daß sie Übermenschliches aushalten, aber daß ihnen das Letzte an Aufopferung fehlt. „Es gelingt eben nicht," fügt er schroff hinzu. Aber ich lese ihm das ungesprochene Wort von den Lippen ab, das Wort von dem tragischen passiven Heldentum seines Volkes.

Einer der Leutnants tritt auf mich zu. „Wollen Sie meine Meinung über den Krieg, Madame? Er ist der ärgste Betrug, den Amerika an Europa verübt."

„Und England?"

Er überlegt. „Nein, in England machen nur einzelne mit unserem Blut Geschäfte, nicht das ganze Land. Wenn Sie es von dieser Seite auffassen wollen, dann verdienen ja auch Italiener am italienischen Sterben."

„Sind die Meinungen über den Krieg in Italien geteilt?"

Der Hauptmann nimmt wieder das Wort. „Jetzt nicht mehr!" Er reckt sich, wie wenn ihm plötzlich einfiele, daß er die Würde einer Nation zu verkörpern habe. „Jetzt gibt's nur noch die eine: Durchhalten bis zum Sieg."

Der Hauptmann hat einen „Corriere della Sera" aus der Tasche gezogen, den er uns anbietet. „Darf ich wissen, wieviel Gefangene

Sie in Südtirol machten?" Wir sagen es ihm und er lächelt. Er zeigt auf die riesengroß gedruckte unwahre Zahl der österreichisch-ungarischen Gefangenen, die Rußland der Welt telegraphiert.

„E compensato."

Wie ein römischer Imperator steht er da. Und er ahnt nicht, wie schmählich er seine Nation herabsetzt, indem er einen russischen Erfolg gegen die erhaltenen Hiebe auszuspielen sucht.

Und dann fahren wir nach Tolmein und gehen ganz nach vorn, bis zur Brücke, die unsere todesbereite Mannschaft gestern überschritten hat.



Gebückt müssen wir durch die Laufgräben schleichen, die hier in der Niederung nur einen Meter tief in die Erde gegraben werden konnten. Sie sind vollständig mit Holz ausgetäfelt, zugedeckt und gepölzt. Die Fensterrahmen und Türen aus der zerschossenen Kaserne bilden die Wandbekleidungen. Trotzdem steht das Wasser zehn Zentimeter hoch in diesen Gräben; der Fluß hat hier sein Inundationsgebiet und gegen den gewaltigen Ansturm des Wassers hilft auch die gewaltigste Bauleistung nichts.

Der Hauptmann, der den gestrigen Sturm kommandierte, meint, nach dem Kriege werde er Turnübungen machen müssen, um seinen Rücken wieder gerade zu kriegen. „Und nun stellen Sie sich vor, daß hier jeder Mann in voller Rüstung durchzukriechen hat.“

Er erzählt, wie es war. Die Italiener hatten aus ihrem Brückenende geradezu eine Sandsackburg gemacht, sechsfache Drahthindernisse verrammelten sie. Die wurden zuerst gesprengt. Die stürmende Mannschaft lief durch die erzielte Bresche geradeswegs auf die feindlichen Gräben zu. In den Straßendurchlaß, der Brücke gegenüber, war ein Maschinengewehr eingebaut. Einer der Unseren sprang voraus — schnurstracks dorthin — ohne Befehl! Und in dem Augenblick, wo das Maschinengewehr beginnen wollte, seine Kameraden auf der Brücke niederzumähen, nahm er es den Italienern einfach weg. Sechzehn von der dorthin geflüchteten Mannschaft gaben sich ihm gefangen — und er hatte nichts als eine Handgranate bei sich. Das Maschinengewehr schleppte er im Triumph herüber.

In dieser unaufhörlich beschossenen Stellung haben es die Unseren auch nicht viel besser als die Italiener drüben, und was ihnen unser Schloßberg bedeutet, ist uns ihre Jeza. Trotzdem sind die Schlupfwinkel der Offiziere auch hier sorgfältig mit allerlei Kram geschmückt und mit feldmäßig eingerahmten Bildern austapeziert. Noch nie haben die farbigen Beilagen der illustrierten Zeitschriften so gute Dienste getan — tausenden und tausenden armen Erdlochbewohnern bedeuten sie den einzigen Schmuck.

Nur auf den Heldenfriedhöfen findet sich noch wirkliche Kunst. Zwar bleiben die Künstler namenlos — der Ruhm soll nur für die Gefallenen sein — aber jeder gibt sein bestes Können hin. Auf dem Tolmeiner Friedhof schlug kürzlich eine Granate ein — vom schönen Marmorbild des Gekreuzigten, das dort errichtet war, blieb nur der Kopf.

Von der Brücke aus kann man den Isonzo photographieren — heute mag man das ruhig riskieren, sind doch die Italiener von gestern noch ganz betäubt. Die Aussicht ist wunderschön. Unsere eigene Stellung und die noch ganz zertrümmerte italienische, die aber doch schon wieder besetzt ist, kommen auch noch auf das Bild.



Die Brücke selbst muß man vom Schloßberg aus aufnehmen, sie gibt eine wertvolle Erinnerung. Man kann nicht wissen, wie lange die heißumstrittene noch steht.

Schließlich steigen wir ganz auf den Schloßberg hinauf, der hier eine so große Rolle spielt. Es ist heiß, ich bin vom Bücken ganz schwindlig und Mücken gibt's zum Verzweifeln. Aber der Krieg ist eine gute Schule. An der Front kann man immer noch weiter — wenn man muß.

Eine ruhmgekrönte Batterie bestückt den Schloßberg, den Namen des Beobachters kennt auch die italienische Armee. Erst heute haben die gefangenen Offiziere von ihm gesprochen. Er beherrscht die umfassendste Sicht, die ich je von einer Beobachterluke aus wahrgenommen. Den italienischen Stellungen bei Woltschach, auf Sveta Maria und auf dem Mrzli Vrh sieht und schießt er streckenweise in den Rücken hinein. Einmal hat er mit einer Lage einen Felsen weggesprengt, in den eine Batterie eingebaut war. Damals bekam er ein Dankschreiben von der Infanterie. Was das heißen will, kann nur ein Artillerist ermessen.

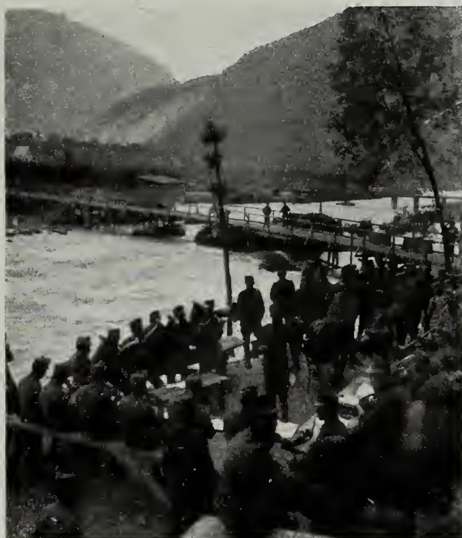
Mit seinem Fernrohr pflegt er das ganze italienische Gebiet abzusuchen. Dort, wo die Distanz für die Tragweite unserer Kanonen zu weit ist, sieht man überall Leute gehen. Unten aber bei Woltschach zeigt sich nicht eine Seele. Dort kann sich der Feind fast nur bei Neumond in der Nacht ein wenig bewegen. Bei Vollmond müssen die Leute sogar auf ihr Essen verzichten, wie mir die gefangene Mannschaft heute berichtet hat. Sie leben dort in einer schmierigen Pfütze — „nel fango" — weil es keine Möglichkeit gibt, die Stellungen besser zu bauen. Unsere Leute, die den Sturm gestern mitgemacht haben, sagen, eine Kloake sei ein paradiesischer Aufenthalt gegen diese italienische Isonzolinie. Natürlich verschlimmert es den Zustand, daß die Italiener von Natur aus unrein sind — bei uns wird auch die „Kote von Plava" stets nach Tunlichkeit gesäubert — und daß durch ihre Methode der häufigen Ablösungen die jeweilig Anwesenden wenig Interesse an der Arbeit haben. So verharren sie ihre vier, fünf Tage im Schmutz, überlassen das Wegräumen den anderen. Und die machen es geradeso. Oft und oft wird erzählt, daß sie gar keine Latrinen haben. Auch fehlt ihnen jede Pietät für die Toten. Zahllose italienische Leichen liegen überall vor ihrer Front.

Der berühmte Beobachter auf dem Schloßberg kennt jede feindliche Batterie. Schießt eine, so bekommt sie auf seiner Liste ein Strichlein. Das ermöglicht ihm, festzustellen, wenn eine oder die andere längere Zeit hindurch schweigt. Er „kitzelt" sie dann wach. Antwortet sie nicht, so weiß er, daß sie „verzogen" ist. Wie ein kleiner König thront der Beobachter auf dem Schloßberg. Daß er fortwährend wie eine Ratte ausgeräuchert wird, kümmert ihn wenig. Ihm ist noch nichts geschehen, keinem seiner Leute und seiner Rohre. Nur der Aussichtsturm auf dem Schloßberg muß jetzt auf drei Beinen stehen. Erst gestern hat der Oberleutnant wieder die ganze Artillerievorbereitung „gedeichselt". Er erzählt voll Lebhaftigkeit. Aber dann huscht ein Schatten über seine Stirn. Eine Szene kann er gar nicht vergessen. Sie verfolgte ihn noch im Schlaf.

„Zwei Mann hatten sich retten wollen. Den einen erwischte ich auf der Flucht. Ich sah, wie er der Länge nach hinstürzte. Der andere aber lief nicht weiter. Im Gegenteil, er richtete sich zu voller Höhe

empor und drohte mit der Hand zu mir her. Ich konnte nicht auf ihn schießen. Und den Mann mit dem erhobenen Arm kann ich nicht aus dem Gedächtnis verlieren."

Unten am Tominskibach spielt die Platzmusik. Die Tolmeiner jungen Mädchen umringen sie und es sieht aus wie im Frieden. Was kümmert die abgelöste Mannschaft der Krieg? Krieg gibt's nur für die, die im Feuer stehen.



Aufstieg zum Krn

Sonderbar ist an diesem Kriege, daß er seine sichtbaren Wellen nicht weiter als höchstens zehn Kilometer landeinwärts wirft. Schließt man daraus, der Wahrscheinlichkeit gemäß, daß der Krieg auch im Feindesgebiet äußerlich nicht mehr als zehn Kilometer mit seinem Lärm erfüllt, so sieht man eigentlich ganz Europa in nahezu ungestörtem Betrieb — bis auf diesen sich um den Vierbund schlingenden Gürtel. Die Theoretiker leugneten diese Möglichkeit. Doch behielten sie mit ihren Prophezeiungen eines allgemeinen Zusammenbruchs nicht recht. Die schöne Ordnung hinter den zwanzig Kriegskilometern ist schuld an der Fortdauer des Krieges.

Der Aufstieg zu einem der furchtbarsten Schauplätze unter den Kriegstheatern, zum Krngebirge, beginnt wie einst eine Sommerlandpartie in dem entzückenden Hotel in der Wochein, am Ufer des schwermütigen kleinen Sees, mit einer zierlich gedeckten Abendbrottafel und köstlichen Forellen. Durch nichts — höchstens durch die in einem Touristenhotel ungewöhnliche Ruhe — wird man hier an den Krieg gemahnt. Das Festliche an dem Souper gilt einem neutralen Major, der am Isonzo das Kriegführen lernen will, ohne zu ahnen, daß Schritt für Schritt des Erfolges, Stufe für Stufe der Erkenntnis im Kriege nur durch Blutopfer erkauft werden können; und den es, wie mir scheint, am meisten wundert, wie wenig wir bisher verhungert sind. Er hatte sich offenbar auf ein grimmiges Fasten vorbereitet und so schmeckt ihm die österreichische Kost nun doppelt gut.

Frühmorgens um fünf Uhr brechen wir auf. Die Wagenfahrt das Seeufer entlang durch den hochstämmigen schweigenden Wald bringt schon jenes seltsame Kriegsahnen mit sich, das man in all diesen einsamen Landschaften am Rande des Krieges empfindet, die sonst regungslos hinter Schloß und Riegel in Einzelhaft liegen und

förmlich für den an die Front Reisenden jedesmal eigens aufgesperrt werden.

Das jenseitige Ende des Sees ist das diesseitige Ufer des Krieges. Bis hierher ist alles Theorie und Phantasie. Die grelle Wirklichkeit beginnt ohne Übergang dort, wo das Leiden beginnt. Freilich, so eindrucksvoll und handgreiflich ist nicht jeder Eingang zur Front, wie der Auftakt zum Krn.

Vom Kopf des Wocheiner Sees wird man nämlich in einer offenen Kiste, die an einem Drahtseil hängt, innerhalb sechs Minuten fünfhundert Meter hoch hinaufgehißt. Die Felswand bildet mit dem Talboden einen rechten Winkel, das Seil, das ohne jede Friedenszimperlichkeit und ohne weitere Sicherungen in gerader Luftlinie hinaufgespannt ist, die Hypotenuse dazu.

Ein glücklicher Zufall läßt den Leiter des alpinen Rettungsdienstes vom Krngebiete gerade heute von seinem Urlaub wieder einrücken und so machen wir die absonderliche Fahrt zusammen, er zum zwanzigsten, ich zum ersten Male. Man tauscht hier, wie oft in Amerika, für die Möglichkeit, rasch an ein Ziel zu kommen, die Gefahr ein, daß einmal etwas passiert. Indessen, bisher ist noch nie etwas passiert und Tausenden von schwerbepackten Männern hat dieser Aufzug ihre Mühsal erleichtert.

Immer weiter öffnet sich während der Fahrt die Fernsicht über den Wocheiner See mit seinen dickgeballten Morgennebeln, die so malerisch aussehen, aber für das Krngebirge so verhängnisvoll sind. Diese Nebel kriechen allmorgendlich die Felswände hinan und setzen sich auf den Höhen fest. Und es verdoppelt ihre Feuchtigkeitswirkung, daß sie oben den Adrianebeln begegnen, denen der Krn die erste Mauer auf ihrem Wege nach Norden ist. Regen, Schnee und die ewige Wolkenkappe sind die Folgen dieses Zusammenstoßes. Rein klimatisch ist der Krn der trostloseste Aufenthalt am Isonzo. Wo der Aufzug endet, beginnt die Seilbahn, mit der aber nur sehr phlegmatische und kaltblütige Menschen fahren, denen es nichts ausmacht, gelegentlich über einer tiefen Doline für eine halbe Stunde in der Luft hängen zu bleiben. Für uns sind Tragtiere bereitgestellt, die nun in ihrer bedächtigen Beharrlichkeit bergan zu steigen beginnen.



Die wunderbare Straße ist natürlich ein Kriegswerk — war doch der Krn vorher nahezu eine Terra incognita — ein Werk der technischen Truppe. Diese Kriegstechniker haben an der Isonzofront Übermenschliches geleistet. Da während des Krieges das meiste davon geheim bleiben muß und nach dem Kriege fast alles sofort verfallen wird, dürfte die Welt niemals erfahren, welche Ungeheuerlichkeit hier der Nachschubdienst ist. Die Truppen ganz vorn haben nur die Tat zu vollbringen, aber diejenigen, die ihre Verbindung mit dem Hinterland aufrechterhalten, tragen außerdem noch die Sorgenlast auf den Schultern.

An den hohen Stangen, die längs der Straße stehen, sind zur Wegrichtung geneigte rote Querhölzer angebracht. Im Winter liegt der Schnee schon hier unten sechs Meter tief auf der Straße; und da dann nicht nur ihre Dämme verschwunden sind, sondern da auch keine Spur von ihrer Linienführung bleibt, so wäre die Orientierung ohne diese Signale unmöglich. Es gibt nämlich bei diesen unzähligen, fast gleich hohen Kuppen und fast gleich tiefen Mulden weder ein deutliches Abwärts noch ein ausgesprochenes Aufwärts — ist doch der Krnstock der nördlichste Berg, an dem sich noch der Karstcharakter



zeigt. Zwischen den Anhöhen, kunstvoll in eine sanfte Steigung gebracht, windet sich die Straße empor, von einer Lawinenschutzmauer begleitet, welche die abrutschenden Schneemassen in eine andere Bahn als über die Straße lenken soll. Da aber der Steinschlag auf keinen Fall verhindert werden kann, wird die Straße bei Lawinengefahr trotzdem gesperrt. Man muß dann bergauf, bergab durch die dolinenartigen Bergtrichter. Und da die Pferde auf diesen Schneepfaden nicht mitkönnen, muß alles, alles auf Menschenschultern hinaufgeschleppt werden.

In zirka eintausendvierhundert Meter Höhe liegt in der ersten Etappenstation das höchstgelegene Spital. Bis hierher müssen die Verwundeten heruntergetragen werden. Hier steht auch die riesige Schneeschmelzanstalt, von der das Wasser hinaufgetragen werden muß — zum Teil trägt man auch das Heizmaterial hinauf und kocht oben den Schnee in eigens dazu eingerichteten fahrbaren Kesseln. Hier ist ein Frühstück für den neutralen Gast vorbereitet, „resches" Gebäck, frische Butter und eine gebratene Leber. Es macht den Gastgebern einen stillen Spaß, seine Überraschung zu sehen.



Bis zum Sattel geht's auf ausgeaperter, später auf ausgeschaufelter Straße. Unterhalb des Sattels liegt die erste Krankenträgerwechselstation. Zu diesem Namen braucht man wohl kein Wort hinzuzufügen. Erwähnenswert ist nur, daß auch diese Baracken völlig verschneit waren, einmal sogar vom Schnee gänzlich eingedrückt. Die brave, tapfere Sanität, die bis zum letzten Balkenbruch ausgehalten hatte, telephonierte noch die Schlußmeldung hinab, dann arbeitete sie sich durch das Loch im Dache ins Freie hinauf. Der Zugsführer seilte seine Leute an, damit in dem schrecklichen Schneetreiben keiner verloren ginge. Die ganze erschöpfte Menschenkette marschierte aber in falscher Richtung und wurde knapp vor dem Erfrieren von der alpinen Rettungspatrouille gefunden. Diese Begebenheit erfahre ich nur, weil mein Begleiter durch die Station an sie erinnert wird . . Hunderte ähnliche Fälle hatten sich ja in den acht Schreckensmonaten des Krnwinters abgespielt.

Auf dieser letzten schneefreien Straßenstrecke gehen zwei Kühe bedächtig an uns vorüber. „Diese beiden Mehlspeiskühe haben schon den ganzen Feldzug mit uns mitgemacht.“ Mein Begleiter sieht

erstaunt auf, weil ich zu seinen Worten lache. Der Terminus technicus ist ihm eben geläufig. Die Kriegssprache hat viele merkwürdige Ausdrücke geprägt, deren Sinn einst nur mit Mühe zu erforschen sein wird.

Auf dieser Seite des Berges herrscht Windruhe. Der Schnee wird hier niemals weggeweht. Im Gegenteil, der Wind schaffte von drüben noch welchen herüber. Immer wieder stürzten hier deshalb die Ansiedlungen ein. Immerfort hieß es: schaufeln, schaufeln. Immer wieder mußte man Hals über Kopf den Wigwam verlassen. Unbeschreiblich waren die Schwierigkeiten bei der Herstellung des oft an dreißig Stellen unterbrochenen Telephons. Jetzt, im Juli, liegt noch fünfhundert Meter unter dem Gipfel der Winterschnee. Jetzt erst wird hier unten durch sechs Meter hohe Wände der Weg ausgeschaufelt; zwölf Meter hoch waren sie im Winter gewesen. Wenn der Wind, der über den Bogatinsattel springt, unten den Luftstrichen des Tales begegnet, gibt es solche Schneewirbel in der Spitalsdoline, daß die Kranken sagen, sie zögen den Kampf mit den Menschen den Naturkämpfen auf dem Krn weitaus vor. Es liegt etwas Abstoßendes auf dieser Gegend, das in die moralische Leistung der Truppe wohl eingerechnet werden muß. Das hügelige, schneebespritzte Hochgebiet ist nicht schön, nur kahl, nicht wild, nur öde, nicht malerisch, nur schroff. Das Gestein ist nirgends gewaltig, nur arm; nicht eine Blume, nicht ein Grashalm entsprießt dem Krn.

In halber Höhe liegt eine Hütte, auf deren Dach sich ein riesiges Holzkreuz erhebt. Hier „wohnt" eine Signalpatrouille, die auch im schrecklichsten Wetter auf diesem von oben wie von unten sichtbaren Punkte ausharren mußte. Sie gab Fernsignale weiter, wenn das Telephon zerrissen war. Viermal ist sie aus dem Schnee gegraben worden und einmal — als der Verkehr wegen der Lawinen vierzehn Tage lang völlig stockte — ist sie beinahe verhungert.

Von hier öffnet sich zum ersten Male die Aussicht auf die ferne Krnspitze, die wie eine Ecksäule auf den äußersten Rand des Krnmassivs gleichsam draufgestellt ist. Die Krnspitze ist bekanntlich gleich nach Beginn des Krieges von den Alpini erobert worden. Das Bild ist packend, und da auch eine riesige Tafel: „Achtung vor Lawinen!"



einen hübschen Vordergrund gibt, sitze ich, trotzdem die Sonne im Nebel steckt, ab, um es festzuhalten. Daran kann ich mich am schwersten gewöhnen, daß man im Krieg den Begriff des Schauens fortwährend mit dem des Gesehenwerdens zu verbinden hat. Nicht das „Ich sehe", sondern das „Ich werde gesehen" muß jetzt im Bewußtsein vorangehen. Man kann unter der Frontmannschaft mit Leichtigkeit denjenigen als Neuling erkennen, der beim Anblick einer feindlichen Stellung ans Schauen statt ans Verstecken denkt.

Da den fremden Major, der gebundene Marschroute hat, die Details nicht so fesseln wie mich, ist er mit seinem Begleiter und mit dem ihm zugeteilten Generalstabsoffizier vorausgeritten. Zweifellos hat die Offizierskavalkade die Aufmerksamkeit des feindlichen Beobachters auf der Krnspitze erregt, der mit einem scharfen Glas hier jedes Gesicht unterscheiden kann. Trotzdem die Italiener auf diesen Sattel, über den der gesamte Nachschub geht, tadellos eingeschossen sind, zeigt sich's auch hier, daß fast nie derjenige, der die Beschießung verursacht, sondern immer der Nachzügler oder der am Orte Verharrende die Bescherung abbekommt. Der Schuldige ist

nämlich stets schon längst fort, ehe die Sache drüben in Schwung gerät.

Die Italiener dulden hier bei Tag keinen Verkehr. Was Wunder also, wenn wir beiden Verspäteten die Lage abbekommen! Gerade wie ich meine Aufnahme machen will, hört man die erste Granate pfeifen. Mein Ohr ist jetzt schon für dieses Geräusch geschärft; ich höre es fast früher als mein Begleiter. Der war jetzt drei Wochen lang in Wien gewesen, wo dergleichen Dingerchen nie in den Lüften summen.

Das Decken hat hier wenig Sinn. Ganz frei ist der weite Raum, denn der Sattel ist eigentlich eine Art Plateau, ja, ist viel mehr Mittelpunkt der Krngruppe als die Spitze, die sich an der äußersten Westwand erhebt. Wir pressen uns immerhin an die Straßenböschung, auf der der Schußrichtung abgewendeten Seite. Alle sechs Schüsse gehen über uns hinweg, vier platzen weit, zwei ganz nahe von uns. Aber alle sitzen tadellos auf der Straße. „Weil halt der Beobachter so genau korrigieren kann," knurrt mein Begleiter. Unheimlich ist es zu denken, daß hinter uns jemand getroffen worden sein mag. Einen der alten Straßenarbeiter sehe ich laufen. Aber wir können dem nicht weiter nachforschen.

„Zwanzigmal mußte ich hier schon vorbei und nur zweimal bin ich nicht beschossen worden. Verdammter Spaziergang."

Gestern noch war er in Wien gewesen und nun hat er wieder den Anprall an die Front auszuhalten. Ich kann seinen Gemütswirbel verstehen, fürchte ihn selbst jedesmal und vielleicht noch mehr bei der Heimfahrt. Zu stark ist der Kontrast.

Aber wer schon zwei Jahre im Feuer gestanden, findet sich rasch wieder hinein. „Sehen Sie," lacht der Hauptmann, der seinen Humor nicht verlor, „wie gut die Unterbrechung war! Inzwischen ist die Sonne herausgekommen."

Jenseits des Sattels muß man wieder hundertfünfzig Meter hinunter und dieser Höhenverlust ist bei jedem Transport hinauf und hinab zur eigentlichen Steigung noch hinzuzurechnen. Auf dem tiefsten Punkt warten die Gefährten. Der neutrale Major sagt kein einziges Wort. Aber alle Anwesenden empfinden es, wie sonderbar

es für ihn gewesen wäre, von Kugeln, die ihn nichts angehen, getroffen zu werden. Immerhin scheint es mir nicht ganz unwichtig, daß auch einmal ein Neutraler merkt, wie das wirkliche Schießen schmeckt. Sähen es ihrer mehr . . . vielleicht dächten sie anders über die „Menschlichkeit".

Ehe wir aufsitzen, klauben die Pferdetreiber rasch die Kugeln aus einer Schrapnellhülse, die noch ganz voll neben der Straße liegt. Sie haben die für meinen Geschmack etwas zu warme Begrüßung am kaltblütigsten aufgefaßt, denn ihnen war sie ja zugedacht. Sie sind seit langem daran gewöhnt. Jetzt ist es ohnedies besser als im Winter, wo man sich so verräterisch schwarz von der leuchtend unberührten Schneedecke abgab. Freilich gab es da in dem weichen Schnee auch mehr Blindgänger. Jetzt sitzt, wie auf der Treibjagd, jeder Schuß.





Die Pferde tragen uns, soweit die Ausschaufelung der Straße geht, bis zirka dreihundert Meter unter das Lager. Es wird fleißig daran gearbeitet, die Straße weiter hinauf freizulegen.

Wir steigen seitlich der Straße auf einer Schneetreppe empor. Erstaunlich sind diese unbezwingbaren Schneemassen in einer verhältnismäßig geringen Höhe. Trotzdem die Rax soviel nördlicher liegt, hüllt sich dort dieselbe Region jetzt schon in Blumen. Aber das Furchtbare des Krn ist, daß er nicht nur ein Kampfplatz der Menschen, sondern fast mehr noch einer der Winde ist, so daß diese entfesselten Naturgewalten ihn zu einem der schrecklichsten Hexenkessel gestalten. Es ist, als hätten Schönheit und Poesie ihren Bann über ihn ausgesprochen.

Ein Landsturmmann läuft uns nach. Keuchend bringt er's heraus, daß er mich photographieren gesehen habe. „Wollen Sie nicht auch den Toten aufnehmen, den wir soeben aus dem Schnee geschaufelt haben?" Es ist ein ganz einfacher Mann. Geradlinig ist sein Fühlen. Er findet es in der Ordnung, daß diese „Fortschritte unserer Zivilisation" festgehalten werden, damit auch die erfahren,

wie es ihren Brüdern oben ergeht, für die sie ihr Leben lassen. Wir steigen also wieder hinab. Die Schaufler haben die Leiche schon



nahezu bloßgelegt. Mehrere Männer sind damals von der Lawine verschüttet worden. Ruhig stehen die Arbeiter um den Toten herum. Über einen Toten regt sich niemand mehr auf. Nur mir geht der Anblick so nahe, daß mir die Kamera zittert. Sieben sind heute schon zutage gefördert worden. Manchen deckt noch der Schnee unter unseren Füßen. Aber wenn man einmal in der Holzkiste liegt, ist es gleich, ob man vom Schnee erstickt oder von den Italienern erschossen worden ist.

Nein — solch seltsame Bergtour habe ich noch nie gemacht. Sind das nicht Orchesterklänge, die über den vereisten Hang herüberquellen? Ein Berg im Schnee mit Granaten, Leichen und Musik — eine sonderbarere Zusammenstellung findet sich wohl nicht leicht. Während ich den reizvoll die Wände entlang wehenden Akkorden lausche, die vom Lager kommen, höre ich die Meldung des Kadetten mit halbem Ohr, der dem vom Urlaub einrückenden Vorgesetzten entgegengelaufen ist. „Sie haben in meine Bude geschossen . . . .“



„Wir mußten nachts ausquartiert werden, es hat ein Stück Menage fortgerissen . . .“



Sonderbar ist der Blick von unten über die kleinen Dörfchen, die sich an die schützenden Felswände schmiegen. Der ganze Berg ist bewohnt. Ganz links steht wie eine Festung das sogenannte armierte Blockhaus, das der Gegend schon von weitem etwas Kriegerisches gibt. Daneben erhebt sich das einfach-edle Monument, das der General den Gefallenen zu Ehren erbauen ließ. Sogar eine Bronzeplatte hat man dafür heraufgeschleppt. Dann kommt der Materialplatz, dann die Gebirgstruppenunterkunft, dann die kleine Kolonie des Brigadiers. Vor der Offiziersmesse und vor der Kanzlei stehen sogar Pflanzen in Holzkisten als Schmuck. Weiterhin dehnen sich die Lagerplätze für die abgelösten Truppen, manche der Holzbaracken schweben geradezu in der Luft. Und schließlich überfliegt der forschende Blick noch die ganz frei aufgestellten Geschütze — hierher kann ja der Feind nicht sehen. Und so sind die Haubitzen nur nach oben, gegen die Flieger, maskiert.

Oben ist alles plötzlich in dicken, weißlichgelben Nebel gehüllt. Jeden Tag ab neun Uhr legt er sich wie eine Falkenmütze auf die Augen der Verteidiger. Beim Mittagessen der Brigade wird nur vom Nebel gesprochen. Einer schaut ganz schwermütig in das treibende Gewölk hinaus. Er ist erst seit kurzem hier und der Nebel umdüstert ihm die Seele.

Der fremde Major steigt wieder ab, ohne etwas gesehen zu haben. Seine Zeit ist gemessen. Eigentlich tut's mir leid. Die Neutralen hätten von ihm erfahren sollen, was Krieg bedeutet.

Mir wird ein leerstehendes Zimmer in einem weit vorgebauten Häuschen angewiesen, das im Winter das Quartier des Kommandanten gewesen ist, weil es nicht so sehr wie die anderen in der Lawinenbahn liegt. Dafür ragt es wieder mehr in die feindliche Schußlinie hinaus. Zwischen den zwei Zimmern des Häuschens ist ein kleiner Raum für den Diener. Auf der anderen Seite wohnt der Sappeurleutnant, der als Gast hier ist, um den neuen Minenwerfer in die Stellung einzubauen. Acht Monate ist er auf dem Mrzli Vrh gewesen — dem ist der Krn ein schöner Sommeraufenthalt.

Trübselig sehe ich, daß ich auf blankem Holz schlafen soll. Eine

Bettstatt ist da, sonst nichts. Beim Fortgehen stelle ich aber fest, daß der Bursche nebenan auf seiner Pritsche Holzwolle hat und ein paar dicke, höchst angenehme Decken. Und da fasse ich Mut, auch um solche zu bitten. Aber wie ich einen Oberleutnant von der Brigade frage, ob ich nicht auch etwas dergleichen erhalten könnte, gerät er zu meinem Erstaunen ganz außer sich. Er ist ein Ungar und kann nicht gut Deutsch. Er wollte dem Burschen auftragen, das Zimmer aufzuräumen, befahl aber, im Ausdruck irrend, es „auszuräumen". Nein, den Burschen trifft keine Schuld. Auf Befehl hat er das Zimmer, das immer tadellos für Besuche hergerichtet ist, ordentlich ausgeräumt.

Bei sichtigem Wetter darf man erst nach Einbruch der Dämmerung in die Stellung gehen, bei unsichtigem jederzeit. Ungefähr zweihundert Schritt des Weges sind eingesehen. Da man kaum die Hand vor den Augen erblicken kann — so dicht umwallt uns der Nebel — so gehen wir schon nachmittags um fünf. Kaum aber sind wir jenseits des Sattels, der den Krnstock von dem eigentlichen Krngipfel trennt, so weht ein Windstoß den Vorhang weg und jählings taucht das grandiose Bild der Krnpyramide vor uns auf.



Es ist gerade Ablösung. Auch die Kompagnie hatte im Schutz des Nebels hinüberkommen wollen, aber jeder geht trotz der jetzt klaren Luft weiter, jeder denkt, er werde schon drüben sein, ehe „er" schießt.

Der Krngipfel ist gleich zu Beginn des Feldzuges, im Juni 1915, verloren gegangen. Auf dem Krn lagen bergungewohnte Truppen, die so erschöpft hinaufgekommen waren, daß sie meinten, niemand

außer ihnen könne zweitausendzweihundert Meter eines so trostlosen Weges ersteigen. Und da waren eines Tages plötzlich die Alpini da.

Wenn hier von diesem glänzenden Angriffe gesprochen wird, der in unserer Kriegsgeschichte rückhaltlos als Erfolg des Feindes gebucht wird, dann fügt jeder rasch hinzu: „Hut ab vor den Alpini. Das war ein Meisterstück." So unangenehm die Folgen des Verlustes waren, so weit der feindliche Beobachter auf der Krnspitze in unseren nördlichen Isonzoabschnitt hineinschauen kann, niemals wird ein „Hätten wir" oder „Wären wir" geäußert. Und in ritterlicher Weise wird diese feindliche Leistung bedingungslos anerkannt. Die Alpini hatten die Mauer des Krn nachts erklettert; wie steil sie ist, kann man daran ermessen, daß der Höhenunterschied nahezu zweitausend Meter, die Distanz vom Isonzo aber nur fünftausend Meter beträgt. In voller Rüstung und in voller Sicht kamen sie ohne Weg herauf — und es gehört zu den Ruhmestiteln der Isonzoarmee, einen solchen Gegner zum Stehen gebracht zu haben.

Man muß sich das ungeheure Massiv des Krngebirges als ein Gewirr einzelner Gipfel von ungefähr gleicher Höhe vorstellen, die sich um den Bogatinsattel gruppieren. Nur die äußerste westliche Kante, die jäh zum Isonzo abstürzt, bildet eine schmale Kulisse für sich. Ein als Tal sich fortsetzender Bergriß scheidet sie vom Massiv. Diese Kulisse nun besteht aus zwei Teilen, zwischen welche die Krnscharte sich einbohrt: dem Gipfel selbst, der, scharf liniert, wie ein ebenmäßiger Kegel aufragt, und dem sogenannten Plateau, das hundert Meter niedriger ist und aussieht wie ein klotziger Tisch. Auf diesem würfelartigen, einem Felspostament aufgesetzten freistehenden Riesenblock, dessen obere Platte achthundert Schritt lang und einhundertachtzig Schritt breit ist, spielen sich seit der Erstürmung der Spitze die täglichen Kämpfe ab.

Ursprünglich hatten wir den ganzen Block gehalten. Aber die Geschütze auf der Krnspitze hatten diese Front zu einer Hölle gemacht. Sowohl die Volltreffer als auch die Steinsplitterungen der Fehlgänger trieben uns der rückwärtigen Kante zu. Jemand meinte, daß die jetzt gehaltene Linie mehr Vorteile biete. Der Korpskommandant aber, der mir vor meinem Abmarsch die Geschichte dieser Krnstellung

zu erzählen begonnen hatte, brach da die Schilderung plötzlich ab. „Nein, daran wollen wir weder mäkeln noch deuteln. Es war eine Heldentat der Italiener und damit basta."

Die Italiener kamen natürlich über die Scharte auf den Tischblock nach, den nun die beiden Fronten durchqueren. Im Rücken unserer Stellung, die etwa ein Drittel des Blocks behauptet — also zirka sechzig Schritt davon — stürzt der Felswürfel zum Isonzo ab. Die italienische Querstellung hält die Mitte des Plateaus. Während unsere Frontflanken hufeisenförmig zurückgebogen sind, schiebt die italienische Stellung sich den Tischrand entlang, rechtwinkelig zu ihrer Querfront, vor, fast bis zu unserer hin. Bis auf achtzehn Schritt Distanz kommt sie heran.

Beide Fronten auf diesem völlig exponierten Block, der außer der Scharte nirgends einen Stützpunkt hat, finden keine Möglichkeit, ungesehen mit ihren Reserven zu verkehren. Unsere Unterkünfte sind zwar außerhalb der feindlichen Sicht an den Absturz des Felsens angepickt und beim Hinweg deckt uns zum größten Teil ein Felszinken, nur gerade beim Paß, der das Kampfgebiet vom Lager und vom Kommando trennt, kann man aber von der Krnspitze aus die bereits erwähnten zweihundert Schritt des Weges sehen. Diese schrecklichen zweihundert Schritt, auf die ein feindliches Maschinengewehr eingestellt ist, werden nur dadurch passierbar, daß jedesmal der italienische Nachschubweg unter Feuer genommen wird, wenn der Feind unserem etwas tut. Auf der Westseite ist nämlich die Mauer des Krn vom Mrzli Vrh aus eingesehen und Schritt für Schritt des italienischen Weges kann von unseren Kanonen bestrichen werden. Die Lage dort oben ist für beide Teile so entsetzlich, daß jeder sich hütet, den anderen herauszufordern. Es kostet jedesmal nutzlos vergossenes Blut.

Von hinten, vom Rande des Plateaus, steige ich zu unseren Stellungen hinauf. Endlich sind sie schneefrei geworden, können endlich ausgebaut werden. Während des Winters mußte man sich damit begnügen, immer wieder neue Drahtreiter über die Stellung hinauszuwerfen, wenn die frühere Hindernislinie zugeschneit war. Viermal hat man sie übereinandergetürmt, viermal hat man eine

neue Sandsackbrustwehr errichtet, schließlich kämpfte man zwölf Meter über den ursprünglichen Gräben. Die Mannschaft grub Schneehöhlen, in denen sie Tag und Nacht hauste, gerade nur ein paar Bretter zwischen sich und dem Schnee. Manchmal aber setzte das Unwetter diese so erbitterten, so zähen Gegner doch schachmatt: Freund wie Feind schaufelte, schaufelte, schaufelte Schnee. Zweistündlich schaufelte man die aufgestellten Feldwachen aus, stündlich sogar die Zugänge zu den Schneehöhlen. Der flockige Schnee rutschte immer wieder in die freigeschaufelten Rinnen und die Leute waren in beständiger Gefahr, in den Tunnels zu ersticken.

Kriecht man nun durch die Sappe zu der Stellung hinaus, der ungeschütztesten, die ich je gesehen, weil hier jeder Fleiß, jeder gute Wille, ja sogar die höchste Aufopferung, die im Arbeiten unter feindlichem Feuer besteht, an dem Klima zerschellt, so kann man selbst ermessen, was es heißt, daß hier außer allem anderen auch noch die feindlichen Minenwerfer ständig am Werke sind. Hoch oben in den Lüften zwischen Schnee und Eis, auf drei Seiten vom Abgrund umdräut und auf der vierten einer feindlichen Front gegenüber, Granaten und Gewehrkugeln wehrlos preisgegeben und auch noch den Minen fortwährend ausgesetzt — auf demselben Fleck ein ganzes Jahr lang zu stehen — — welch phantastisches Martyrium für Freund wie für Feind!

Nicht des Leonidas Taten und nicht die des Achilles kann man mit dem vergleichen, was hier namenlose Deutsche, Kroaten, Tschechen und Ungarn tun. Auch nicht mit dem, was die Italiener hier leisten.

Eine Handgranate schlägt ein. Sie verpufft. Eine zweite folgt. Auch sie bleibt wirkungslos. Aber die Stimmung dieses Adlerhorstes voll Menschen, die nirgendshin der Beschießung ausweichen können, legt sich doch schwer um meine Seele. Die Ablösung steht bevor und hoffnungsvoll warten die Leute. Nach vielen durchwachten Nächten steht ihnen eine zu durchschlafende bevor. Der Kommandant rät mir, vor der Ablösung fortzugehen; der nicht zu vermeidende Lärm reize jedesmal die feindlichen Schützen. Und so verlasse ich gegen halb acht Uhr den Ort des Grauens — in der Sappe muß ich Platz machen,

weil ein Verwundeter vorbeigetragen wird. Die dritte Handgranate hat schon ein Opfer gefordert. Ungefährdet komme ich hinunter, ungefährdet über die berüchtigten zweihundert Schritt — aber kaum bin ich jenseits des Sattels, da bricht hinter mir die Rauferei los. Das Gefecht ist so rasch in Gang gekommen, daß die Ablösung nicht mehr stattfinden konnte. Die Truppe, die schon im Begriffe war, ihre Erholung anzutreten, steht die halbe Nacht in schwerem Kampfe.

Von Schlafen ist natürlich auch im Lager keine Rede. So nahe sind unsere Haubitzen, daß ihr Bellen an die dünne Holzwand meines Hüttchens prallt und sie zittern macht.

Sehr zeitig streife ich des Morgens schon herum. Da nur die Strahlen der Morgensonne den Krnnebel durchbrechen, muß man die Frühstunden ausnützen. Ich treffe den Kommandanten — der General selbst ist eben nicht da — der ernst und wortkarg ins Weite starrt.

„Ein schöner Morgen.“ Ich sage das mechanisch, wie man es eben in allen Sprachen der Welt bei strahlendem Wetter statt des Morgengrußes zu sagen pflegt.

„Leider, leider,“ erwidert der Kommandant traurig. „Wozu brauchen wir schöne Tage? Wir brauchen Nebel. Bei Sonne können wir die Menage nicht hinüberschicken, die Leute müssen oft mit den Kochkisten solange warten, bis das Essen ganz ausgekühlt ist. Das Material bleibt liegen, die Arbeit stockt. Besser, es stürmt und regnet. Was liegt daran? Wenn man naß wird — nun, so trocknet man wieder.“

Ich denke daran, wie melancholisch gestern bei Tische vom ewigen Nebel die Rede ging. Ein reizvoller Aufenthalt, wahrlich! Im Nebel wünscht man sich Sonnenlicht und in der Sonne den Nebel — und beides ist gleich schwer zu ertragen.

Wieder steige ich zur Stellung empor, diesmal mit der Kamera. Die Aufnahme der eingesehenen Stelle, der zweihundert Schritt, gerade gegen die feindliche Front, umfaßt die Luftlinie von der Krnspitze zum Weg. Überall sonst hätte man diese Stelle die lohnendste eines Aussichtsweges genannt. Aber das Passivum des Zeitwortes „sehen“ hat auch hier das Aktivum besiegt.



Wir begegnen den Verwundeten von gestern. Je vier Mann tragen eine Bahre. Nachts waren sie drüben auf dem Plateau geblieben. Und ich rechne leise vor mich hin: Fünfhundert Meter





bergab, dann hundertfünfzig bergauf, dann wieder vierhundert bergab — — —. Eine lange Reihe kommt uns entgegen. Mörderisch



haben fünf Minenwerfer vier Stunden lang gewütet. Die Toten sind gleich oben auf dem Plateau geblieben. „Wie das auf die Nerven geht," murmelt mein Begleiter. „Tag für Tag ist es dasselbe Lied."

Das Bataillon ist erst gegen Morgen ins Lager gekommen. Ich besuche es dort. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich die Mannschaft um einen fiedelnden Zigeuner herumtanzen sehe. „Wir sind ja am Leben geblieben. Darum tanzen wir," sagt mir ein Mann. Und der Zigeuner fügt rasch hinzu: „Meine Geige gehört mit zum Krieg. Wenn wir in der Stellung spielen, stellen die Italiener das Feuer ein. Alles horcht dann gespannt — Freund und Feind."

Alles, was in diesem Lager gebraucht wird, muß im Winter vom Bogatinsattel, jetzt noch vom Straßenende, heraufgetragen werden.





Je zwei Mann schleppen ein Minengeschoß. Große wandernde Well-
blechdächer, Balken, Fässer sieht man emporkommen, scharf zeichnen



sie sich unten vom Schneehang ab. Die Träger bleiben oft stehen, wischen den Schweiß vom Gesicht. Menschen sind es, die vor dem Krieg noch nie einen Berg erschauten.

Nun geht's ans Erzählen der Geschichten, der endlosen Odysseen im Schnee. Aber sie handeln selten von Minen, selten überhaupt vom Feind. Nie von den schlaflosen Nächten in der höllischen Stellung. Nur von den Lawinen. Vierzehn Tage lang war jeder Verkehr gesperrt gewesen, monatelang steckten die Baracken im Schnee. Jedesmal beim Verlassen des Lagers bekam man die von der Erschütterung losgelösten Schneemassen auf den Kopf. Einmal waren mehrere Mann verschüttet worden. Bei Fackelschein grub man sie aus. Der General, jeder Offizier schaufelte die ganze Nacht mit. Wen man bis Mitternacht fand, den konnte man noch zum Leben erwecken. Die später Ausgegrabenen waren alle tot. Nur einer kam gegen Morgen noch lebend aus der Schneegruft heraus. Er hatte den Kopf in der mitgestürzten Schornsteinröhre stecken gehabt. „Bitte um eine Zigarette.“ Das war sein erstes Wort.

In dem Häuschen, das ich jetzt bewohne, hatten damals der General, fünf Offiziere und fünf Telephonisten gehaust — elf Menschen in zwei Zimmern. Monatelang. Des Morgens mußte man zwei Stunden lang schaufeln, ehe man das Fenster frei bekam, durch das man das Frühstück servierte. Der Verkehr mit dem Hilfsplatz erfolgte sogar durch das Dach. Die Verwundeten wurden von oben heruntergelassen und nach der Behandlung wieder nach oben hinausgetan. Zu dem Weg in die Stellung, der zwanzig Minuten erfordert, hatte die Ablösung einmal sechseinhalb Stunden gebraucht. Und mehr als die kämpfende Truppe, mehr als die Sanität hatten die alpinen Rettungspatrouillen zu tun gehabt, die Verirrte bergen, Verschüttete ausgraben mußten. Und gar wunderliche Bilder gab es da zu sehen. Jeden Schrecken ertrugen die Leute, nur wenn alles zu — brennen schien, wurde die Mannschaft bleich. Indessen, bald lernten sie auch das Elmsfeuer kennen und sie dachten an Weihnachten, wenn auf jedem Bajonett ein Flämmchen glühte.

Auf der scharfen Felsnadel gegenüber der Gipfelkulisse sitzt natür-



lich ein Beobachterleutnant. Von hier nehmen sich Spitze und Plateau zusammen wie ein riesiges Tragtier aus, erstere ist der Kopf, die Scharte der Hals und der flache Block der Rücken. Der Nebel, der schon wieder heraufgekrochen ist, bildet in zirka zweitausend Meter Höhe eine wallende weiße Decke, aus der das steinerne Tier gespenstisch herausragt. Steigt der Nebel auch noch über die Scharte, so sehen Spitze und Plateau wie zwei im Nichts hängende Trümmer aus. Da unser Beobachterstand das Plateau überhöht, überschaut man beide Fronten auf der riesigen Platte; gleichsam doppelt durch sie liniert sieht sie aus. Mit freiem Auge verfolgen wir die italienischen Soldaten, wie sie mit ihren Helmen aus den Schneehütten treten, wie sie umherspazieren, Wache halten, essen. Sind wir doch nur achthundert Meter von ihnen entfernt und nichts



als die reine Gebirgsluft ist zwischen uns und dem bizarren Bilde dieses aus dem Nebel ragenden Felswürfels, auf dem wie die verschiedenfarbigen Zinnsoldaten auf dem Tische eines spielenden Kindes die beiden kampfbereiten Truppen einander gegenüberstehen.

Und jetzt — jetzt öffnet der italienische Beobachter, der über der Scharte sitzt, seine Luke und steckt den Kopf heraus. Der Leutnant meint, er wundere sich wohl über uns. Wir sitzen nämlich ganz frei oben auf der Spitze des Beobachterberges und sonnen uns. Der Leutnant sagt, wir verrieten hier nichts, weil er längst von hier ausgezogen sei. Früher allerdings sei diese Nadelspitze sein Stand gewesen, aber da hätten die Italiener ihn ausgeräuchert. Und tatsächlich ist kaum ein Stein ohne den rötlichen Kratzer, den ein Schuß hinterläßt. Jetzt hause er viel weiter weg, vorläufig noch unentdeckt, unbeschossen.

Wir können also ruhig oben sitzen, schauen und photographieren. Der erste Schuß trifft uns doch nicht und bis zum zweiten bleibt Zeit genug zu einem Rückzug in Ehren. Die Italiener wissen das natürlich ebensogut wie wir und so schießen sie nicht. Überflüssige Granaten werden jetzt auch drüben nicht mehr verschwendet.

Während wir oben sitzen, wohl an die zwei Stunden lang, sehen



wir etwas hier Ungewöhnliches sich ereignen. Der Nebel teilt sich, zerflattert, löst sich in Nichts auf und plötzlich liegt die sonnenüberglänzte Berglandschaft klar vor uns da. Tief, tief unten schimmert der Isonzo, dessen Talebene sich bis hart an die ungeheure, steile, fast ungegliederte Mauer des Krngipfels herandrängt. Sie ist wie mit dem Messer zerschnitten — ganz von italienischen Laufgräben durchfurcht. Im Norden steht ernst der Mangart, im Nordosten etwas freundlicher der weißspiegelnde Triglav; tausend kleinere Schneekuppen füllen den Gesichtskreis dazwischen aus. Vor uns aber, durch keinerlei Hintergrund, keinerlei Vordergrund in ihrer Monumentalwirkung gestört, rein sich abzeichnend vom strahlend blau gewordenen Südhimmel, erhebt sich die freistehende, gewaltige steinerne Tiergestalt, die auf ihrem Rücken unsere Soldaten trägt, die aber nicht zwei, sondern vier böse Augen hat, vier schwarze Kavernenöffnungen, in denen die feindlichen Gebirgsgeschütze stehen.

„Früher," behauptet der Leutnant, „ist die Krnspitze bedeutend höher gewesen. Mindestens zwanzig Meter hab' ich ihr heruntergeschossen."

Gegen Südwesten läuft aus dem Krn eine um achthundert Meter niedrigere Bergkette hinaus. Eigentlich ist es ein nur wenig ge=

gliederter Kamm, der sich an den Krn lehnt, aber seine Wölbungen haben doch eigene Bergnamen, die sogar berühmt geworden sind, weil die Italiener meinten, die über ihre Häupter geführten Zwischenstellungen zwischen dem Krn und Tolmein am leichtesten einrennen zu können. Sie meinen das sogar auch jetzt noch und so haben die drei zusammenhängenden Berge: Sleme, Mrzli Vrh und Vodil Vrh niemals Ruhe. Nie, keinen einzigen Tag. Seit Jahresfrist hat der Mrzli Vrh, der die Mitte des Kammes bildet, keinen einzigen Abend ohne Verluste verstreichen gesehen.

Auch heute beginnt ein Gefecht auf dem Mrzli Vrh, während ich mich gerade über ihm auf der Beobachterfelsnadel befinde. Auf die rostroten Teile dieses armen, ärmsten Berges, das heißt also, dorthin, wo ohnedies alles zerschossen ist, beginnt abermals eine Beschießung. Diese neue Farbe der Verwüstung, die der Krieg in das natürliche Grün der Natur hineingemalt hat, liegt jetzt auf allen Bergen, über welche die vorderste Linie läuft. Das Feuer steigert sich, wird zum Trommelfeuer. Seit einer Woche setzt es täglich um diese Zeit ein und hält bis zum Abend an. Minen, Ekrasitgranaten, Schrapnells, Gewehrgeschosse fliegen auf unsere Stellungen hin und ich sitze hier oben in der Sonne und schaue zu. Ich sehe die Volltreffer, die in den Gräben die Eingeweide der Erde aufwühlen, ja mit dem Binokel sehe ich sogar die Lufttorpedos im Fluge.

„Schade, daß Sie zu einer so ruhigen Stunde hier heraufgekommen sind!“

Ich werfe dem Beobachter einen raschen Blick zu. Nein, er scherzt keineswegs. Zwar fliegen eben Tausende von todbringenden Geschossen auf unsere Stellungen, aber — auf jene des Mrzli Vrh. Und das ist der Nachbarabschnitt. Auf dem Krn schweigt eben der Feind und so ist das für den Krnbeobachter eine „ruhige“ Stunde.

Ich glaube, darin liegt eines der Geheimnisse, warum der Krieg so endlos zu ertragen ist: jeder stumpft vollständig für alles, was ihn nichts angeht, ab. Aber ich glaube, es liegt anderseits auch eines der Geheimnisse darin, daß wir den überlegenen Feind in Schach zu halten vermögen: weil wiederum jeder das, was ihn angeht, für das Wichtigste hält. Von allen gewaltigen Eindrücken, die der Krieg

dem Zeitgenossen bringt, muß es den tiefsten bedeuten, daß die größte, die einzige Frage für jeden die ist: dabei sein oder nicht dabei sein.

Nur von der Distanz hängen die Urteile ab.

Noch ein letzter Blick auf die rührende Ansiedlung im Schnee und dann marschiere ich ab. Bis zur oberen Krankenträgerwechselstation begleitet mich ein Korporal. Acht Monate tut er Dienst auf dem Krn. Vom Duplasattel nach Pologar hinunter geht ein Gefreiter des Hilfsplatzes mit. Zehn Monate tut er Dienst auf dem Krn. Und von Pologar reitet ein Zugsführer mit mir nach Tolmein. Zwölf Monate tut er Dienst auf dem Krn.

Dieser Ritt durch das Tal des Tominskibaches, über den rückwärtigen Hang der Bergkette des Mrzli und Vodil Vrh soll den Schluß meiner Krnpartie bilden. Müde bin ich, rechtschaffen müde. Drei gute Wegstunden zu Fuß über sechzehnhundert Meter steilen Schutt sind's vom Krn bis nach Pologar. Leider hat man mir hier aber kein Tragtier gegeben, sondern, wahrscheinlich aus besonderem Entgegenkommen, ein richtiges Rassepferd, das für meine Reitkunst und meine Abgeschlagenheit viel zu nervös und unternehmungslustig ist. Immerhin, es sind nur zwei Stunden und ich weiß, daß auch zwei unangenehme Stunden zu Ende gehen. Die ganze Breite des Sleme, des Mrzli Vrh und des Vodil Vrh mit allen ihren Schluchten muß ich durchreiten; vier-, fünfhundert Meter hoch über dem Wildbach folgt die Straße dem Tal.

Da plötzlich höre ich das wohlbekannte, das sich immer gleichbleibende, das nie den Eindruck verfehlende Ziehen durch die Luft. Dann einen Krach. Durch dichten Wald reiten wir. Man sieht nicht das geringste. Nur die Pferde bäumen sich, wollen durchbrennen. Jetzt wieder ein Schuß. Ein dritter. Bis zu fünfzehn zähle ich mit. Mit dem Zugsführer, einem freundlichen Bosniaken, kann ich nicht sprechen. Und doch wüßte ich so gern, was diese Schüsse bedeuten. Nun kommen sie dichter. Man meint, sie sengen die Haare weg, so nahe scheinen sie über unsere Köpfe zu fliegen. Die Pferde reißen wie toll an den Zügeln. Und immer elender wird mir zumute.

Ich weiß wohl, woher das kommt. Zu oft habe ich's gehört, wie die körperliche Ermattung die Spannkraft zermürbe und wie schwer es sei, Haltung zu bewahren, wenn man todmüde ist. Jetzt spüre ich's am eigenen Leib, schon nach so kurzer Plackerei; und all diese Männer, die seit Jahresfrist den Isonzo halten, sind immer müde. Die sind niemals ausgeschlafen, niemals erfrischt, stehen immer unter dem Hochdruck der Gefahr und haben ohne Erholung ununterbrochen das Äußerste ihrer Kraft herzugeben.

Am liebsten stiege ich ab, doch ich schäme mich vor dem Mann. So viel er auch mit seinem Pferd zu schaffen hat, das viel nervöser als meines ist, er dreht sich dennoch alle Augenblicke fürsorglich nach mir um. Ab und zu zeigt er mir einen Einschlag neben der Straße. „Vorgestern", sagte er lakonisch. Dann wieder: „Gestern". Wenn es besonders stark kracht, hält er sein Pferd an und wartet: „Ekrasit," erklärt er mir kurz. Doch ich weiß nicht, ob das als Tröstung gemeint ist.

Endlich begegne ich einem Kadetten, der nach Pologar reitet. Endlich kann ich um Auskunft bitten. Und ich höre, daß auf dem Mrzli Vrh noch immer der Kampf wüte und daß die Schüsse, die wir hören, die Weitgeher, die über ihn hinüber zu uns ins Tominskital prasseln, zumeist im Bogen über die Straße wegfliegen. Die sei so hoch in den steilen Hang eingebaut, daß sie geradezu einen toten Raum über sich habe. Und ein „toter Raum" ist ein Raum, in dem man lebendig bleibt.

Gegen Abend komme ich nach Tolmein. Schon hinter dem Ort muß ich absitzen. Auch Tolmein wird gerade beschossen. Die Reservemannschaft sonnt sich vor den Baracken, hübsch angezogene Mädchen plaudern mit den dienstfreien Herren, die Menage wird eben gebracht. Und darüber hinweg braust's und zischt's, knallt's und faucht's. Über dem Bach drüben — kaum zweihundert Schritt weit — schlagen die Granaten ein. Unten am Tominski spielt die Tolmeiner Platzmusik wie sonst. Und jenseits der Brücke wartet gemächlich mein Wagen. Die Schießerei auf dem Mrzli Vrh dauert freilich noch fort. Aber ich schlafe trotzdem im Fahren ein. Ich bin weit vom Schuß und mich geht's also nichts an.

Auf den Tolmeiner Brückenkopf, den Mrzli Vrh und Vodil Vrh

Der sogenannte „Tolmeiner Brückenkopf“, der eigentlich eher der Brückenkopf von Santa Lucia heißen sollte und der aus den beiden Bergstellungen auf Kozmarice und Sveta Maria besteht, hat im ersten Monat des italienischen Feldzuges fast gar keine Rolle gespielt. Von Anfang an war der nördlich gelegene Mrzli Vrh den Italienern als das Einfallstor des Tolmeiner Abschnittes erschienen und es klang sehr unwahrscheinlich, als einmal ein Gefangener von dem italienischen Plane, über Kozmarice einzubrechen, erzählte. Und doch — im August 1915 brandeten die feindlichen Heereswellen in unabsehbarer Tiefe an die Kote 588 oder vielmehr an „die Kote“ schlechtweg, wie der Berg Kozmarice bei der Isonzoarmee heißt. Auch bei dieser berühmtgewordenen Kote bleibt in der Umgangssprache die Höhenzahl einfach fort. Wie bei jedem unvermuteten, überraschenden Angriff in neuen Räumen, gelang es auch bei diesem, die Verteidigungsfront ein wenig einzudrücken; die Italiener eroberten damals unsere Stellung auf der Höhe des Gipfelkammes.

Zwei Tage lang dauerte „die Krisis“. Die Krisis eines Angriffs nennt man jene Zeitspanne, die nötig ist, um die zurückflutende Truppe zur Ruhe zu bringen. Damals war ein Bataillon vom Krn eben nach Tolmein zur Retablierung gekommen, die halbe Nacht war es die zweitausend Meter herabmarschiert. Um ein Uhr früh marschierte es die sechshundert Meter zur Kote wieder hinauf und wurde sofort auf dem feuerspeienden Berg als Kampftruppe eingesetzt. Zehn Tage und zehn Nächte dauerte das Ringen — noch nachher, als der Stoß schon aufgefangen war — um die Festlegung der Linie. In Selo, am Fuße der Kote, hatten die Bersaglieri sechs vergebliche Vorstöße gemacht. Schon meinten sie beim siebenten, endlich eindringen zu können; als sie auch da wieder zurückgeschlagen wurden, erschoß sich ihr Hauptmann in wildester Verzweiflung.



Der ganze Erfolg blieb für die Italiener der, daß sie den Kamm behaupteten. Fast überall sonst am Isonzo überhöht die eigene Infanteriestellung die feindliche. Diesseits der Kote aber, wo unsere Truppen sich damals auf halber Höhe hielten, war nichts vorbereitet gewesen. Ein paar Sandsäcke hatte jeder Mann vor sich. Unter diesen fing er leise an, die Erde wegzukratzen; nach und nach entstanden Einzeldeckungen. Mann für Mann wurde damals aus diesen Löchern herausgeschossen, aber wo sich eine Lücke auftat, füllte sie sofort ein anderer aus. Monatelang schwebten die Unseren gewissermaßen in der Luft, unausgesetzt prasselte das Feuer über sie hin und monatelang hielten die Italiener die Höhe. Zentimeterweise wurde „vorsappiert". Langsam, behutsam, in unzähligen Rinnen drängte die eigene Linie zum Kamm hinauf. „Und plötzlich," so erzählt mir der Kommandant, der seit dem 20. August 1915 auf der Kote steht, „warfen wir den Feind vom Kamm hinab, auf den jenseitigen Hang. Dort blieb er dann monatelang picken".

Ich schaue vom Gipfel durch eine Schießscharte hinunter, auf den „jenseitigen Hang". Er hat eine Neigung von 30 bis 45 Grad. Da

aber alle mir bekannten Stellungen aus Gräben bestehen, versuche ich vergeblich, mir vorzustellen, was „hinabwerfen“ und am Hang „picken bleiben“ heißt. „Ja,“ sagt der eine meiner Begleiter, „hinter solchen Worten steckt unermeßliches Erdulden. Hut ab vor diesem Gegner! Italien tut recht daran, die Mobilmiliz, die sich über diesem Abgrund festgekrallt hat, als heroisch zu feiern. Dicht hinter ihnen dräute die Tiefe. Ich selbst sah ihren Oberstleutnant zwischen den Hindernissen liegen, hinter einfachen Zeltblättern. Freilich im Nahkampf, im aktiven Geschehen, wenn seine Artillerie schweigen muß, bringt unsere Infanterieüberlegenheit zumeist die Entscheidung. Die Italiener wissen zwar auch schon, wie es gemacht wird. Aber es kommt doch immer wieder darauf an, welcher der vom Trommelfeuer betäubten Männer früher wieder sein Bewußtsein erlangt und die Gewalt über seine Nerven zurückgewinnt.“

Schließlich hatten die Italiener aber die Stellung doch nicht halten können, die Verluste waren zu groß. So gingen sie eines Nachts über das Tal zurück — freiwillig, weil man gar nicht daran dachte, sie aus dieser für sie schauerlichen Lage wegzudrängen — und gruben sich auf dem Kamm der drüberen Bergkette ein. Von dieser Hauptlinie senden sie längs jeder abwärtsstreichenden Rippe ihre Gräben herab, aber nicht bis zum Grunde des Tales, wo die Straße läuft.

Diese Straßen in den neutralen Tälern sind ganz außer Gebrauch gesetzt und liegen in tiefem Schlaf. Unbenützt durchziehen sie die Sohle, während neue über die Scheitel gebaut werden mußten. Grotesk ist es, daß auf dem einzigen vernünftigen Verkehrsweg da unten sich nichts regen darf; nur Feldwachen kriechen nachts über die Straße und die müssen sich bis zur nächsten Nacht drüben verstecken. Die Kote 588 sieht auf der dem Feind zugewendeten Seite wie nach einem Waldbrand aus. Die kahlen Baumleichen in dem zerwühlten Erdreich werden täglich durch neue Einschläge noch trauriger verstümmelt. Da das Tal sich in Windungen dahinschlängelt, schießen die Feinde fast an jeder Stelle in irgend eine Flanke des Berges. Deshalb sind die Gräben überall mannshoch und solid aus Steinen gebaut, mit Balken verpölzt, mit Traversen gedeckt.

Als die Italiener die Kote gänzlich geräumt hatten, nahmen die Unseren die alten Plätze unterhalb des Kammes wieder in Besitz. Diese unsere jetzige vorderste Linie heißt seither bei der Besatzung „die Auguststellung", nämlich die ursprüngliche vom vorigen August. Schreckliche Zustände fanden sich in den verlassenen italienischen Gräben vor. Sind doch die Italiener von einer Unsauberkeit, die weit über alle Schlüsse hinausgeht, die man aus ihren Lebensgewohnheiten füglich von vornherein hatte ziehen können.

Das ist aber nicht nur für die Italiener, sondern auch für unsere Truppen eine Gefahr. Jeder Überläufer kann eine Seuche mitbringen und es ist unseren Leuten nicht gleichgültig, ob wenige Schritte von ihnen entfernt Cholera und Typhus wüten. Indessen, es gelang, sie davor zu bewahren — ja, noch mehr, jeden besetzten Raum zu sanieren. Es wurde festgestellt, daß auf dem ganzen Hang des Kozmarice keine einzige Latrine war. Man fand eintausendsechsundsechzig noch unbeerdigte Leichen vor und das Grauenhafteste war eine Treppe aus vierzehn Menschenleichen, die über die steilste Stelle führte. Ohne sie hätten die Alpini wohl die Bergwand nicht überwinden können. Dies ist keine Fabel — der Stabsoffizier selbst erzählt es als Augenzeuge; ebenso beglaubigt ist die Schilderung des Maschinengewehrstandes, der ebenfalls aus Leichen erbaut war. Man fand acht Justifizierte vor, füsilierte Tote mit verbundenen Augen und gefesselten Händen. Fast unglaubhaft sind die Beschreibungen des italienischen Hilfsplatzes: die Ärzte warfen die Toten einfach zum Fenster hinaus.

Ganze Waggonladungen Kalk waren nötig, um die Stellung beziehbar zu machen. Wie beschneit sah der Hang eine Zeitlang aus. Und man bot der Mannschaft Prämien für jede hinter die Linie gebrachte und bestattete italienische Leiche. Außerdem wurden die Gräben mit verschlungenen Zweigen bekleidet — diese „Hurden" schlucken den Leichengeruch ein. Die Front, die vom nördlichsten Korps gehalten wird, ist jetzt fast durchwegs mit Hurden ausgeschlagen. Unermeßlich, unbeschreiblich ist die Arbeitsleistung, die in solchen neben der Hauptsache verschwindenden Einzelaufgaben steckt.

Ein kroatisches Regiment war es, das die Kote zurückgewann.



Aber der Kommandant meint, das hervorzuheben wäre ungerecht gegen alle anderen, die es ebenso gemacht hätten, wären sie zufällig gerade dagewesen. „Die Nationalität kommt ja im Kampf auffallend wenig zum Ausdruck. Die Leute sind viel stolzer auf die Zugehörigkeit zum Regiment. Bei gemischten Verbänden zeigt sich das immer wieder. Der Soldat braucht einen Offizier, der mit ihm sprechen kann, ein gutes Wort zur rechten Zeit, einen harten Griff, wo es nottut, und — eine pünktlich eintreffende Menage. Und vor allem: dem Zugskommandanten darf kein Mann lieber sein als der andere. Dann ist es egal, von welchem Regiment man das Letzte an Hingabe verlangt."

Obwohl „die Kote" jetzt nicht mehr angegriffen wird und obwohl auch eine verhältnismäßig große Entfernung sie von der feindlichen Linie trennt, das tägliche Granatfeuer macht auch diese Stellung zu einer opfererfordernden. Aber der Mann am Isonzo lernt alles ertragen. Kälte, Hitze, Nässe, Staub, Steinlager, Wassermangel, Fliegen. Er überwindet die Furcht vor Minen und Lufttorpedos, vor Bomben, die vom Himmel fallen, und vor Sprengungen, die den Boden auf=

wühlen; vor Taschendolchen, Handgranaten, Trommelfeuer. An alles gewöhnt er sich, beinahe ans Sterben. Nur an eines nicht: an den Mrzli Vrh.

Der letzte Berg, den ich besteigen soll, ist der Mrzli Vrh. Der



Rechts die eigene, links die feindliche Stellung.

Name hat hier für jeden einen erschütternden Klang bekommen. Zu Pferde geht's auf einer dem Feind abgewendeten Seite im Tale des Tominskibaches von Tolmein aus hinauf. Nur über die letzten zweihundert Meter des vierzehnhundert Meter hohen Berges steigen wir zu Fuß empor. Der Mrzli Vrh hält zwischen dem Sleme und dem Vodil Vrh die Mitte des langgestreckten Bergriegels, der aus dem Krnmassiv entspringt. Vom Slemesattel aus folgen wir unserer Kampflinie, die überall die Kammhöhe behauptet und wie eine Bekrönung des breiten Bergrückens wirkt. Von jedem Punkt dieser Stellung aus sieht man unten den Isonzo, der parallel mit ihr läuft. Die Linie, die dazwischen liegt, ist die der italienischen Front.

Die ganze ungeheure Breite der drei zusammenhängenden Berge entlang und auf wenige Schritte Distanz folgt der feindliche Graben dem unsern, der ihn überhöht. Drüben, auf der andern Seite des

Tolmeiner Beckens, wird unsere Stellung hingegen von der feindlichen Artillerie überhöht. Und im Rücken hat sie den Beobachter und die vier Gebirgsgeschütze vom Krn. Da aber das ganze Tal mit dem



Isonzo von hier aus nach Norden den Italienern gehört — wie die Linien eines Schachbrettes durchschneiden ihre Laufgräben die Wiesen unten am Fluß — so sehen anderseits wieder unsere Beobachter ohne Hindernis dort hinein. Wehe, hüben wie drüben, wenn sich bei Tage etwas regt.

Es liegt etwas Atemloses auf dem Mrzli Vrh. Jede Bewegung löst eine Kette von Ereignissen aus. Jeder Mann, der sich zeigt, entfesselt ein höllisches Hinüber, Herüber des todbringenden Bleis. Seit acht Tagen steht der Mrzli Vrh nun wieder unter Trommelfeuer. Den Beginn habe ich vom Krn aus gesehen, die Weitgeher im Tominskital übern Kopf fliegen gehört. Nun ist das eine Woche her und noch immer hat der Berg keine Ruhe. Ja, eigentlich hat er seit Kriegsbeginn keine gehabt.

Man muß sich vorstellen, was das heißt. Vom Sleme über den Mrzli Vrh bis zum Vodil ist die Front viele Kilometer lang.

überall ist sie eingesehen und dem Feuer preisgegeben. Und dennoch kann man nirgends die Leute aus der Gefahrzone nehmen, weil man nie weiß, an welcher Stelle der Angriff erfolgen wird. Das ist noch schlimmer als auf dem Monte San Michele, weil dort die umbrandete Linie nirgends überhöht ist. Es ist schlimmer als auf der Podgora, weil dieser durch vierzehn Monate so hartbedrängte Berg nur zweihundert Meter hoch ist. Es ist schlimmer als im Raum Plava—Zagora, weil dort die Stellung nicht so fürchterlich lang ist. Von diesen vier schauerlichsten Punkten der Isonzofront ist der Mrzli Vrh wahrscheinlich der ärgste — ein trauriger Vorrang, auf den auf dem Berg wohl jeder leicht verzichtete.

Während es nun an den meisten Stellen der Isonzofront der einzelne Mann ist, der die Stellung hält, spielt auf dem Mrzli Vrh auch die Kunst der Führung eine große Rolle. Die Reserve darf von ihrem Sammelraum aus nicht länger brauchen, um zuzuspringen, als die vorderste Mannschaft den Ansturm aushalten kann. Sie muß also aufs klügste verteilt sein. Die Wachsamkeit der Kommandanten darf keine Sekunde nachlassen — freilich auch nicht die Opferkraft der Horchposten, deren Standhaftigkeit allein immer und überall den notwendigen Zeitgewinn schafft. Grauenhaft ist es zu sehen, wie diese täglichen Stürme der Italiener über den offenen Steilhang geradeswegs in unsere Maschinengewehre getrieben werden. Ihre täglichen Verluste auf dem Mrzli Vrh betragen ein Vielfaches der eigenen, sechzig, achtzig Leichen liegen fast immer vor unseren Drahthindernissen.

Der Geniechef des Korps ist heute auf den Mrzli gestiegen, um den Minengang zu besichtigen, der morgen gesprengt werden soll. Bis auf sieben Schritt ist die Sappe bereits an den Feind herangebohrt und leise kriechen wir bis an ihr Ende vor. Hier liegt zwischen uns und den italienischen Panzerplatten eine feindliche Leiche, die ich photographieren soll. Durch die Schießscharten pflegt man sonst nur ziellose Aufnahmen zu machen, denn für den „Sucher" des Apparates ist das Loch nicht groß genug. Soll daher auf einen bestimmten Punkt eingestellt werden, so muß man zuerst die Mattscheibe einfügen; ist dann die Stelle, wo die Kamera hingehört,

durch Bajonette fixiert, so kann man sie forttun und die Platte einsetzen. Freilich, man riskiert dabei, durch das die Öffnung durchblitzende Licht die feindliche Wache aufmerksam zu machen. Auch wird jeder Laut hier gehört. Das Knacken des Auslösers kann uns verraten. Und kein Entrinnen gäb's aus dem schmalen Gang. Aber es läuft gut ab. Sorgfältig wird die merkwürdige Platte verstaut.



Es ist früh und bis zum Beginn der Beschießungen bleibt noch Zeit genug, die Verwüstungen anzusehen, die das siebentägige Trommelfeuer in den Offiziersunterständen angerichtet hat. Eine „Wohnung" ist gänzlich zertrümmert, glücklicherweise war sie zufällig gerade leer. Ich sehe in den Gesichtern der Herren die nervöse Spannung, in ihrem Blick das erschütternde Starre, das nur das Warten hervorbringt. Hier wird ja ununterbrochen gewartet, gewartet; seit einem Jahr wird gewartet, ob man getroffen wird.

Einer erzählt mir leise von Serbien. „Ach ja, rechts und links fielen die Kameraden. Aber es war doch Krieg, richtiger, rauschbringender Krieg. Heute hier, morgen dort. Zeltlager, Einquar-

tierung, Dorfmädchen, Sturm. Aber hier . . Wir warten. Wieder ein Tag vorbei. Bin noch lebendig. Aber morgen! Fünf Schritt rechts schlägt die Granate ein oder zehn Schritt links. Und immer sitzen, warten . . ."

Sonderbar ist, wie sehr das Schwarmliniendasein an die Lebensumstände der Pioniere Ostasiens erinnert. Hier wie dort klagt jeder über das drückende Einerlei, hier wie dort wird ein „Besuch" als willkommene Abwechslung begrüßt. Aber hier wie dort besteht diese Abwechslung darin, daß dieses Einerlei, mit den Genossen schon zum Überdruß durchgesprochen, dem Fremden neuerlich geschildert wird. Und ebenso wie es nirgends im Dschungel einen gibt, der sich für etwas anderes als für das Dschungel interessierte, beschäftigt den Mann an der Front ausschließlich die Granate, die eben kam.

Und ebenso wie im Dschungel spielt auch im Granathagel das, was einer gelernt hat, eine untergeordnete Rolle. Nur das hat hier Wert, was einer innerlich ist. Vielleicht ist das die Ursache davon, daß hier wie dort jeder prunklos und unauffällig auftritt, daß dieselben Menschen, die daheim aus der geringsten Leistung das größte Aufhebens machen, hier aus dem Kleinlichen ins Große wachsen. Jeder findet zu seinem Erstaunen, daß der beständige Vergleich des rein Menschlichen zwischen ihm und dem einfachen Mann nicht immer zu seinen Gunsten ausfällt. Das macht die Hochmütigen bescheiden, die Allzusicheren nachdenklich, die Besserwisser klein.

Nicht nur deshalb, weil der Mrzli Vrh das Einfallstor ist, wird er so rücksichtslos angegangen. Durchzubrechen hoffen die Italiener längst nicht mehr. Aber ihre Lage hier unter uns ist so unerträglich, daß sie uns vom Kamm wegbringen möchten. Um die täglichen Verluste zu verringern, werfen sie Hekatomben von Opfern vor unsere Hindernisse hin. An einer Stelle schießt unsere Tolmeiner Schloßbergartillerie von hinten in ihre Gräben hinein. Bei Angriffen fällt dort fast jeder zweite Mann. Vom Schloßberg aus sieht man sie zum Isonzo hinunterstürzen. An anderen Stellen haben die Italiener weder Gräben noch Deckungen. Schaudernd sieht man sie hinter Zeltblättern hocken.

Nirgends gibt's etwas Ähnliches bei uns. Die Arbeit unserer Pioniere und Sappeure, die geradezu Bewunderungswürdiges fertiggebracht hat, schützt unsere Truppen vor so furchtbaren Leiden. Freilich — erst jetzt, nach der Vollendung der Gräben. Und man hört es auch überall, das gleiche Wort: „Ja jetzt! Aber wie war es früher!"

Zwischen dem Mrzli und dem Vodil heißt ein total zerschossener Gipfel „die Sparkassa". Die Fehlschüsse platzen gewöhnlich auf diesem „Kugelfang", auf dem kein Stückchen seiner ursprünglichen Oberfläche mehr liegt. Wie ein oben abgekratzter Hut sieht er aus. Hinter dem Mrzli Vrh steht der Krn. Vom Krn aus habe ich den Mrzli beschießen gesehen, von hier aus sehe ich nun die Volltreffer oben. Aber gegen zehn Uhr hört auf dem Krn die Schießerei auf. Dichter Nebel umzieht wie ein Vorhang den Hochgipfel.

Ein Aufatmen geht über den Mrzli Vrh. Wenn die Krnspitze im Nebel verschwindet, kriechen die Mrzlileute aus ihren Deckungen heraus. Jeden Mann sieht man sonst von oben — natürlich hat man auch uns durch die Stellung wandern gesehen. Gegen Mittag legt sich eine lastende Hitze wie ein Deckel auf den Mrzli Vrh. Von oben heizt die Sonne, von unten der Felsen ein. Wie im Dampfbad dunsten die Leute. Fliegen gibt es so viele, daß man sie gar nicht mehr wegjagt. Sogar unten in unserem Quartier kann ich unbedeckten Gesichtes nicht schlafen. Der Durst wird arg und die Augen flimmern. Nicht ein grünes Blatt wächst auf dem Trümmerfeld. Immer besser verstehe ich, warum auf den Mrzli Vrh keiner will.

über den Vodil Vrh wollen wir nach Tolmein. Das Feuer hat angefangen, langsam erst — aber doch kann man um diese Stunde hier nicht mehr spazierengehen. Wie in einem Bann liegt alles — regungslos. Das Warten beginnt wieder. Das furchtbare Warten des Mrzli.

Durch den steinharten Fels des Vodil hat man eine Art „Kamin" gehauen, wie die Natur ihn auf der „Kleinen Zinne" erfand. Diese enge, steile, steinerne Röhre führt fast tausend Meter tief nach Tolmein hinunter. An den glattesten Stellen, wo es nicht einmal eine Spur von Stufen gibt, ist eine Strickleiter kunstvoll angebracht. Sie

schwingt und dehnt sich für jedermanns Schritt. Man braucht beide Hände, um sich gegen die Wände zu stemmen, und ein schwieriges Ding ist es, die Kamera zu tragen. Daß man doch für Geld einst Träger dingen konnte! Das gibt es im Kriege nicht mehr. Was ist einem Mann auf dem Vodil Geld?

Die Hitze treibt uns den Schweiß aus den Poren. Die Sonne macht aus dem „Laufgraben" einen Hexenkessel. Eine Erlösung scheint es, daß Tolmein immer näher rückt. Die eigene Ermüdung



drängt mir die Frage auf die Zunge: „Tragen die Leute auch über diesen Weg die Kochkisten, die Munition, das Bauholz hinauf?" Und dabei zuckt es wie eine heimliche Erleichterung durch meine Gedanken, daß ich selbst da nur hinunter-, nicht hinaufsteigen muß.

Aber früher galt es, den Mrzli Vrh und den Vodil Vrh ganz ohne Weg und ohne Deckung zu erklettern! Dieser Steig ist doch im Feuer, im Finstern gehauen worden. Und im Tragen, im Bauen kämpften die Männer noch!"

Dieses schauerliche Wort „früher" ist im Isonzowortschatz das ärgste. Wie muß es „früher" gewesen sein! Müde sind wir und es ist jämmerlich heiß. Keiner klagt, aber ich merke an den die Tiefe

messenden Blicken der Männer, daß auch sie öfters schätzen, wie weit wir noch bis Tolmein haben. Eng verschwistert mit dem Erbarmen ist die Furcht. Immer inniger bedauere ich diejenigen, die hier hinaufgehen müssen.

Plötzlich reißt der Steig unter uns ab. Zwanzig Schritt weit hat ihn ein Volltreffer zertrümmert. Einer allein von uns käme vielleicht hinüber. Aber wir sind unser drei. Und selbst wenn wir alle drei ungetroffen hinüberhasten könnten — die uns nachgesendeten Schüsse würden die hier aufgestellte Mannschaft gefährden. Auf fünfzehn Schritt liegt ja der feindliche Graben. Vor einer Stunde schlug der Achtundzwanziger ein. Nachts erst kann das Loch wieder ausgebaut werden. Es bleibt also nichts anderes übrig — wir müssen wieder hinauf. Den ganzen, schrecklichen, langen Weg wieder hinauf!

Daß ich selbst totmüde bin — fast zwölf Stunden sind wir unterwegs — und daß mir in dieser erbarmungslosen Sonnenstrahlung der Wiederaufstieg auf den Vodil reichlich sauer fällt, ist selbstverständlich. Und so macht es mir den weit tieferen Eindruck, daß auch der Sappeurhauptmann, der mit uns geht, kaum mehr weiter kann. Tagtäglich geht er denselben Weg. Heute nacht hat er des Minenganges halber nicht geschlafen. Die Kräfte reichten gerade noch für den Abstieg aus. Jetzt ist es zuviel.

Es ist der letzte Eindruck von der Isonzofront. Das Bild des Mannes nehme ich mit fort, das symbolische Bild eines der tausend Wächter vom Isonzo, die bis zum letzten Kräfteaufgebot auf ihrem Posten stehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ganz voll von Urlaubern ist die Eisenbahn. Die hochgeschwellte Stimmung derer, die von exotischer Stätte zu alltäglicher heimkehren, liegt über ihnen. Sie zwingen sich sichtlich zur Schwarmlinienschlichtheit, aber in Wahrheit schaut jeder mit den Augen eines Julius Cäsar zum Fenster hinaus. Das erste Stadium der Heimkehr machen sie alle durch.

Ein Leutnant sitzt neben mir. Auf dem Vodil Vrh lag er acht Monate. Zufällig war es sein Unterstand, in dem ich tags vorher

einen Kadetten um ein Glas Wasser gebeten hatte. Von vier Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts hat ihm der Kadett jede Einzelheit dieses Besuches geschildert.

Dieser Kadett ist bei einem Gasleitungsunternehmen in Temesvar angestellt. Von jedem Rohr in jeder Straße, von jedem Pflasterstein darauf hat der Kadett dem Leutnant schon erzählt. Acht Monate lang auf dem Vodil Vrh! Nichts — nichts mehr gab es zu reden. Dann kam ein Besuch. Fünf Minuten lang blieb er da. Auf dem Vodil Vrh gibt das einen Gesprächsstoff für viele Stunden ab.

„Warum sind Sie nur fünf Minuten bei dem Kadetten geblieben?“ fragt mich der Leutnant vorwurfsvoll. „Was wissen Sie jetzt von ihm? Ich aber habe neben ihm gewartet, als wir zum Sturme sollten. Wissen Sie, was in ihm vorging, als wir so warteten? Wir haben alle eine tiefgreifende Änderung durchgemacht, kommen anders heim, als wir gingen.“

Sie alle, die von den Koten, den Vrhs und den Monti, glauben nämlich an diese Veränderung. Triumphierend kommen sie herunter, voll Schwung und Erwartung.

Ganz still bleibt es zwischen uns. Denn ob diese Veränderungen wirklich tiefgreifend sind, ist die große Frage.

„Sie glauben es nicht?“ beginnt er wieder. „Vor einem Jahre — als Fähnrich — stand ich auf dem Krn. Trommelfeuer gab’s. Mit dem Hauptmann, dem Oberleutnant, dem Leutnant hockte ich unter einem Stein. Damals fürchteten wir uns. Jetzt, auf dem Vodil, fürchten wir uns genau so wie damals. Wir sind ja Menschen, haben jeder nur ein Leben. Aber wir haben gelernt, uns zu beherrschen. Wir lachen und gehen frei zwischen den Einschlägen spazieren. Glauben Sie nicht, daß wir die daheim lehren können, was wir selbst lernten? Wir sind doch nicht umsonst acht Monate auf dem Vodil gestanden!“

Sie alle, die von den Koten, den Vrhs und den Monti nach Hause kommen, meinen, es werde daheim jeder atemlos verstummen, wenn sie sprechen werden.

Seltsam gemahnt mich dieser Eisenbahnzug an die Schiffe, die im Frieden aus Ostasien kamen. Alle, die von dort wegfuhren,

dünkten sich Lehrer. Sie alle wußten dieselben neuen Dinge; dieselben Bilder standen vor ihren Augen. Ein Wort genügte zur Verständigung. Unterwegs stiegen ihrer welche aus, Fremde stiegen ein. Immer kleiner wurde die Zahl der Wissenden. Das letzte Häuflein verschluckte der Hafen Europas. Keinem von ihnen nützte es mehr, je wieder das eine Wort zu sprechen, das dort zur Verständigung führte. Niemand begehrte ihrer als Lehrer — fertig fanden sie die Meinungen vor.

Von den Urlaubern aus dem Zuge steigen auch manche unterwegs aus. Und Leute mit gutgebügelten Kleidern und feinen Mänteln, mit Schuhen ohne Nägel nehmen ihre Plätze ein. Zuerst sind sie es, die unbehaglich im Kreise der Derbbeschuhten sitzen. Dann werden ihrer immer mehr. Nun fangen die Abgerissenen vom Vodil an, sich zwischen den Wohlgekleideten ungemütlich zu fühlen. Der Leutnant beugt sich vor und deutet auf seine Stirn: „Wenn Sie wüßten, wie es da drinnen brennt.“ Ich weiß es. Dieses Brennen ist das zweite Stadium der Heimkehr.

Das letzte Häuflein wird auf dem Bahnhof in Wien auseinandergerissen. Der Leutnant steht noch neben mir. So klein und unbedeutend sieht er hier aus. So unelegant. So verwirrt und verstummt. Ein Leichenzug fährt vorbei: „So viele Leute für einen Toten!“ Die letzten Worte sind's. Dann ist er fort. Kommt jetzt für ihn das dritte Stadium, die Enttäuschung? Ist er umsonst auf dem Vodil gewesen? Wird er hier lehren, was er dort lernte? Oder hat er etwa nur versäumt, was es hier inzwischen zu erfahren gab? Ach, es quält mich die Sorge um ihn. Armer Leutnant. Niemand weiß doch hier, was acht Monate auf dem Vodil sind. Und niemand begehrt es zu wissen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der große holländische Dichter Multatuli wollte der Welt von dem Leid der Javanen erzählen. Er wußte, niemand würde das lesen. Da schrieb er eine Erzählung, ließ eine seiner Figuren in die Tiefe springen und eine Zeitlang zwischen Himmel und Erde schweben. Als Menschenkenner setzte er voraus, daß er jetzt, bevor er die Folgen des Sprunges schilderte, dem gespannten Leser rasch

einen Bericht über das Leid der Javanen zumuten dürfe. Auch für unser Leid hat der Leser wenig Zeit. Zu sehr haben wir uns ans Hinüberlesen gewöhnt. Zweitausend Tote! Zwanzigtausend Tote! Zweimalhunderttausend Tote! „Ach, wenn man nur vom Kriege nichts mehr hörte!"



Indessen, es ist doch Krieg. Ob wir wollen oder nicht. Und so sollen wir auch von ihm hören. Sollen von ihm wissen. Vom Monte San Michele, von San Martino del Carso, vom Monte Cosich und von der Höhe von Selz. Vom Schloß Rubbia, vom Plateau von Doberdo, von Görz, vom Monte Sabotino, von Oslavija und von der Podgora. Vom Monte Santo und vom Monte Kuk, von Plava, Zagora und vom Brückenkopf von Tolmein. Vom Krn, vom Sleme und vom Vodil Vrh. Nicht zu vergessen den Mrzli Vrh. Von den siebzig Kilometern der Isonzofront von der Adria bis nach Kärnten. Wir Österreicher und Ungarn müssen davon wissen, auf daß uns diese Namen werden, was einst den Deutschen Sedan war und was Verdun ihnen heute bedeutet.

Und wenn ich, wie Multatuli, dem geneigten Leser — und dem nicht geneigten erst recht — diese Namen ins Gehirn geprägt habe,

während meine Helden freilich wirklich zwischen Tod und Leben schwebten, dann habe ich meine Schuldigkeit getan. Zu Ende ist meine Isonzofahrt. Die Aufgabe durchgeführt, die mir zu meinem Stolz der Feldherr der Isonzoarmee, Generaloberst v. Boroević, zu übernehmen erlaubte.

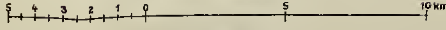
Wien, im August 1916.

Alice Schalek: „Am Isonzo."

Wocheiner See
Sattel
2008
Bogatin
Krn
2245
2163
2077
Karfreit
Pologar
Sleme
1487
Mrzli Vrh
1360
Vodil Vrh
1044
Mt. Matajur
1641
ISONZO
Dolje
Schloß
428
Tolmein
Woltschach
929
Jeza
453
St. Marja
St. Lucia
588
Kozmarice
Selo
Lom
Auzza
Canale
Vrh
Korada
812
Globna
Britof
383
Plava
Zagora
Kuk
611
Monte Santo
Mt. Sabotino
609
St. Florian
Mt. S. Gabriele
646
Oslavija
Salcano
Pevma
Al Ponte
Cormons
Papierfabrik
Podgora
240
184
GÖRZ
St. Peter
Lucinico
St. Andrä
Merna
Gradisca
Rubbia
Bukovica
Biglia
Wippach
Boschini
Mt. S. Michele
S. Martino del Carso
Fajti Hrib
464
Marcottini
Mt. dei sei Busi
Doberdo
Kostanjevica
Ronchi
Selz
Brestovica
Monfalcone
La Rocca
Adriawerfte
ISONZO
Duino
ADRIA

Zeichenerklärung:

Eisenbahn — Straße
Karrenweg — Fußweg
Kirche — Schloß
Fabrik — Ruine
Alpenhütte — △ u. ◇428 Höhenkote



Schichtenlinien zu
100 m
50 m

Verlag von L. W. Seidel & Sohn, Wien.
Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V.

